

Schäpflein
des rheinischen Hausfreundes,

von

J. V. Hebel

Tübingen,
in der J. C. Gotta'schen Buchhandlung
1811.



V o r r e d e .

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins muß seinen Titel rechtfertigen, und der Titel die Herausgabe. Der Verfasser hat nemlich seit vier Jahren die Lesestücke des Badischen Landcalenders, genannt der rheinländische Hausfreund, geliefert, und die Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen hegte die gute Meinung, es wäre schade, wenn die besten Aufsätze darinn, innerhalb des Marktkreises des Calenders und mit dem nemlichen Jahr, wofür sie geschrieben sind, wieder untergehen sollten, und druckt sie daher für ein eigenes Büchlein, samt den mittelmäßigen ab, damit sich jene besser herausheben.

Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten anderswo auch schon gehört oder gelesen zu haben, wäre es auch nur im Wademezum, von welcher Almende oder Gemeinwiese sie der Verfasser zum Theil selber gepflückt hat. Doch ließ er's nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der

Laune auch ein nettes und lustiges Rücklein nachzubängen, und wenn sie darinn dem Publikum wohlgefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen, und er macht auf die Kinder selbst keine weiteren Ansprüche.

Uebrigens, sagt die Verlagshandlung, findet sich das Beste nicht so gleich am Anfang, sondern in der Mitte, und wie an einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins, von welchem auch das letzte Muster im Morgenblatt abgeschnitten ist. Sie rechnete auf viele Leser, die, wie die Befehlshaber des mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfangen, wo andere aufhören.

Inhalt.

	Seite
Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.	1
Die Erde und die Sonne.	2
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.	8
Erstes Rechnungserempel.	10
Von den Procrisionstrauben.	11
Kortsetzung über die Erde und Sonne.	13
Zwey Gehäßen des Hausfreundes.	22
Des Adjuncts Standrede im Gemüßgarten seiner Schwiegermutter.	25
Von den Schlangen.	30
Geiz und Verschwendung.	37
Kinderbau und Unbau.	37
Das wohlfeile Mittagessen.	40
Auflösung des ersten Rechnungserempels und ein Zweites.	41
Maucherley Regen.	42
Auflösung des zweiten Rechnungserempels.	49
Drittes und viertes Rechnungserempel.	50
Nützliche Lehren.	51
Guter Rath.	53
Das Mittagessen im Hof.	57
Der kluge Richter.	58
Der Mensch in Kälte und Hitze.	60
Der schlaue Husar.	64
Commerciell.	66
Der Bauhauß.	68
Der Zahnarzt.	71
Nützliche Lehren.	74
Der Neuch.	76
Auflösung des 3ten und 4ten Rechnungserempels.	83
Zwey Erzählungen.	84
Nützliche Lehren.	86
Die Epinnen.	89
Die Planeten.	93
Das wohlbezahlte Geigenstück.	99

	Seite
Der vorsichtige Tränmer.	108
Viehliche Lehren.	103
Wißwunderland.	104
Die Eiderich.	104
Wahltag der Stadt Zeiden.	108
Fliegende Fische.	110
Echlechter Oephan.	112
Der wohlbezahlte Erbsvogel.	113
Eine sonderbare Wirthshausche.	114
Erstlicher Exorierist.	116
Drei Wünsche.	117
Eine merkwürdige Abblitz.	120
Der große Sanhedrin zu Paris.	122
Der salauce Pilgrim.	126
Unreue schilt den eigenen Herrn.	128
Isak Hummel.	131
Franz Ignaz Marotti.	135
Der Wegweiser.	137
Werblose Kunst.	139
Gut und Ungut.	140
Abendlied.	142
Der Commandant und die Jäger in Herdsfeld.	143
Vloge.	144
Die Planeten. Fortsetzung.	148
Kaantverröten.	154
Echlechter Lohn.	158
Der lann Deutsch.	158
Der Kreimling im Kessel.	159
Das seltsame Noey.	161
Einfältiger Mensch in Mayland.	161
Der Barbierjunge in Ezlingen.	162
Merkwürdige Geipenßer-Geschichte.	164
Gute Antwort.	169
Drei andere Wünsche.	170
Der Husar in Reisse.	171
Was in einer großen Stadt dran geht.	174

	Seite
Ein Wort gleicht das andere.	175
Moses Mendelssohn.	176
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.	177
Ehre und Eber.	178
Die drei Dörfer.	178
Emwarom.	182
Klein und Groß.	183
Hohes Alter.	185
Kaiser Napoleon und die Chäträn in Brüssel.	186
Das Bombardement von Kopenhagen.	188
Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.	192
Unglück in Kopenhagen.	194
Werkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.	195
Der unschuldige Schenke.	200
Der Kestrel.	202
Wider Nacht.	202
Die Cometen.	205
Der silberne Kessel.	211
Einträglicher Kätzchenhandel.	213
Des Selters Antwort.	217
Der gebettete Patient.	218
Wie der Bundes-Feind und sein Bruder dem rothen Die- ter abwechselnd einen Streich spielen.	221
Der kluge Sultan.	223
Wie man aus Darmherzigkeit rasiert wird.	225
Der Hirschschmid.	225
Heimliche Entdeckung.	227
Der Staat von Seizingen.	230
Wie man in den Wald schreift, so schreift es heraus.	232
Die falsche Schöpfung.	233
Das letzte Wort.	234
Gutes Wort, böse That.	235
Der geduldige Mann.	236
Der schlaue Mann.	237
Der Heiner und der Pfaffenheimer Wähler.	238
Der falsche Edelstein.	240

	Seite
Das schöne Mädchen.	243
Ein gutes Regent.	244
Vereitelte Raubjucht.	246
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.	249
Wie eine gräßliche Geschichte durch einen gemeinen Mey- gerbund ist an das Tageslicht gebracht worden.	254
Die Kirchner.	256
Eckfame Eheverbindung.	261
Der thätige Steuermacher.	262
Etwas aus der Türkei.	264
Das bequeme Schilderhaus.	265
Wie der Hundel-Frieder eines Traks aus dem Zuchtthau entwich und glücklich über die Gränzen kam.	266
Die leichteste Todesstrafe.	268
Nützliche Lehren.	269
Die Kirchner. Fortsetzung.	271
Die Befehung.	275
Der fremde Herr.	277
Lheures Erbslein.	279
Der General-Feldmarschal Enwarom.	280
Die zwei Positionen.	282
Der betrogene Krämer.	284
Rettung einer Officiersfrau.	286
Baumjucht.	288
Unverhofftes Wiedersehen.	292
Andreas Hofer.	294

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seintgen, oder bei einem Schöppstein im Adler, so ist's ihm wohl, und er denkt nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hingieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne hinausschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem

Herbts Schatzkammern.

Buch lesen kann, in diesem Pfalter, und liegt darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jetzt der Hansfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und den Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte, aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand wechelschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn

er will durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tobak einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hinget, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch 2 Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nemlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgieng.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seefapitan Cook, in Einem Leben zweymal um die ganze Erde herum gereist, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owa ein wenig todt geschlagen, und gegessen.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten folgendes: die Erde ist nicht blos eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie

seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermesslichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der kältere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde wegzugehen, und in die Luft herab zu fallen. Däß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat; und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß unten sei. Alle sind oben, so lang sie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupt haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig ersauern, wenn er's zum erstenmal hören sollte, wie groß diese Kugel sei: Denn

der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt, Eintausend sieben hundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umfang der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Gevierte, und davon sind zwei Drittel Wasser, und Ein Drittel Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend, sechs hundert und zwei und sechzig Millionen

Meilen im Klostermaaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese unaussprechliche große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Wänslein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das gebohren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und von dem liebenden Gott in die Kost gehen, ohne das Vieh. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinde aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Canone stünde, und der Contabier, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nemlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch heizhaft anfangen ein neues Haus zu bauen, und könntest darinn essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort läge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde

anlangen, so doch eine Canonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß, nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Dafß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Jesterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sey begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entzücklichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr milder Anstich bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114 mal größer als der Durchmesser der Erde. Aber im Körper-Maas beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darinn ohne Anstoß auf- und untergehn, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt seyn als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nemlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Nagasaamen- oder Kobasaamentörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund wenigstens müßte keine Wahl, wenn er eine Sonne, oder ein Nagasaamentörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darinn.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze unermessliche Sonnenmasse sey nichts anders als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo

dieses Feuer seine ewige Nahrung saßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt, wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht alles, und reiten manchmal auf einem sablen Pferd. Wer alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten, wie der Matheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins“ nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl wie unsere Erde ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unaussprechliche zerstörende Hitze verursachen müßte, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Gut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einem hohen Berg hinuffleigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer seyn soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fe-
fies mit mildem Licht umhüllener Metallkörper sey, und
daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pflanz-
blumen blühen und duften, und statt der Menschen
fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im
neuen Jerusalem keine Nacht und kein Winter, son-
dern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath
und hoher Feiertag. Schon Doktor Luther hat ein-
mal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Le-
ser begreifts ein wenig, aber doch nicht recht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade
hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann
einen Armen, der ihn um eine Wohlthat ansah, mit
Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er
ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit
einem Stein. Die es sahen verdroß es, aber Nie-
mand konnte errathen, warum der arme Mann den
Stein aufhob, und ohne ein Wort zu sagen in die
Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er
ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das
that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann
ein Unglück, nemlich er verübte einen Epizybulen-
streich, und wurde deswegen nicht nur seines Vermö-
gens verlustig, sondern er mußte auch nach dörger
Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf ei-
nem Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott
und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem

räthselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: Erstens man soll im Stuck nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen seyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nugen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden.“ Zweitens, man soll seinem Feind seinen Stein in der Tasche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon gieng, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

2.

Ein anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiederte, das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er

seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unheftigen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zankstüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohball mit einander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

Erstes Rechnungs-Exempel.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabey kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm alles baare Geld, das er im Hause habe zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gebe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzer Stück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, so oft er wolle. Der Einfältige

schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe und diesmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu seyn, denn er hält Wort, und der andere natürlicher Weise auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, so lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in allem. Denn als er zum dritten mal mit seiner verdoppelten Baarschaft zurückkehrte: und das drittemal den ausbedungenen Brücken - Zoll ins Wasser warf; so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene gieng leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke gieng, als Lörchen um seine letzte verlorne Baarschaft — Wer rechnen kann, wirds bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und das alles natürlich zugieng. Und mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Accurat so gehts! die Auflösung wird bald nachfolgen.

Von den Processions - Raupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäldern hält sich eine Art von graufarbigem haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten, und in ganzen grossen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deswegen nennt man sie

Processions-Kaupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fort kriechen, oder an den Eichenstämmen hinauf ziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehn eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel zwischen sich ein: Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganzezüge von gefräßigen Kaupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beispiele an Leuten erlebt, denen solches widerfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige und schmerzhafteste Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Kaupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrner Aerzte könnte daraus noch größeres Uebel entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvor käme. Aber wie das zugehen mag. Die Kaupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen stechenden Haare geben, und drücken und schieben sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feind in die Wunde.

Haut des Körpers. Dies ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Verteidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haar-Kauppen thun es auch. Aber bei den Processions-Kauppen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unheilbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen unnötigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, soll man anschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu beschützen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Merzwelken, Erndetränze, Wein und gefrorne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermesslich große Sonne in einer so unermesslich weiten Entfernung von uns wea ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24

Stunden um die kleine Erde herumbringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffner Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen ehe er den Kopf schüttelt, oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernikus, die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdfugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spinndel oder Axt gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Axt herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21sten März von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr, an einen Kirschbaum oder an einem Kreuzst auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdfugel diesen Faden in 24 Stunden einmal

gang um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nemliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nemlichen Zeit, einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die fest stehende Erde herum wandeln müßte. Nemlich die eine Hälfte der Erdfugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die Nemliche, sondern wie die Erdfugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint sie sey untergegangen, und den Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernikus, während die Erde, den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinn, bleibt sie nicht an dem nemlichen Ort, im unermesslichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich, und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Ta-

gen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum; und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen, und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird, und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verleben gehen lassen. Deswegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald belehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deswegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanftfahrenden Wagen, oder lieber in einem Schiffelein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Cameraden, der mit euch fahrt, fleißig auf einem Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der

Erde selbst und allem was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen; (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und alles was man auf ihr sieht, fährt selber mit:) sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfährt, und das sind eben nach Kro. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis. Dann 12 große Gestirne, welche man die 12 himmlische Zeichen nennt, stehn am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: Der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nemlich die Fische an den Widder. Dieß ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmament als die Sonne, und sie sieht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit weiterwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befände sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. In dem allem sagt

Fünftens und letztens der Copernicus wieder, wenn gleichwohl die Art der Erdfugel gegen die
Hebräer Schaglätteln.

Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewege sich waagrecht in einer vollkommen runden Cirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Cirkelfreises stünde, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Haden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefere die Sonnenstrahlen herab fielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Ase der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21sten Merz der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tag der rothe Haden um die Erde zieht noch 1470 Stundenwegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Vorfahr aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21 Merz. Aber schon am 22sten legt sich der Haden nicht mehr ganz an das bewußte Kreuzst, und an seinen Anfang an, sondern er läuft etwas herwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stun-

den zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21 Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bey uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden, oder 352 $\frac{1}{2}$ Meile näher gekommen. Aber vom 21 Juni an kehrt der Faden in den nemlichen Bindungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21 September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Cruzifir vorbeistreift. Von dieser Zeit an windet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21 December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21 März wieder richtig bei dem Cruzifir ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser sährlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nemlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die 4 Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21sten März, wann der rothe Faden gerade auf das Cruzifir herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Fa-

den nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt am den 21sten Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Equator entfernt, und am nächsten bey uns ist. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer schiefere gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Equator steht. Aber je weiter er alsdann jenseits hinausläuft gegen den andern Pol, desto tiefer steht sie gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kälte nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. December der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Caminhui in das Stuhl in schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22. Februar auf Petri Stuhlfeier kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20. März tritt der rothe Faden wieder bey dem Equator ein. Dieß hat noch nie zallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nemliche Jahreszeit herrscht.

Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maasse, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenige zu stehen, welche jenseits des Kreuzfusses gegen den andern Pol hinaufwobnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fangt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichste Landschaften, noch einen laustigen Frühling, und eine fröhliche Erndte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein grosses Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerley, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nemlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch

den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schüzenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit drausen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf und untergehn sehen. „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sich jenen lieblichen Stern, dort bin ich dabei, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine gebohrne so und so. Es müßte ein wunderbares Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Gehülffen des Hausfreunds.

Es wird in Zukunft bisweilen, von einem Adjunkt die Rede seyn, was der geneigte Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nemlich der Hausfreund den rheinländischen Kalender noch schrieb, er schreibt ihn noch, hat er den Bezirk seiner Hausfreundschaft disseits Rheins, wie die Franzosen das Land jenseits Rheins in zwey Provinzen getheilt, in die untere, und in die obere: und hat in die untere einen Statthalter gesetzt, einem Präsekt, der aber nicht will genannt seyn, denn er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter, und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, son-

bern sitzen bei einander und schreiben mit einander
neue hoch deutsche Reimen, oder sinnreiche Räthsel.
Zum Exempel, Adjunkt, sagt der Hausfreund: Ra-
thet hin, rathet her, was ist das?

Der arme Tross
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib,
Die arme Kleine
Hat keine Reine,
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlägt sie einen Arm
Reddeltig in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein seyn?

Hausfreund, sagt der Adjunkt, wenn ihr mir ei-
nen Groschen leiht, so will ich euch, für dieses Räth-
sel ein paar Brezeln kaufen. Der Wein, den wir
dazu trinken, bezahlt ihr. Rathet hin, rathet her,
was ist aber das?

Holbe, die ich meine,
Niedliche und kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Wird mir der Abend weinerlich.
Auch gönnt du mir,
Nachtrühn' ich dir,
Weil manchen lieblichen Genuß;
Doch bald bekommst du's Ueberdruß,
Und laufft zu meiner tiefen Schmach
Ein selbes Weib den Juden nach
Und dennoch Falsche aus und ein,
Hörst du nicht auf mir lies zu wen.

Ihr errathets nicht, sagt der Statthalter, wenn
ichs euch nicht explicire. Es ist eine Adjunkts We-

sohnung, zum Trompel meine eigene, die ich von euch bekomme.

Alein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktin, nemlich seine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt sie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug gethan, als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madridter Barbiergasse. Denn als er aus der großen Stadt Madrid herausritt, seinem Thierlein wuchsen in dem warmen Land, und bey der übrigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwey Barbierer mitnehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie Abends in die Herberge kamen, so rasierten sie sein Thierlein. Weil ne aber selber keine gemeine Leute waren, und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Thierlein eingeseift, und rasirt, und wieder mit Lavendelöl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes Thierlein zwey Barbierer mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg zum erstenmal umschaute, und mit dem Perspektiv sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Beaufeuter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbierer zum Stadthor von Madrid herausritten, und innwendig wieder auffassen, sagte er bey sich selbst: Was hab ich denn nöthig länger zu reiten, es aeht nun jetzt Berg unter, und aheng früh am Tag in aller Stille zu Fuß nach Montfouls.

Also hat der Hausfreund mit seinem Adjunkte auch die Adjunktin des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken, und davon gelaufen. Wer noch

nie erlebt hat, wie sie allen Leuten Rath und Antwort gab, und schöne Schweigertlieder vom Nigiberg singen, und wie sie sich verhielten kann, bald meint man, man sehe eine Heilige mitten aus dem gelobten Land heraus, bald die heidnische Zauberin Medea, und noch viel, wess nicht gesehen hat, steht sich nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts, soll dieses Büchlein zum Dank und zur Freundschaft gewidmet seyn.

Des Adjunkts Standrede im Gemüthgarten seiner Schwiegermutter.

Setz ohne Anstand die Hute auf, gute Nachbarn und Freunde. Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es gieng ein Säemann aus, zu säen seinen Saamen, und erliches fiel auf ein gut Land.“

I.

Man kan sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Kulte in der Werkstätte der reichlichen Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Bögen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine handvoll

fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden, und Ruchwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verachtet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Saamenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägt's, aber es ist auch noch lange nicht das höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabackspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25000 davon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesezt, daß dieses geschehe, und es geschehe bey jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 sey, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jenner bis zum 31. Dec. alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365000 Striche, und das zweite Jahr

noch keine Million, sondern erst 710,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzel sprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele 1000 Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden erstarben, oder im Aufsteigen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzählbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gejame, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde sinkt und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenjahn (Schlenke, Kettenblume) Kinder blasen sie zum Vergnügen

aufeinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen, andere gehen in garte breite Flügel aus, wie die Saamenkerne von Nadelholzstämmen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und jürnen; dann steigen und schwimmen und wagen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, im Berg und Thal, auf Firs und Halten auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erhitzt, etliches aber auf Land landet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgehobenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggelieft, oder abgelenkt und ausgeleert, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne achtn unverbaut und ungerührt durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden

an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemarken und Thürmen Kirchdäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere sollen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter getrieben, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sey. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt auch das viele Unkraut im Garten, Getreide und auf den Acker-Furthen, das der schönen gereimten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Vielmehr 1000 Thiere aller Art, von mancherley Natur und Bedürfnissen wollen auch genährt seyn, und werden

auf ihre Erreise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich und wir wissen wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättigt alles, was da leidet mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesät und gepflanzt, nicht im Frühlingsfroste gedeckt, und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen im Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherley Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

Von den Schlangen.

1.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge lecken. Allein es ist schon lange außer Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne habe, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstossen können. Diese

Zähne sind hart und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung, hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen so lange sie leben, in den Mund schauen und wer würde thun. Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen also, uns von der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen als tödten, wäre es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genuße ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach al-

Ien Richtungen dahin, und ereilen ihre stiehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Dieg' amfeiz wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereicht und übereinander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich über einander schieben, und doch den ganzen Körper bedecken und allmal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefassten Fleden, und citronengelben Quersreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Hofschmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

2.

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kennen! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit, und mit schmalen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie's nicht. Ferner wenn sich das Ende des Körpers fein zu spitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch riecht er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das beste an der Sache ist das, daß wir

nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig dem Menschen anzureißen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiel die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Haltungen, oben grau oliven braun, oder schwärzlich, unten hellgrau auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Zickzack dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne grössere und kleinere Flecken, hier und da, die ebenfalls braun sind. Die Kupferschlange, auch Kreuzotter hat einen platten, eckrunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rothfarbig, bald stärker bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzigeln. Ueber den Rücken hinab läuft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weissen Querbändern, auf welchem wieder schwärzliche Punkte stehen, und die Endhülse ist braun.

Auch findet man hier und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deswegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen brinat durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafter, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist

der Biß von der nemlichen Schlangen-Art nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwüülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbozt ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als mög, sich einen erfahrenen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es seyn kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu stecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam seyn. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts furchtbares und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, daß sie lange wachsen, und

die ungewöhnliche Größe mancher Schlangen bewiese also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

3.

Es ließe sich noch viel merkwürdiges von diesen Thieren besonders aus fremden Ländern erzählen z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika riecht mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeigeloct und liefern sich selber zur Beute und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörchen fangen wollen, sind so lech, daß sie sich irgendwo im Gebüsch verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien 1c. die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß auch drüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entgegen. Sie schlingen Thiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehüllich.

Man erzählt, daß ein Vater eben daum kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten, und sein Kind lebendig und unversehrt

heraus gezogen haben., Es gehört Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu seyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hängen, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab, und streift alsdann so wie mit der Haut, die er von oben nachtricht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden von den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geklügelte und feuerstehende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur so viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidegen giebt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deswegen die Gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die dies sehen, halten sich für Warmer, fliegen herzu und wollen andeuten, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht, und getödtet.

So begreuet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugeacht hat.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizhase rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos dur. d.

Der Geizhase hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genug von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, so bald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinet der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne, lachende Erben.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie

einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Glück auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen heiligen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu vergehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwischrock erwiderte ihm: „es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hof-

se ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer gieng mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderbarlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte in ein Armen-Spital gebracht zu werden, das im nemlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bey dürftiger Pfllege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm dabeim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ebe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die 2 schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bey seiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiderte dieser kalt und böshergig, „wenn ich euch, o Va-

ter! auch einmal in das Spital schicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgebe!

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Pö-
menwirth in einem gewissen Städtlein war schon vor-
her darinn. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast.
Kurz und troßig verlangte er für sein Geld eine
gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein
Stück Rindfleisch und ein Gemüse, für sein Geld.
Der Wirth fragte ganz bödlich: ob ihm nicht auch
ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiderte
der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein
Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken las-
sen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Ta-
sche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld.“
Der Wirth sagte: Was soll das heißen? Seid ihr
mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwie-
derte: Ich habe für keinen Thaler Speise von euch
verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein
Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel
dafür gegeben, so ist eure Schuld. — Dieser Ein-
fall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur
Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Ge-
müth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das
Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchariebener
Schalk,“ erwiderte der Wirth, „und bättet wohl
etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das
Mittagessen und hier noch ein Bierundzwanzig-Kreu-

ger Stück dazu. Nur send stille zur Sache, und gebe zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Lort und Schimpfgerne anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gail griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Von Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beidem verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Auflösung des ersten Rechnungs-Exempels, und ein Zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarschaft des betrogenen Mannes anfanglich gewesen sein, den wir vornen dreimal über die Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein 24 Kreuzer-Stück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war seine Baarschaft, mit welcher er anfieng. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 fr. und 24 fr. davon, bleiben 18 fr. Das zweitemal 36 fr. und 24 fr. davon, bleiben 12 fr. Das drittemal

24 Kr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern.

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarnsrau die Hälfte von allen Eiern, die sie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverstanden! es darf kein zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, diese kauft vom Rest wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Rest die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrath vom Anfang? —

Manchesterley Regen.

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sey doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnen?

1.

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regen-Wasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie feinge-riebener Schwefel aussieht. Nun meinen obnehin noch

viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünken entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sey mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erste wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenschirmen kein Schwefel: auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blütenstaub von den Bäumen. In den Tulpen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an eine weiße Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blütenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Saamen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse giebt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dieß ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obst-Jahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen gereget hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beysammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blüten-Staub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdunstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer

und Spätiahr, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Äpfel, Nüsse, Eichen 2c. von den schweren Ästen der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

2.

B l u t r e g e n.

Im Frühiahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hier und da viel rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Luch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas unglaubliches, als etwas natürliches glaubt, so sagt man kurz und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Alein, wie nicht alles Schwefel ist, was gelb ausseht, so ist auch nicht alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Dießmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebt, brütet im Frühiahr die Sommerwärme ein kleines lebendiges Käuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Rauvenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es seyn und werden

soß. Aber wieder nach kurzer Zeit krastet sich die Haut und es kommt etwas mit kleinen unsonnigen, schrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl anseht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Larve einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gestrüß überzogen sind, in welchem viele tausend solcher Eier verborgen seyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zuruck kehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da gehen sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen. Hundert in einem Garten können schon 6 — 100 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blut-Regen.

1.

Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird noch niemand gesehen haben, daß es Frosche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält

Sich ganz kurz so: Im Sommer bey anhaltend trockner Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlen und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquickten sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist und auf einmal so viele Fröschelein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigen Dinge gelten, als man sich die Mühe giebt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

4.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462. vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, 38mal Steine geregnet. J. B. im Jahr 1492. am 4. November fiel bey Ensisheim ein

Stein, der 260 Pf. schwer war. Im Jahre 1672. bey Verona in Italien zwey Steine von 200 und 300 Pf. Nun kann man denken, von alten Zeiten sey gut etwas erzählt. Wen kann man fragen, ob's wahr sey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789. und am 24. July 1790. fielen in Frankreich, und am 16. Juny 1794. in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803. kam bey dem Ort l'Aligle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000 — 3000 Steinen auf einmal mit großem Geräusch aus der Luft.

Sonntags den 22. May. 1808. sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial- Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Teutsch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schre-

Den einander ansahen, stieg in einem Umkreis von unaefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Walfersack über die Achseln schütz. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Pothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, etliche senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2 1/2 Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

5.

H u t r e g e n.

Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldaten Hute soll geregnet haben. Ein Lärger aus einem

Keinem Land. Städtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hundert die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte, zum Beweis davon, so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten erergirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

Auflösung des zweiten Rechnungsexempels.

Das Räthsel von den Ebern wird schon lange erathen sein. Man muß nemlich auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eber allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurück läßt. Und das ist hier die Zahl *Ein und Dreißig*. Denn die Hälfte davon ist *Fünfzehn und ein halbes*,

und noch ein halbes En dazu sind Sechszehn. Soviel Eyer kauft die erste Nachbarin und folglich bleiben Funfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes und noch ein halbes dazu sind acht. So viel kauft die zweite, und so bleiben noch Sieben. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind Vier, und es bleiben Drey, und die Hälfte von Drey mit einem halben mehr ist Zwey, und so bleiben alle Eyer ganz und die Händlerin behält Eins im Rest.

Drittes und viertes Rechnungsexempel.

3.

Zwen Schäfer begegnen sich mit Schaafen auf der Straße. Hans sagte zu Kris: „Gieb mir eines von deinen Schaafen! Alsdann hab ich noch einmal so viel als du.“ Kris sagt zu Hans: „Nein, gieb du mir eins von deinen! Alsdann hab ich eben so viel als du.“

Nun ist zu errathen, wie viel ein jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgende ist auch nicht schwer aber artig. Nur muß man richtig rechnen, und nicht lere werden, was leicht möglich ist.

4.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da giengen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit sie in der Theilung nach seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von seinen Kindern

liebe wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut geübet seyen, nach seinem Tode helfen, wie er den ältern bei seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Verordnung:

Der älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite soll alsdann 20 fl. wegnehmen, und von dem Uebrigen wieder den achten Theil.

Der dritte soll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr als der erste und dann von dem übrigen den Achten erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten davon, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich seyn

kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seyd, und rathet und helfe ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwochen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer besser Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, & o'wer Lebenslang keine Weizen-Ernde; und ein hartes Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch eucra Flei., und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pflüget, wie sich gebühret, so steigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Rosen und Korneosen und mancherley taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die gesunde Aehre schwanke in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit den Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und badern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine dankvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kinder sich nicht verdrüßen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Saamen, schöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

Man verakßt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multiplirciren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meynt, es sey nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreißig Jahren 10950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwey Stunden unnütz und im Müßtagana zubringen, und meynt jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 720 Stunden und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Facit 9.2 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl. wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahr wieder dabeim seyn. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benützt, besser und vollkommener zu

werden, und sein eigenes Wohl und das Wohl der
 Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der
 hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug
 ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vie-
 lem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Ge-
 duld, und zu Erhaltung desselben gehört Mäßigung
 und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt
 steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Au-
 genblick fällt man hinab, und bringt Wunden und
 Schmerzen genug mit auf die Erde.

Guter Rath.

Was ich jetzt sagen will, wird manchen, der es
 liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen;
 aber es ist nicht lächerlich; und mancher, der es
 liest, wird meinen, ich habe ihn leidenschaftig gesehen
 und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht,
 und will niemand besonders meinen. Es giebt Ge-
 genden hin und wieder, wo die Männer und Jüng-
 linge im Ganzen recht gesund und stark aussehen,
 wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung mög-
 lich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde
 Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern,
 guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohl-
 proportionirt und tadellos, bis unter die Kniee.
 Da kommts auf einmal so dünn und so schwach bis
 zu den Füßen hinab, und man meynt, die armen Bei-
 ne müssen zusammen brechen unter der schweren Last,
 die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Man-

hem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu sehn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr die starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich heraus heben, und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommt's. Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen laßt das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immermehr in unzählig viele kleine Aderlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aderlein, die wieder zusammen gehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, so lange der Mensch lebt, und auf diesem Wege giebt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohleingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen vertheilt es sich immermehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rausen, und endlich findet es jeden Grassalm auf einer Wiese, Klee- und Habermark, Liebfrauen-Montlein, und was darauf wächst, und giebt ihm seine Ernährung. Aber wo

wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor seyn? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an, die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammengedrückt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen als nöthig ist, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur aus Uebel Aerger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein steht und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt und mit den nächsten besten sich begnügt. Mein guter Rath wäre also der: Ihr sollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will; so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an als nöthig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft

anwenden, und mehr thun als nöthig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern frühe darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Diß ist mein guter Rath; und wer seinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müßens auch wissen. Aber folgen muß man alsdann. Denn wem nich zu rathe ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn frentlich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kenne, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrüsslich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genua, der Herr war verdrüsslich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was

that der Diener? Kurz, besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mit nichts, die nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das seyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Lust ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mutag halten; — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, beiterete sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sey, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daseibst zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingeknäbet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein

Geld habe ich gefunden. Dieß wirds wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück! „So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verlorene geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit ausah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingeknäht. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Nacht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung schon heraus genommen haben. Da habe ihr wohl daran gethan. Ich danke euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eignen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. seyn eingeknäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verfehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Vorschein zu kommen sah, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden, über das was sie aussagten, eine

fehle und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Pöcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das newliche seyn, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr. verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thlr. findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts möglicheres und besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und manchem, der bei uns an einem heißen Sommertage fast veräbnachten will, oder im kalten Jenner sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahrs Herr und Meister ist, und ernstlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief auf-

thaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, ne aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich seyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen steht, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch manches anders seyn, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei, und die andern verschmachten oder erstarren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestruppe auf dem ebenen Boden, wie wirs auf unsern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkom-

men kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich seyn. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach. „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan.“

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hebe Kälte und Hitze die Menschen anhalten können.

Zu Jenisseisk in Sibirien trat einst im Jenner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Krasnojarsk ebenfalls in Sibirien, wurde im Jahr 1772 den 7 December die Kälte so bestia, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefroren. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nord-Amerika an der Hudsonsbar. Da froren ihnen selbst in den geheizten Stuben der Brantewein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht häufig erhal-

ten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanopenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettenstätten mit Eis und Dutt überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nemliche Menschen, Natur ausbalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beispiel in Glasküsten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. Im Breittlingen, das ist eine Ergrube am Zammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schweflichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen, und eine so erschreckliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nackt arbeiten und alle Stunde innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel auf Schwitzen halten, kriechen in einen bedünstigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Atmen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freylich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht gros loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer, liegen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10

Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eier in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heisser Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an dem Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abhorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht erhitzen, und haben gleichwohl noch viel dabei auszuhalten. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Hitzigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl überlebt man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

Der schlane Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen gieng, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Bagen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuz-

ger im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht so weit von meinem Quartier wäre,“ sagte hierauf der Husar, so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab nichts; so müssen wir den Gang zum heil. Alfonsus doch machen. Was er uns heute beischert, wollen wir brüderlich theilen.“ Dieser Alfonsus stand in Stein aufgebauet in einer alten, wenig heil'igen Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heil. Alfonsus habe ihn noch in seiner Noth stecken lassen, daß dieser selbst anfing Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfersbeiser des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewinkt.“ Er stand auf, gieng zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinerne Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche mußte er schon stecken.“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Auch gieng das zweitemal wie zuvor. Nun kam der Kreismann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hun-

derer Gulden hat uns jetzt der gute Alfonso auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken.“ Der Bauer wurde todesblau, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonso haben, und nachsehen. Alfonso habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umdrehen und leer machen. Die Hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem G. den abgenommen, so mußte er jetzt auch seine Hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Beten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Sommerlied.

Blau's Verge!

Von den Bergen strömt das Leben,
Keine Lust für Mensch und Vieh;
Wasserbrunnlein frost und früh
Müssen uns die Berge geben.

Trübe Matten!

Grüner Aue und Dolden schießen;
In der Stoppel schlank und fein
Klingt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Salante Bäume!

Munt're Vögel Melodien
Lönen im belaubten Reif,
Singen laut des Sommers Preis.
Striche, Bän und Pfau'n gedeihen.

Grüne Saaten!

Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

In dem Himmel!

Estrahlt die Sonn im Brautgeschmeide,
Weiße Wolklein steigen auf,
Flehn dahin im stillen Lauf,
Gottes Schicksal gehn zur Walde.

Herzensfrieden,

Woll' ihn Gott uns allen geben!
Dann ist die Erde schön,
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter

Ubergiehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr,
Winde traufen hin und her,
Und die wilden Wässer wogen.

Rothe Mähe

Zusen hin und zusen wieder
Leuchten über Wald und Fluß,
Dange harret die Creatur,
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,

Wer es hat, und wer's bewacht,
In dem Fluh vom Welgericht,
Schaut er, und erhebt nicht,
Wenn der Grund der Erde trachtet.

Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen fangen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfs Hügeln bedeckt sind, wie der Boden germüht und durchlöchert wird, wie die Gewächse eben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln wühlt.

Run so wollen wir denn Gewicht halten über den Missethäter.

Wahr ist es, und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer heiligen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrisst? wer kann's behaupten?

Man, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der Nemliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitlich ansetzen, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht aus-

len wollen, so will auch das Land nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Land heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frisst die Wurzeln ab, sondern die Quaden oder die Egerlinge die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Ma-läfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frisst die Quaden, und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quaden da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Hensers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“ —

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle, und eure besten Scheermänner, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zuweilen Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne, und

gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitze Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitze Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frist.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet, und in den Magen schaut.“ Denn was er frist, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelsäfern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und andern Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt, und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Herbst kommt alsdann der Maulfäfer, frist euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Guts des Dank und Lohn.

So sieht's aus.

Der Zahnarzt.

Zwei Laubiebe, die schon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil sie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da gerietben sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genügen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nemlich und drehten aus demselben lauter kleine Kugeln oder Pillen, und bestreuten sie mit Bummelmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussähen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften sie für ein paar Bogen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder: (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen:) Das Papier zerschnitteten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmärkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einen Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und lebte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz ernstlich Zahnweh haben müße. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und

machte seine Marktsaffairen aus. Indessen kam der andere Laadieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der Zweite durch das Winseln des Ersten, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund, sprach er, ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?“ und gieng mit großen und launigen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doctor Schnozzius Kapunzius von Travatgar,“ fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behüllich seyn, wie die Farben. „Und wenn ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt,“ fuhr er fort, so soll es mir eine schlechte Kunst seyn, euch mit einer höchstens zweyen, von euren Leiden zu befreien.“ — „Das wolle Gott,“ erwiderte der andere Patient. Hierauf zog der faubere Doctor Kapunzius eines von seinen rothen Bäcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten ein Kuglein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese rüde Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen engherzigen Schren. Das gefiel dem Doctor. Der Schmerz, sagte er, sey jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freunden auf, wusch den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran

war, und that, als ob er seinem Reiter zum Danke etwas Mahmbaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlan angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortreflichen Willen haben. Der Doctor bot das Pfl. lein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammen kamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl fenn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 fr. bekam man noch in keiner Hungernoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrod-Kügeln wurden natürlicher Weise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Dar- aus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“ — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern, und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Nützliche Lehren.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs Erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwüthig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doctor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald sey der liebe Gott gesessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Nuthen geschnitten.“

6.

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele faßsüchtige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht

abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, machs auch so!

7

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Frisch gewagt ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände. und hincanach, wenn man sein muthiges A. gesagt hat, ein besonnenes B., und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchtreiben. Aber wenn du immer willst, und fangst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren.“

8.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold,“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth.

Oft ist gerade da ein wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prablerci am größten ist. Wer viel Vermacht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thaklern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Seiler) Dukaten dabei. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukaten-Maas, sagte er, sey kleiner als das Frucht-Maas.

Betrachtung über das Weltgebäude.

D e r M o n d.

Der geehrte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erstlich der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermesslichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzig mal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausacht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenn's nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numertren zu üben, sondern daß er gerne bey der Wahrheit bleibt.

Zweitens, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesezt er liege unbeweglich still

an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Ase, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nemlichen Erscheinungen, wie bey der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und auch an dem Cruzirte im Felde angeknüpft würde, so müste sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deswegen nicht um die Erde herum gegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Ase hat den Faden selber an sich aufgewunden.

D r i t t e n s, der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erleuchtet, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nemliche Hälfte hell, und die nemliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Ase, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Calendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort so lange als ungefähr 2 von unsern Wochen und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 221 zu schlagen oder 109. — Aber

V i e r t e n s, der Mond bewegt sich in der nemlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man aber

mal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nemlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Poles herum fähre, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nemlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nemlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nemliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nemlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens, da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht aber etwas höher oder tiefer. Als dann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif

von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum Ersten Viertel.

Das Erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinausschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dieß ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgrader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nemlich die Finsternisse,

Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hineintrifft, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am besten Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsterniß, die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintrifft, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir am Mond erblicken, ist nichts anders als der Schatten von unserer eignen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Voll-Licht statuiret werden. Alle diese Hindernisse nun, die einzig von der Bewegung des Mondes und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Calendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt ihr, fragt der vorsichtige Leser, daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen? Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute ne anfängt, und wie tief sie sich in

den Mond oder in die Sonne hineinstrift. Oder sagt's auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

Stehentens, und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er ben allem dem furios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen helleren und blässern Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit verirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile seyen Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückzueilen, und die dunkleren seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem sapablen Perspectiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffner Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt als Land und Wasser, nemlich auch Land aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel detri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nemlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unsrer einer (der gemeine Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch.

Ach tens und **Leg** tens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat. — Antwort: Was die Erde. Soviel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Wiederschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdelein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General, Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Mondes, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt. Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von kurtosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sey blos wegen ihnen da, und wir könnten ihnen auch besser sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des 3ten und 4ten Rechnungs- Exempel.

Ich werde wohl zu spät kommen, und alle, welche sich um das erste Rechnungs-Exempel bekümmerten, werdens heraus haben, daß Hanns 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem ersten Eins von den seinen gab, so hatte Fritz noch 4, Hanns aber hatte 8; folglich noch einmal so viel. Giebt aber der erste dem letzten Eins, so behält Hanns noch 6 und Fritz bekommt 6. Und also lautet die Aufgabe.

So ein Schaf hin oder her zu geben, wenn man selber nur 5 oder 7 Stücke hat, ist nun frendlich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde haltens mit einander so, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der ander: wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig; und wo einmal Uebermuth und Mißgunst sich einmisten, da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel sein Vermögen unter seine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern so vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein

Könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spaziren gehen und frische Luft schöpfen.

Zwey Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nemlichen oft durch einen unerwarteten spaghastischen Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das nemliche lehren folgende zwey Beispiele.

Ein Waisenjunge sprach einen aut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher der dieß liest, wird denken, das zu lernen sey keinen Heller noch weniger einen Kreuzer werth, weil Schimpf und Handel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davon bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den

Knaben einen unverschämten Burischen und Bettelsungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujaagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der ihr seht, schrie jetzt der Junge, schon so alt und noch so unverständlich! hab ich euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlägt ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte die gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreuzer werth gewesen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbey, der ein neugieriger und dabey ein gewaltthätiger Mann muß gewesen seyn, und der Gerichtsdienner kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin so eilig? sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiederte ganz gelassen: Weirenger Herr, das weiß ich selber nicht. — Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Karzeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Das mag seyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hinache, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt

ernsthaft, von ihm zu hören wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadt-Richter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenitigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Thurn gehen werde, — und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, sprach jetzt der Richter, das sollt Ihr nicht. Die wichtige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

Nützliche Lehren.

9.

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Bettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. Das sagt mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mahl' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

11.

Einmal ist Keinmal. Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang immer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremden Gut vergrieffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und als-

Dann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei undemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hinein... te. Er sagte immer: Was nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Bonichts ist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingeزogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Bonichts ist, der selber nichts zu beissen und zu nagen hat.

Die Spinnen.

1.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sey es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht nichts aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindinn, die groß genug darinn sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammen gefest seyn könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehn. Auf jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen solcher Fäden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß

ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverbrochenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag alles gut seyn, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und lauft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unfern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brod streichen und verschlucken? Wohlbekommt, wenn es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stuben-Fliege den Varaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerjuchzen

mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Müßlein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verlegt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkurzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerrüdet? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherley Thiere dieser Gattung gebe,

seht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Wein, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühsahr und noch vielmehr im trocknen warmen Nach-Sommer sieht man oft gar viele weisse Fäden in der Luft herum steigen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Kloden herkommen, und machte sich allerley wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche beschweben die Spinnen des steigenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nemliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen *Tarantel* bekannt. Diese soll wohl die Menschen beissen und durch den giftigen Biss krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die *Tarantata* genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es liesse sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von America und heisst *Buschspinne*.

ne. Diese nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücken vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne, und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermesslicher Höhe herabstimmert.

Nur's erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Dean so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stel-

luna gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gelehrter kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden mußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandnis. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehren von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

- 1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.
- 2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die

andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finsternsten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finstern. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsre Erde, verschiedene Jahreszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermesslichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als

ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Möglich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Bitternag, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen berühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuiert.

2) so müßte unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt elf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie sieht's jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

Der Mercurius, aber diesen wird keiner von euch leicht sehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr

aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblagt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit läuft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahreszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sennenglast ihn nicht mehr sehen. Unschicklich solat er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglode in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen

beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blässer, und scheint sogar kleiner zu seyn. Aber die Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stockfinstern ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde lehrt.

Aber was noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wunderbares Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erdhigen Berg nur in ein Thal hinüberschauen können, welches unsre Augen noch nie gese-

ben haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer urchten, lustigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern müßte man noch mehr.

Mercurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neu entdeckten,allas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Aker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Akerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, geht man immer tiefer in den Aker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Aker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil mußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab bey Tag, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger

Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbarns Gerstenfaat schonte, so lief er schnell hinzu und pflanderte ihn, oder thats mit ein Paar Oberseiten kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ehesten einen guten Weg brauchte und suchte, wars nur desto schlimmer, und die Dornenbüsche und Nispen, mit welchen er den Wandernoen verständlich machen wollte, wo der Weg sey, waren allemal in wenig Nächten niedergezogen oder ausgezogen, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anderes zu flatter. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bei trockenem Wetter und etwas heißen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr kühl war, hörte man im Heindaus bald ein ängstliches Schreien und Weinen, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Lebtengedaine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofsthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofswege, bis ein verständiger und verzagter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort versetzte und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrittenen Plaz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr verstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Weib ist, geh ich mit Gott als ein chrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim,

habe nichts Böses gethan, und ein Weib, wenns auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Als aber Fleisch und Wein, so habe ich zwei Töchter bey mir, die sind auch schon dahin gewichen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Wehnen und Seöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe heraus, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtenhülle war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muth, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille gieng er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtentreu verby. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Verräther ist so schlau, er verräthet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Aker erblickte, dachte er bey sich selber: Ein reutes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Weib, der auf den Kirchhof schört, acht nicht aufs Akerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, sagte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burtschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf

dem Kirchhof dabei sein. Er stieg daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gefühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigentümer des Gerüstenackers ein Paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierathen im Gesicht herum gieng, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbänner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelthun eben so sein Recht und seinen Meier finden möchte.

Der vorsichtige Träumer.

In dem Städtlein Wietisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasberbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmer-

gen davon empfanden, daß ich um keinen Preis mehr
darfug schlafen möchte.“

Nützliche Lehren.

17.

37.

Verständige, ja gelehrte Landwirthe machen
oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbau's
oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas neues in
andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt
der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach gro-
ßen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mit-
bürgern, so theilt er ihnen seine Entdeckungen mit,
und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die
meisten sagen alsdann: Wir wollen bei der
Weise unserer Väter bleiben, und wie
sie's getrieben haben, so treiben wir's
auch. Das ist sehr verständig gesprochen, annehm-
licher Leser! Nur muß man's nicht bey den Worten
bewenden lassen, sondern auch seinen alten Vorsatz
erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorrichtung und
Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so
erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben un-
sere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei
versucht, und guten Rath nicht verachtet. Man-
ches ist mißlungen, manches ist wohlgerathen und
besser worden, und so können wir auch noch in Zu-
kunft weiter kommen, und unsern Ackerbau und
Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten,
und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißi-
gen Vorfahren folgen.

Mißverstand.

Im neunziger Krieg, als der Rhein auf seiner Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache rüber: Hils! Hils! Das heißt auf aus deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: Halber vier!

Die Eideren.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eideren feind, diesen unschuldigen Thieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenannten Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freylich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
saut ihm Entsetzen zu.“

Man, alle Leute sind so furchtsam freylich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannichfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibe auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachte ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnahbarliche Geschwindigkeit, und siehe mit Vergnügen ihren unschuldigen Eytelen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauss, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gedüsch zum verhergehenden Ansehalt fehlen. Sie vertriehen sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mäusen lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgeben, ruft die tiefe dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Befremdlich haben nicht alle diese Thiere einerley Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gedüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nach-

Neße, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

2.

Es giebt auch zweierley Eideren im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnensquellen findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnemeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenslube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf, oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waaren auf dem festen Land verboten sind. weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnensluben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Plage und keine Langeweile.

An der großen schwarz- und gelb- gefleckten warzigen und schmutzig- feuchten Eider, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch modrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhast in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leidens.

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eideren fürcht-

ten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodill ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eide. Davor muß jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgeleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Hinterschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Kachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit Einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht an's Land, frist Fische und andere Thiere, Vögel und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es im gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umbiegen. Mit einem glücklichen Entsprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Hühner-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden, aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Rahe gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgezucht und zerstückt oder gegessen. Wohl bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eideren gebe, nemlich solche die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Araber von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstorren Bergschlößern hausen, und feuerigend durch die Luft schreien, Brunnen vergiften, den Reiter und

das Kopf mit Sporn und hufeisnen Echlud und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Lebens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Von allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Aßen und andern Welttheilen Eideren von ein- bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie den uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eideren von Insekten. Andere Dastlosen und Drachen giebt es in Aßen nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Versäumdungen und Echworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heist schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12 Jän. des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Daß walt Gott“ der Andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aus-

sehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurn auf halb fünf stand — heilige Leute saßen dabei und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abend-Schule, müdige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Beintrug, ein Bekümmertcr sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb suchte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick, (ibr könnt nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darinn wohnte und lebte, zertrümmert und in einen Steinhaufen zusammengehürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Dren Schulhäuser giengen mit allen Kindern die darinn waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel

und Thron mit ergriffen wurden. Achtbundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergestossen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und vollreichen Stadt. Der König von Holland setzte sofort ein nobelmäßiges Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ibrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Fliegende Fische.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sey erdichtet, weil bey uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel, als Maisen, Dorschfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darinn untertauchen;

und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht auauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seyen. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimme eine Ente freylich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch liegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Verwandtisch. Die Flossfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weizen Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. So bald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens; er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, steigt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anders entkommen, und darinn ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, sein Wagniß treiben, wenns nicht seyn muß, nicht oben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben den Schiffabrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nachstellt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft

erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit, oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spas zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lang diese daheim im Wasser bleiben, wodin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spas, bey dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beyde des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Handel haben, ist lauter Freude für die lesen Vögel in der Luft.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stednadel der Länge nach spalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauseh Abraham, sagte er, es soll einen Stiebzebner gelten, ich haue dir in freyer Lust das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn

der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde aufgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er blieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Nu weih, ich hab's gewonnen!

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich hab's gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwey auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

Eine sonderbare Wirthszech.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Hock, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Hock. Denn obgleich einmal dreyn lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahr alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sey, wie es am nemlichen Tag und in der nemlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickeren seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und Einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwentkelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreis-

de stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der Luft heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin, sagte einer, es steht dießmal um unsere Bagen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Beche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirthin nahm das nicht übel an, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen, stellte sich aber unvermerkt vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geherat habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neue Oberrocke in Verlay geben.“ Dieß letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bei Bagen seyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April
im Wirthshause zu Seegrün.

Geltfamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und
läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt
ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Va-
ter, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr
habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel
herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder
ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht recht,
Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu
Fuß gehen. Du bist jüngere Beine. Da saßen bei-
de auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter
Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unver-
stand: Zwei Kerle auf Einem schwachen Thiere;
Sollte man nicht einen Stod nehmen, und euch bei-
de hinab tragen? Da stiegen beide ab und gingen selbst
dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn,
und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wan-
dersmann und sagt: Ihr seyd drey kurtiose Gesellen.
Ist nicht genug, wenn Zwei zu Fuß gehen? Geht's
nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band
der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen,
und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen,
zogen einen starken Baumstamm durch, der an der
Straße stand, und trugen den Esel auf der Ach-
sel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leu-
ten will recht machen.

Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust dabei ist: Wenn man's gut hat, hält' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, wovon es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald Einmal hunderttausend Millionen baar (he Thaler) fort weg. Eines Abends aber als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufstapften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Eidechse, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Moracuroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erhobte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderlicher silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Veragen, Anna Krige, die im krystallinen Schloß mitten in den Veragen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Abendland streut, und über siebenundere dienbare Geister gebietet. Drei Wünsche darfst ihr thun: drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Be-

griff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprach zu bringen, als die Bergsien sie mit aufgegebenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosendust's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Deldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Basageigen; so waren sie jetzt doch recht übel d'ran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rustigen Pfanne hin und her züngelten, bald angienge, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie

in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgeneuroth und Rosendunst untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre,“ sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so lag die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und bieng zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Vergafen bitten, mit unnützbare Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeyten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nemliche Hans

und die nemliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Verasen kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Verasen also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wiß, a mögeß, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, bilst nichts wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerley, und sah ihn und den Jiris niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwiß im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: Du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden seyn, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber

der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern gieng vor den Richter. Da war nun freudlich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel d'ran. Penanen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Galgen Strafe erleiden, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube achtsen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erleidet hatte, so sagte er: „Also einen Gnaden kostet es, Gütiger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Veräpfllichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann!“ Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Betlagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adieu, ehrlicher Mann!“ Als der erbotene Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könnte jetzt zufrieden seyn.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitssame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Den Anfang dazu hat der große Kaiser Napoleon gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was er wegen der Judenthumschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Heiden. Aber zweierlei Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antret die große Reise nach Jena, Berlin, und Warschau, und Eplau, ließ er schreiben an die ganze Judenthumschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementen des Kaiserthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden sollte, und der Eine sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wollte die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementen, worinn Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Geseh, und war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Darbleiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast finita, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Alein die Abgeordneten sagen, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther,

und sie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerbörten Wunder unserer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Weislicher war, sondern — Sanhedrin, das wird verdolmetscht eine Versammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten also genannt, der hohe Rath zu Jerusalem, so bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie diese das Gesetz erklärten, so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abacordneten der Judenthums wider ein und saaten, es sey seit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin gewesen, als dieser unter dem Schutze des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dies ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin ausserath zu Paris im Jahr 1807 nach Erschaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres am 22ten Tag des Monats.

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Judenthums darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sey dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sey nach dem bürgerlichen Gesetz auflöslich.

3) Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christenochter heirathen, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Untertanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einzigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigene Glaubensgenossen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worinn ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat, und den Schutz der Gesetze genießt, sein Vaterland, und befehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu vertheiligen &c.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frey, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzublasen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzukraften, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Au-

gen ihrer Mitbürger könnten verhaftet oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein Israelitischer Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel gesetzt wird, ist verzinsbar.

9) Das nemliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publicirt worden den 2ten Merz 1807, und unterschrieben von dem Versieger des großen Sanhedrin, Rabbi d. Einzheim von Straßburg und andern hohen Rathsherren.

Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Mühlheim an der Pfist: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; oder auf dem Fußweg über Maachen ist es eine Viertelsunde näher, so gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelsunde zu ersparen, über Maachen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Bagen zu ersparen oder zu gewinnen,

als einen Gulden. Aber 15 Wagen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel. Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerley, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr dorthin bekommt, als er unterwegs an den Soblen zerreißt, zumal wenn er darsin geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nemlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Trobingen, oder den Baselsab in Schliengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Arummer Pilgram, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freulich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte:

„Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: „Es, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Lunklein sind doch nicht so gar weich worden,“ so sagte er: „Ja, und die Brühe steht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darcin, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Verachtet euch Gott! Geht mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Urmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und aß an das Wert mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüß und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Tropfen, Saft und Tropfen, so wuschte er den Mund am Linsuch oder an dem Urmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Gran Wirthin, eure Suppe hat mich rechtshaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwirgen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Asiaten, oder eine Kose von Jericho.“

Untrene schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schweden einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bairischer oder württembergi-

sehr Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist, so sprach er mit schibarar Urube, warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gesetzt, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzählt, zu seinem todtblaffen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und über-

rünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nachthafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darcin, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemäße sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: Ich werde den Entdecker soaleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nemlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spisbubensstreichen, die der Satan auf ein Sünden-Register setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nemliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchtbaues willen thut, oder für den Galgen, obaleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfährt unser Meister Spisbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. — Das wollen wir

beides gut heißen, und wünschen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Bönenschwil im Schweizer Canton Argau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Vieh-Doktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein gelehrter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was sein Meister wußte, nemlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sey's.

Jakob Hummel nicht also. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberolstern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hieß abermal ein Jahr bey ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustand, und von der Natur der Arzneymittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, war eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen und hätt' sich mit Andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Hummel eben so aus. Mit Bindfaden war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Hummel wurde gemeiner Tagelöhner, gieng in armseliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im schnüßichtvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bey Herrn Ringier im Kldlerth zu Zofingen. Bey diesem Herrn war er drey Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meißterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Hummel wußte mit seinem Verdienst etwas besseres anzufangen. Oft wann er bey dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese

Esprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit seinem zusammengeparten Verdienst nach Alton in die Schulanstalt des Herrn Euell, und lernte so viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehret, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvoigt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienste, erwarb sich bey diejem und nachher bey einem andern Herrn wieder etwas Geld, und besand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Bönenschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von Städten gieng, und seine Baarschaft nach Bunsich vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemetude Bönenschwyl mußte 8 Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, den guten Jakob Hummel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär mit seiner kleinen Baarschaft ins Weite gegangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Hummel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er

zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Bie von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu seinem unglücklichen Sammerien drauf, und er dachte: Zeit hab ich keine Zeit, sonst ist's Marbá am besten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschafft in die Tasche, einen Stock in die Hand, und lief eines Ganges, ohne sich umzusehen, nach Carlruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Doppelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Unter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Carlruhe ist eine öffentliche Anstalt zum Unterrichts in der Thierarzneykunst. Die Lehrlunden werden unentgeltlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrlinger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft besriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Thieren anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und böien Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Strasburg, oder in Klein Carlruhe im Wilhelm Thau zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühl-

Berg im Kappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenreich mit der schönsten türkischen Musik: zumal wenn ihm bey denselben sein Kossäcker einfiel bey den helvetischen Hüfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelehnter Thier- Arzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erlaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und sah sich nun nach allen aufgestellten Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und ansehnlichsten Thier- Aerzte, in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Guter Freund, nimm Gott zu Hülfe, und versuche es noch!

Frantz Ignaz Marocki.

Man erfährt doch durch den Krieg allerley, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zu-

sammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Marodi, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen werde; und doch ist's geschehen in den ersten Wochen des Jahres 1807. Er ist geboren im Jahr 1690, und lebt noch, und ich will glauben, daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hatte in seinem Hundert und siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gekrachen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es seit 1690 manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl vom manchem Grabe sagen, wer darinn liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geheirathet, und vier Kinder erzeugt. Im 80sten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preussen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 fr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimath kam, wünschte ihm der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Schreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser

nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm sein schönes Geschenk vom hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Der Wegweiser.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schalk von Raßfeldheim seiner Frau, daß ihm sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgeritten war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Andern sah ein Wegweiser an der württembergischen Gränze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Reich einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nach, sagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfanglich gieng alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mislachte, wenn er etwas zu lachen hatten, so fragte ihn Einer französisch, ob er auch verstände was sie mit einander redeten. Er hätte herzlichst sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher an sein Französisch

zusammen, und antwortete: *Oui Bougre*. (Ja Ker!) Mit einem ehlenlangen französischen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen. „Wie? sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ *Oui Bougre!* war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Camraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten, weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Klintensioß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher seyn. *Oui Bougre*, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich geschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter *Oui Bougre*, ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermuthung, er sey verrückt; (denn daß er französisch verstand, hatte er bejaht.) Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, sagten dies fort, und er erwiederte den Abschied des Einen, daß er sich zum Fenster packen sollte, richtig mit *Oui Bougre*. Als er aber so bald wieder nach Haus kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Morgen wieder erwarten konnte so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, & daß es ihm fast sey zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Birnhauser Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeführt hätten. Die Franzosen (setzte er treuher-

gig hinzu) sind nicht so schlimm als man meynet, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodlose Kunst.

In der Stadt Achen ist eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, Facit: Eine Million, und der Meister Schneider und die Näherinnen und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wie viel Geld an den Nachher Nadeln in der Fabrike selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 -- 10 Jahren.

Ein Fremder besah diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feineren Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln eine Oefnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oefnung zu einer artigen Schleife.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges

Beisend, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während christliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagelieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linien zu werfen. Das war eine brodtlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linienziher unter anderm nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Alein was war darin? Ein halber Becher Linien, die ihm der weise Pabst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darinn machen könnte.

Gluck und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig

zugienz, die Kugeln saugten, die Bretter und Mastbäume trachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Klamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod im Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff stieg Feuer in der Pulverkammer, und bog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und ungeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Tüpfeln fuhren jetzt wie Drachen auf sie her, aus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdeß saugten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume trachten, die Feuerbrände flogen, und pas! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweytenmal gerettete Le-

ben, mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Losschneiden von den Ketten, als das türkische Schiff ausfuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

A b e n d l i e d ,

wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schlingen wir den Hut,
Der Wein der war so gut,
Der Kaiser trinkt Vurgunder Wein,
Sein schöner Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und seine Kreide mahlt
Den Namen an die Kammertür,
Und hinten dron die Schuldgebühr.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer sein Mädchen trübt,
Ein lustig Liebchen findet
Im Frieden und mit Eitsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wieder kehren,
Mit Ehren.

Des Wirths sein Töchterlein
Ist züchtig, schlaut und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat sie feind, das ist nicht gut,
Muß eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft Er noch,
Wir finden Weeg und Hausthür doch,
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Der Commandant und die Jäger in Hersfeld.

Im letzten preussisch-russischen Krieg, als die französische Armee und ein großer Theil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherley Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widerspenstlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht

geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Heind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Junke sich in einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gärten hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muth war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Haab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Commandanten in Cassel um Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bey der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrecken, so alles Muthes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschensfreundliche Commandant selber ermahnen mußte, statt des verzweifelten Klagens und Bittens, die kurze Frist

zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klagggeschrey der Unglücklichen. Durch das Gerümmel der Flüchtenden und Kliebenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Gild.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Ausruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Commandant gekündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erlaubten, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug das selber ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Dies geschah zu Hersfeld im Jahr 1807, und das Städtlein steht noch.

P i e v e.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkarten-Händler, die im Land herum ihre Waaren, Bild-
 heft Schapfänger.

nisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen sie wie die Störten ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Canton Tesino, in welcher Tyrol, und dieses Pieve dient zum Beweis, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn aus unverdrossene und sparsame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen, und deswegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allein. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt keine Einmohner nicht. Lange behielten sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Remondini in Bassano, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Hefen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tyrol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es gieng schon besser. Sie hatten an den gemahlten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plummen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Strassburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Ber-

lin. In allen diesen und noch mehrern Städten find sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute, aus dem armen Dörfler Vieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Vieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von Statten giengen, war zur Zeit des Sommers, außer Kindern und alten Weisen, keine männliche Person daheim, aber alle kamen mit wohlverworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafteste Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Vieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft, und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind die Bilderhändler von Vieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Die Planeten.

Fortsetzung.

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, genethater Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredt worden?

Leser. Ja! von den Planeten ist geredt worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nenne man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes des im vorigen Artikel betrachtet worden.

Leser. Ja! der Mercurius ist betrachtet worden, und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der genethate Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat: und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Bewläufer dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tages-Licht und so kräftige Wärme. Sie läuft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein

einigesmal auszuruben. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planeten Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Feuersfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nemliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bey der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit wegsticht. Er ist übrigens von der Sonne fast 12 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 122 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er 5mal kleiner als die Erde und fast 10mal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten beruhigt, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, saaten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dies brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit voneinander hundert Pünktlein vorstellte, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Mercurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt dreien, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter, zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf gibt vier und zwanzig, dort sah man Nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Mercurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstechn, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen was wir Sternseher und Calendermacher für respectable Leute sind, so die Sterne des Himmels übersehen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt

gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fern-Röhren oder Perspectiven erfunden hatte, die noch viel weiter trugen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf No. 24 richtig entdeckt, und sich etwas rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drey Sternlein ungefähr in der nemlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zerprungen sey, und muß ein rechtes Betrübnis gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Vallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drey davon sind durch Deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 103 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer

als ein brabantischer Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, so schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nemlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29 1/2 Jahr nöthig hat. Da er so entseßlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unsrer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdies hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Langsam hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheint, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herschel, von

welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborener Deutscher, am 13. May 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte ist, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Menich kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nemlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 " itten um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang als bey uns 81 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8100 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bey uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehrern Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgeben und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann seyn, und ein recht Stüd Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetensterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht weglieft, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom 2ten

Bataillon in diesem Augenblick eine Canone anbrennte, die Kugel flog in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so läme sie doch in den Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 29, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 218, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Lammamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreut alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

K a n n i t v e r s t a n.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handels-Stadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein

großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Bewunderung die kostbare Gebäude, die 6 Camine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus dabeim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Stierneublumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nemlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: Kannitverstan; und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel, als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Was aus Was ein Sam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het En, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchsechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben aus-

geladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Balken auf, und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Kässer voll Zucker und Caffee, voll Reis und Pfeffer, und salzeni Mandbreck darunter. Als er aber lange zusehn hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannstverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherley Zutrapen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bey sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannstverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem andern Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben

in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Erweise. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn, sagte er, dem das Glücklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was haß du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einß von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Kannte. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den verewigten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichtem Herzens, mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten preussischen Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verbergen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverschert und unverfehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Untertanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Commandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da hehsammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Commandant gab schlechten Dank für die Verrätheren, und sagte: „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Untertanen, wie Ihr einer seyd.“

Das mus der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen sollte.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich giebt es in der französischen Armee viele Deutschgeborene, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist als-

kann für einen Hauswirth, der seinen Eingewanderten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bäcker in Salzwehel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ebenmäßiger ein Mittel, wie man bald dardinter kommt. Der Sundgauer parlierte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Fauß immer etwas anders, und der Salzwehler wußte nie, was? Hätte ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprach er in der Noth in seines Nachbarn Haas, der sein Gewatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beystand. Der Gewatter sagte: Er wird aus der Dauphine seyn, ich will sehen mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, so wars jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so, daß er endlich im Unwillen sagte: Das ist ja der vermaledeyteste Spinne, mit dem mich der Voletten-Schreiber noch beimgesucht hat. Aber kenn war das unverächtliche Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzose eine ganz entseßliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gewattermann! Nun laß auch nimmer Angst seyn, der kann Deutsch.“

Der Fremdling in Memel.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiffe aus Westindien, an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser den

dem König von Preußen auf Beisch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei recht gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern stien ganz treuherzig auf sie zu, meinte es seien zwei Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und stien ein Gespräch mit ihnen an, war begierig allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zutragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den Einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sei. „Ich bin der König von Preußen,“ sagte der eine. Das kam nun dem fremden Aufkommung schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dies ist Sr. Majestät der russische Kaiser,“ da wars doch dem christlichen Mann, als wenn zwei lose Böckel ihn zum Belen haben wollten, und sagte: Wenn ihr Herren mit einem christlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht einen andern als ich bin. „Bin ich beschweigen aus Westindien hierher gekommen, daß ich einer Narr sei?“ — Der Kaiser wollte ihn zwar verächnern, daß er allerdings derselbe sei. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget ihr sehn,“ sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die

Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat süßfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das seltsame Recept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß: aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große lannene Stuben-Thüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um 3 Häuser links. Dem sagte der Mann, der Doctor sey von seiner kranken Frau gewesen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doctor das Recept an die Stubenthüre geschrieben; und nun soll der Herr Apotheker so gut sehn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Einsältiger Mensch in Manland.

Ein einsältiger Mensch in Manland wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein an-

demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habe Ihr denn feil?“ so sagte er: Mein zweinstöckiges Haus in der Capuziner-Gasse. Wenn ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster.

Der Nemliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so gernig werden, daß ich sie alle todt schlage.“

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätnahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich ausah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?“ Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenbäcker. Wenn ihr mich aber schneidet, so flech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht verirt wäre, und das spitze, kalte Eisen lag auf dem Tisch,) so springt er fort und schickt den Gejellen. Zu dem sagt der Herr

das Nemliche. Wie der Geiell das Nemliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lebrjungen. Der Lebrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweibe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, so weiß ich, was ich thue,“ und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der derwegene Lebrjunge spazirt ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Ziehpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und gäbe dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Geiell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hät' ich dich erschoten.“ Der Lebrjunge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erschoten, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch ins Gesicht geschnitten, so wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wär auf und davon gesprungen. Als der fremde Herr das hörte,

und an die Gefahr dachte, in der er gefesselt war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burken noch 1 Kronenthaler extra, und hat seitdem zu seinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest.“

Merkwürdige Gespenster-Geschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf aber gieng er zu Fuß wegen den Rosen, und erzählte einem Trengacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den spätesten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schloßlein stand, und will übernachten bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und sehen schon drei Scharfrichter bei ihm übernachten. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schloßlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angethört, wird mich schon hinein lassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett, mit seidnen Umbängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht ratben. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schloßlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem im

das Schloßlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der sunn-
de Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der
nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich will's
versuchen. Trotz aller Widerrede, mußte ihm der
Wirth den Schlüssel geben: und nachdem er sich mit
dem Rörhigen zu einem Gespenster-Besuch versehen
hatte, gieng er mit dem Bedienten, so er den sich
hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich
nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwar-
ten was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei bren-
nende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene
Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rhein-
ländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden
an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spie-
gelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder.
Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die
Mitternacht im Kirchturm sich rührte, und die Glo-
cke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß
weg, und die großen Regentropfen schlugen an die
Fenster, da klopfte es dreymal stark an die Thüre,
und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen schie-
lenden Augen, mit einer halbellenslangen Nase, ste-
schenden Zähnen, und einem Vocksbart, zottig am
ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit
fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Me-
phistopholes. Willkommen in meinem Pallast! und
habe Ihr auch Abschied genommen von Frau und
Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer
vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis
unter die Schlaflappe, und an den armen Bedien-
ten darf man gar nicht denken. Als aber der Me-

philosopholes mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand verzagt auf, hielt dem Ungethüm die Büchse entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so achts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trift nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Merphilosopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, schritt langsam um, und gieng mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und gieng dem Gespenst, das langsam einen Gang binabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharrichtern übernachten, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär er in den Boden gesunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuer- glast entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirdischen Ge-

wölb. Aber sechs curiose Gesellen standen um ein
 Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da.
 Auserley wunderbares Geräthe lag umher, und zwei
 Tische lagen gehauft voll funkelnder Köstlein, Tha-
 ler, einer schöner als der andere. Da merkte der
 Fremde wie er daran war. Denn das war eine
 heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle
 Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwe-
 senheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre
 verborgene Münzstöcke an, und waren vermuthlich
 von seinen eignen Leuten dabey, die im Haus Be-
 richt und Gehorsamkeit wußten; und damit sie ihr heim-
 lich Wesen ungehört und unbeschrien treiben konnten,
 sangen sie den Gespensertönen an, und wer in das
 Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum
 zweytenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwe-
 gene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu
 bereuen, und, daß er den Vorstellungen des Wirths
 im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde
 durch ein enges Loch hinein in ein anderes finstres Ge-
 halt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht
 über ihn hielten, und sagten: „Es wird das Beste
 seyn, wenn wir ihn umbringen.“ Aber Einzge sagte
 noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist,
 und wie er heißt, und wo er sich herschreibt.“ Als
 sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey und
 nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einan-
 der mit großen Augen an; und nachdem er wieder in
 dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die
 Sache schlimm. Denn wenn er vernimt wird, und
 es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß
 gegangen ist, und ist nimmer herausgekommen, so

Kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hans ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Sack zum Henken nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Vardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Täden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgestrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Köstlein-Thaler prägte bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geißeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gefellen, bedankte sich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabackspfeife, und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gott! Ioh, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man nicht halten will. Deshalb sagte er nichts, und weil jetzt das Glücklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pi-

Koln von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabackspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabacksblase, und ein Brieflein drinn. In dem Brieflein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr den uns ausgehändelt, und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deswegen hats der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer aussteigt, muß auch wieder einnehmen. Kel-
ter einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbey,
der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also, daß
er auf beyden Seiten fast über den Sattel herunter
hängte. Der Wirth steht auf die Staffel, und ruft
ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den
Zwerchsaß vor euch auf das Roß gebunden und nicht
hinten.“ Dem rief der Reitende zurück: Damit ich
ihn unter den Augen habe. Denn hinten giebt es
Spizhuben. Der Wirth sagte nichts mehr.

Drey andere Wünsche.

Diesmal ist aber die Frau Anna Krüge nicht da, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenroth, sondern nach Klingenbergger und nach Kalbsfleisch in einer sauren Brühe. Drey lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Sauerreißn verachtet hatten, und noch eine Flasche voll Klingenbergger mit einander tranken, sprachen sie von allerlei, und kamen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den besten Wunsch hervorbringe, der soll frey ausgehen an der Zecher.

Der Erste sprach: So wünsch ich denn, daß ich alle Kesselsgräben von ganz Strassburg und Kehl voll seiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Walter-Sack nähen, und wenn ich dann jeden Walter-Sack voll doppelter Dablonen hätte, so wollte ich zufrieden sein.

Der Zweite sagte: So wollt ich denn, daß das ganze Strassburger Münster bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier wäre, so viel darinn Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Walter-Säcken Platz hat, und ich hätte's.

Der Dritte sagte: So wollt ich denn, daß ihr beide hättet was ihr wünscht, und, daß euch alsdann beide in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär ewig Erbe.

Der Dritte gieng frey aus an der Zecher.

Der Husar in Reiffe.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preussen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806. nach Preussen kommen, und den ungebetenen Besuch weit machen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel war, und viel Geldswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren hat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoß ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Döllmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Reiffe in Schlesiën, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Reiffe ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bey einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum

Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da sah der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seht Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verlorren haben und zu armen Leuten geworden seyn, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sey voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Meisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt,

und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung ansehet; und an meine Schwester? Anfanglich wollte der alte Sün-der sich entschuldigen, es seye bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimm man sel-ber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nem-liche sey, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissens-Angst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zit-ternde Knie nieder, und konnte nichts mehr heraus bringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz be- wegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Ra- che zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bö- sem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu ar- men Leuten gemacht hast, das werden dir meine El- tern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon ge- kommen, das verzeihe dir Gott.“ — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu

Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber sind in einem Jahr vom 1. November 1806. bis dahin 1807. geschlachtet und verspeiset worden, 66,795 Ochsen, 2113 Kühe, 75,092 Kälber, 47,000 Schaafe, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine.

Viel Fleisch kostet viel Brod. Daher wurden verbraucht 487,000 Zentner Weiß-Mehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

3 Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Also ist getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281,000 Klafter Holz, und 156,000 Meg Stein-fohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hier und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenster Eisjärpchen gehangen seyn.

Und an manchem vollen Tisch ist einer gefessen,
und hat nicht essen mögen vor Betrübniß; und in
manchen Becher voll köstlichen Ungar- Weins ist auch
eine Thräne gefallen.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte sei-
nen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch ler-
nen, und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr
oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus
auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht
erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey
Hanns, wo fñhrt dich der Himmel her? Wie lebst
es zu Hause, und was giebst Neues? — Nicht viel
Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Ta-
gen Euer schöner Kade kreuzet ist, den
Euch vor einem Jahr der Waldgeßell ge-
schenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wil-
helm. Was hat ihm denn gescheit?

Drum hat er zu viel Luder gefressen,
als unsere schönen Pferde stießen, eins
nach dem andern. Ich hab's gleich gesagt.

Wie!-Meines Vaters vier schöne Mohren-Schim-
mel sind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie
gieng das zu?

Drum sind sie zu sehr angestrengt wor-
den mit Wassersñhren, als uns Haus und
Hof verbrannte, und hat doch nichts ge-
holfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll

Echreden aus. Ist unser schönes Haus verbrannt?
Wann das?

Drum hat man nicht auf Feuer acht
gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger
Leiche, und ist bei Nacht bearaben wor-
den mit Radeln. So ein Fündlein ist
bald verietzt.

Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der
Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie
gehts meiner Schwester?

Drum eben hat sich Ihr Herr Vater so
sicher zu todt gegrämt, als Ihre Junger
Schwester ein Kindlein gebor, und hatte
keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst gibts just nicht viel Neues, setzt
er hinzu.

Moses Mendelson.

Moses Mendelson war jüdischer Religion, und
Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das
Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er
aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde
daher von den angesehenen und gelehrten Män-
nern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht.
Denn man muß um des Vortes willen den Kopf nicht
verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Men-
delson gab unter anderm von der Zufriedenheit mit
seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines
Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer
schweren Rechnung schwigte, sagte dieser: „Es ist
doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich,

daß ein so verständiger Kopf wie ihr seid, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann. Seid ihr nicht am kleinen Finger gescheidter, als der am ganzen Körper, so groß er ist?“ Einem andern hått das im Kopf gemurmelt, er håtte Feder und Dintensaf mit ein paar Flöchen hinter den Dien geworfen, und seinem Herrn aufgefunden auf der Stelle. Aber der verständige Mendelson ließ das Dintensaf stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an, und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht ernauchen.“

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und ablesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf den Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den zurigen gab ich keinen rothen Heller.“

T h e u r e E y e r.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs ob im Maagen, und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drey gefottne Eyer geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eyer so rar seyen. Der Wirth lächelte und sagte: Nein, die Eyer nicht, aber die großen Herrn, die so etwas dafür bezahlen können. Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm er sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverkämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht. Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er seinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

D i e d r e y D i e b e.

Der geehrte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel. Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Sailleurs Tocht-

ter copuliert war, nemlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielt's auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur so bey Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Keller, und Speichern, allensfalls auch in den Geldbörsen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Bagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmahl im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Kage, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bobet langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Erbslein nach dem andern in die Hand fallen, sicks das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann,“ sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt?“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Unrechte kommt über uns, so laß mir nimmer Angst für euch, oder für mich.“ Also gieng er fort, wurde

wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Erntjahre, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Hofmarkt ein Köglein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig Acht geben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Kammern durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an, und sagt: Frau, die Ean ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwäg nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halb im Schlaf, und ging, holte das Schwein, und trug es unbeschrien fort, mußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenfride doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte, (es war schon weit vom Hause weg,) und als er merkte, daß er allein sey, nahm er schnell die Stimme des Friers an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd seyn.“ Der Heiner meint es sey der Bruder,

und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorangehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber lehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdeffen irrte der Krieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Krieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so präselndes Feuer von buchernen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner präselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhanen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau ich bin hungrig, und was wir nicht benzeissen essen, holen die Schelme doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte, und ein wenig schlummerte, und die Frau lehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespizte Stange langsam durch das Gamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zog herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer eifriger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten,“ da war der Kessel leer, und war ebenfalls kein großes Feuer nöthig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die

Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sey das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein weggieng, und zum zweytenmal im Dorf die Hähnen krächten, und von weitem der Hund des Mehgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters sagte: Jetzt ist einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des geklopfenen Köpfchens, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Kreider in den Thurm und in das Zuchthaus,

E u w a r o v.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Ewarov, den die Türken und Belaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Commando, als wenn er ein Anführer, und nicht der Ewarov selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und sieng schon an, ihn zu prügeln. Da sagte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem Ge-

neral und dem Soldaten eine guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenns der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

Klein und Groß.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Capren, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Fuchstein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, mehren, das Horn sey wegen ihnen da, schlupfen hinein, und wohnen darinn. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Fuchsteine?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibris. Sie sind in Süd-Amerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, laeden Eulein, so nicht größer sind, als eine Erbse: und werden nicht mit Schrotten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnern, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierlein wie Mücken sönat und aufsaugt. Doch das weiß der geneigte Leser schon, denn er ist ein belesener Mann.

Andern Respekt thut der Herr Pämmer. Gener selber Nachbarschaft ein, der in den Lprolet- und Epochen

ger Gehirnen dabei ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gensien, Ziegen und Kinder anzupacken, zu übermächtigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Condur, ein Landsmann des Colibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß, seine Flügel Federn sind vorne Fingersdick, also, daß man schön Traktur damit schreiben könnte; und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in dem Rußenenen von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum schauen, und könnte, wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Ross herumlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerg-Hirschlein genannt, deren Huflein sind Fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elefant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7,000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elefant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch

gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1,000 Centner und drüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man gesaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sey von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken, ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

H o h e s A l t e r.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben, und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sey, wie er sagte. Ja, es war so. Der Vube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muth, wenn man so 288 unter drey Hüten beeyndersche.

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend, als Römling, in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Bagen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat anzuküßen, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und, als sie das letzte mal ihm einen Teller voll saftiger Pflümche oder süßer Trauben brachte, „Fräulein, sagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-Handwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer von feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe

und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obßfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als bares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen seyn wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren unverfehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der sich auf etwas beunnt, nannte bald darauf den Namen der Obßfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich haufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete, und ein sparsames Abendessen bereitet.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ so fragte der Kaiser. — „Ey ja!“ erwiderte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Meiser an das Feuer legte, „Kennt ihr denn den Kaiser auch, der heute hier seyn soll?“ fragte der eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obß hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — Ja freulich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde

Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Zuerst, so kennt ihr den Kaiser nicht. Denn ich bins. Zuerst andere hab ich euch nicht so ordentlich bezahlt, als ihr sagt, sondern ich bin euch zwei Thaler schuldig oder etwas;“ und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, und die Kinder schauen auch einander an, und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nemlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause, sagte er, will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nemlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Das Bombardement von Kopenhagen.

In der ganzen gefahrvollen Zeit von 1789 an, als ein Land nach dem andern entweder in die Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde, hatte sich das Königreich Dänemark theils durch seine Lage, theils durch die Weisheit seiner Regierung den Frieden erhalten. Sie lebte niemand zu lieb und

niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten in Ehren gehalten. Als aber im Jahr 1807. der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sen, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so geht uns gütwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände komme, und die Fesselung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammen schießen.“ Als wenn ein Bürgermann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache eure Kasse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf zu den Advokaten reiten, sonst zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Strafe mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Noß zum Hofgericht reiten will, so verrenn ich ihm den Weg.“ Der Nachbar

sagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich euer Handel an?“ Und so sagten die Dänen auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänen sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!“ so stieg er mit seinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Canonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sey die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze Dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes sey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Welt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!“ Da fieng das fürchterliche Geräch an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schiessen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Satan, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nemlich die sogenannten Brand-Kaketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem spitzen eisigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stehen, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brand-Kaketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte

Damals 4000 Häuser, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenhäuser, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie mancher Runde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da sieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja sagen, sieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getödtet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Commandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe und überall nur Untergang und Verderben sah, bat er am 7. September capitulirt, und der Kron-Prinz hats nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze See-Flotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg; 18 Linien-Schiffe, 15 Fregatten und mehrere Klei-

nerer bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt: Wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehen. Von dem an hielten die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Frieden machen, als bis sie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sey nicht so schlimm gemeint gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer seyn, und die Dänen meynens auch.

Zürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldkügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu, (mußt lesen Solié). Diese Landschaft bekam im Merz des Jahres 1807. ein

nen schlimm'n Besuch von einem reißenden Thier, wie man noch keines dazwischen gesehen hatte, hier im Land auch nicht. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelbraunen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, ariß Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscripturanten, zerfleischte zwei Mädlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bey dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsch übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz dunkel war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sey die Kaze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Kaze sey da. Aber in dem nemlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein, und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herabste und starke Machin mit beyden Armen, drückt es fest an sich, ringet mit ihm bis er es im Hantel hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten

lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannete, und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Leute immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den Kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Best hienü an die Augen zu verdrücken, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingekauert. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein lebenslang dran denken.

Unglück in Kopenhagen.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September-Tagen 1807. nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im July 1808. losgehen werde. Zwei Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem

Kugel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich geriet sie in Brand, zersprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dieß lehrt vorsichtig seyn mit alten Granaden und Bomben - Kugeln.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Einest Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die dabelbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reise - Kameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächstemal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. Im dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister dabelbst ein vornehmer Herr ist, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus mußte der arme Jüngling, in der ungeheuren großen Stadt, den stockfinstern Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stednadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Jünger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier dabelm, aber ich habe, wenn ich nach London

komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo
zwei Betten stehen. Meine Vase wird euch schon be-
herbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach
eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs besser
finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht
zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Vase noch
einen Krug englisches Bier, aßen eine Knakwurst da-
zu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht
kam den Fremden eine Nothdurst an, und mußte hin-
aus gehn. Da war er schlimmer dran, als noch
nie. Denn er wußte in seiner dormaligen Nachther-
berge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein
paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum
Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und
saate ihm wie er gehen müsse, links und rechts, und
wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar
verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt,
und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt
in meinem Rockelord-Sack mein großes Messer mit,
und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfos-
ten hinein, so springt inwendig die Falle auf! Gehet
nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Thüre rau-
schen, und zieht etwas an, die Nacht ist fast.“ Der
Fremde erwachte in der Geschwindigkeit und in der
Finsterniß das Camisol des Condukteurs, statt des
seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz.
Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs
einmal den Gang zu kurz genommen hatte, so, daß
er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem
hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entseßlich blutete.
Auch, ob dem starken Blutverlust und der
Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein.

Der nachfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Haus-Thüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen, und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens besetzte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott verhüten! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Condukteur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelot um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt, — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermischen, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Condukteur, um 8 Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem

Bewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unter tauschte die Thematik. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn verhörte und in den Taschen des Kamisoss, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Vetschastring des Condukteurs an einen Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht — auf seine Schwester, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschah, noch am nemlichen Nachmittage nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so; Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters, und stehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Weiter oben erstickt. Aber

unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbengehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entsetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehetzte bey der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüber gieng, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Eile auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehetzten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehängt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen. Das sah der gute Jüngling

ein, gieng Iben der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seebafen von Philadelphia an. „A.“ er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg; und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegen führte, der mich-kennt;“ siehe da kam in arm-seliger Schiffsfleddung der Condukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlechthinnig. Denn der Condukteur, als er seinen Mann erkannte, gieng er mit gebaltter Faust auf ihn los, „Wo führt euch der Böse her, verdammt er Nachläufer? wißt ihr daß ich wegen euch hin gerichtet worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, ihr vermaledeitete Ueberall und Nirgends, wißt ihr daß man wegen euch mich gekennt hat?“ hernach aber giengen sie mit einander ins Wirthshaus zu den 3 Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihre Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungsbaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufte und wieder nach London zurück schicken konnte.

Der unschuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Epenhart zgetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander da einer Bergbalke unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieses Mi-

ter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb seyn.“ — „So will ich das Ober-Amt seyn,“ sagte der Zweyte. „Seid ihr die Hartschiere,“ sagte er zum Dritten und Vierten, „und du bist der Henker,“ sprach er zum Fünften. Gut! Der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf kühnste Füße; der Bestohlene klagt den Oberamt; die Hartschiere streifen im Revier, attrapieren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdeß hört man im Wald einen Schlag fallen; Grundgebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Maleskanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinne an einen Astkumpen an einem Baumstamm, also daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann er schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürrn Laub im Wald; es knackt und knarrt im dichten Gebüsch; ein schwarzer wilder Eber bricht zottig und blügend aus dem Wald hervor und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenkuben, denen es ohnehin halb zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erschrecken, meinen, es sey der böse Feind, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geschehen sey. Aber als man kam, um den Gehentten abzulösen, war er erstickt und todt. Dieß ist eine Warnung. Das Oberamt und die Hartschiere kamen nachher auf dreß Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber

seß der schwarze Feind gewesen seyn, hat sich nicht bekräftigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jäger 1 erlegt und zum Kerkeramt geliefert; der Schwarze aber befindet sich noch am Leben.

Der Rekrut.

Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahr 1791. ein Rekrut, so ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär ich zwei und zwanzig.“

Wiser Markt.

In der großen Stadt London und rings um sie her giebt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sachbren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben, und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dieß bringen sie zumeg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister in London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, drüß lange bewundene Mänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Personen waren auch

zugesen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank man spielte und tanzte; man gieng spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein wie es sich traf. Da steckte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald gränzt, dachte es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordens-Band und goldnem Säern, will spazieren gehn im süßem Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Gefelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Compliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Camisol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust, und bittet ihn höflich, seinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran sehn, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drinn steckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib ist kostbarer als das Geld: lieber den Ring verlosen, als den Finger; und versprach zu schweigen.“ Gnädiger Herr, fuhr jetzt der Gefelle fort: „Wären euch eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Hahnen die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder

etwas, so man kaum ein Schöplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Epigbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolviert, Gottlob! „hieng der Epigbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Marke ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Furche allerley Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zwenbagen, Krämer gekauft, oder auch schon auf einer ungewaschenen Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Epigbube nicht mehr als die Pistole übrig hatte, und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Keß, den ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom heissen Büchsen Schmid in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dumme Vieh!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Sattel um, und sprach: „Nun halt, sauberer Gefelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle todt. Der Epigbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und sagte: Schießt verzagt los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los. Er ließ den

Kabulock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darinn. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald; und der vornehme Enaländer gieng schamroth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.

Die Cometen.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drey Königen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mitsprechen bey seinem Schöpfer, und ist nicht schuldig zu gestehn, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.

Jetzt kommen wir zu den Cometsternen.

Von den Cometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deswegen kurz fassen, und alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eils Cometsterne gibt, wie man nur von eils Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Cometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschrieben am Himmel sichtbar wird, und da steht, Und sagt kein Wort, zumal ein solcher,

wie im Jahr 1680 der 4mal so groß schien als der Abendstern, oder 146 Jahr vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den 4ten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist also dann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den rheinischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seyst, und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst.“ Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind, und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!“

Solche Cometssterne nun, sind einander nicht alle gleich, auch der nämliche, so lang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen, sie sind bald heller bald trüber, bald größer bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Comet im Jahr 1770, war daheim 13mal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angezeihen hat. Einer im J. 1680, war 160mal näher bey der Sonne, als die Erde bey ihr ist. Einer im J. 1770, war 7mal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige sind so weit entfernt, oder so klein, daß nur wie Sternseher und Kalendermacher mit unsern Periscopeen sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bey Tag am Himmel stehen.

Die Cometerkerne haben viel ähnliches mit den Planeten und drehen sich eben so wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar — sie haben keine so feste und kernhafte Masse als die Erde oder andere Planeten — sie sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erkennt, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer und scheuen sich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß niemand wohin. Wenn er alsdann 10 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen ist, und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat, wartet aus bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Comet im Jahr 1456, einer im Jahr 1521, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 gestanden sey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verlossen war, so

behauptete ein gelehrter Mann, Namens Hallen, es sey einmal der nämliche gewesen, und er müste längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geſeſen iſt, und ſo muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erſcheinen. Der Haasfreund will ſeinem Nachfolger überlaſſen, den geneigten Leker bis dorthin wieder daran zu erinnern. Eben ſo behauptete einſt ein anderer Gelehrter, der Cometiern von 1512 und 1661 ſey der nemliche, und müſſe deſhalb im Jahr 1790. wieder kommen, iſt aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Cometiern hat keine ſo feſte Maſſe, wie die Erde, oder ein anderer Planet. Einige ſehen aus, wie ein bloßer Dunſt, alſo, daß man durch ſie hindurch die andern Sternlein wohl ſehen können, die hinter ihnen ſtehen. Andere ſind zwar ſchon etwas dichter, haben aber doch das Anſehen, als wenn nicht alles daran recht an einander dienge, ſondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein ſolcher Comet auf ſeiner langen Reiſe, wenn ihm unterwegs kein Unglück beſchied, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Maſſe und Eigenschaft eines Planeten annehmen könne. Unſere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunſtſugel von viel 1000 Meilen im Umfang geweſen ſeyn, hernach ſey ſie immer wäſſriger worden, dann habe ſich das feſte Land angeſetzt, das Land und das Waſſer habe ſich geſchieden, und ſey zuletzt das drauß worden, was jetzt iſt. Aus Keiſer vor der himmlischen Allmacht miſcht ſich der Haasfreund nicht in dieſen Streit.

Sage drittens, die Cometiern ſind mit einem ſchönen leuchtenden Schweif gezieret, aber nicht alle. Ei-

stae zum Beispiel haben rings um sich bloß einen Strahlenchein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefasst wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunkles, der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbeizieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Cometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen die durch den dünnen oder wässerigen Cometen hindurch fallen. Die geübte Leser bestrebe aber vorzüglich zu sehn, mit diesem Geheimniß, denn es wissen noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Comet das Unglück herbeizöge, oder deswegen erschiene, um wie ein Postreuter es anzuzeigen. Nein, der Comet weiß nichts von uns. Er kommt wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unserm

Fußgärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stünde und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt jemand im Dorf.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten 20 Jahre zurück denken, an die Revolutionen und Freiheitskämpfe hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des König Ludwigs des sechszechnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Außeritz und Eslau, bei Esslingen und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Peste und Viehsuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Constantinopel, an die Zucker- und Caffee- theuerung, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Comet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf veranden.

So viel von den Cometen. Die Sterne, welche nächstens sollen beschrieben werden, bedeuten insgesamt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Segen.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekante Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Beispiel von dem Steinregen den Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem gemeinen Leser bekannte Sachen, denn er erfährt durch den Hausfreund alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maas Ungarwein zum Zuspißen, ein anderer drehte Kügelchen aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wäre, und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel aus einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärm angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschub ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war maussill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Officier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopfbücher im Rocke, zu einem hinein zu andern

hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege
rachen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine
Suppe. — Während dem der Officier seine Zechen
bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock,
dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den
der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf
mit einer Krebsuppe hervor gethan haben, daß er
zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat,
oder ist gar einer von meinen eigenen?“ Als aber
der Officier dem Wirth die Zechen bezahlt hatte, sagte
er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja
drein. Nicht wahr? Die Zechen ist theuer genug da-
zu.“ Der Wirth sagte: „Es etwas ist mir noch
nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel dabei
habt, so will ich euch einen Patent-Löffel schenken,
aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der
Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und
lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er,
ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt
ihr euren Löffel wieder aus dem Ärmel heraus, grü-
ner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben.
Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und
daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand ge-
sehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst,
und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der
Wirth wieder zu seinem Eigenthum und der Löffel-
dieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die
andern Gäste das sahen, sagten sie den verrathenen
Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hin-
aus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit
einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern
Officier aber bewirthete er noch mit einer Boulette

voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Rache.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampl wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Lohn-
geld geben wollte. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfskreuzerstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rheine reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchfaß an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man manchmal diesen Leuten macht und versündigte sich daran. Als sie aber schon weit an Hünningen und an der Schutter-Insel vorbeikamen, und an Märkt und an den Jülicher Klost und St. Veit vorbeikamen, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer ansang: Mausche, sieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in

der langen Wüste.“ — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schöpfen zu scheeren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerley kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfskreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: Wie viel weichsacottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sahen, das sey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer Ein Ei gegessen hat, ist das Zweite nimmer nüchtern. Der Zwölfer war gewonnen.“

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Corinthier geschrieben? Der Jude sagte: „Er wird nicht den ihnen geschrieben seyn, sonst hätte er ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, hing er auf eine andere Art an: Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und ist doch zu rechter Zeit fertig? Der Jude sagte: Der Seiler, wenn er heilig ist.

Der Vierte. Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht? Der Jude sagte: Der Stecher.

Unterdeffen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jüd sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage.“

Der Sechste sagt: „Es sind zwey leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jüd sagte: Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jüd sagte: Die Kleinfische.

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerzeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jüd sagt: Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuß gehn.

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jüd sagt: Er muß aus der Hand eine Faust machen.

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Kürfer in die Häser?“ Der Jüd sagt: Wenn die Häser Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.

Nun war noch der Elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jüd sagte: Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will.

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte

er erst einen guten Kana zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: Wie kann man zwei Korellen in drei Pfannen kochen, also daß in jeder Pfanne Eine Korelle liegt. Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen seinen Vessern, von Mayland bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eisse verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, juckte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Brämbeln? Heraus mit dem Räthsel! — Nichts für ungut! — war die Antwort, — daß ich gar ein armer Jud bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewöhnlichen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so sehr nicht gewettet. Weiß sie aber doch das Pachen selber nicht vorbeissen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so liegen sie es gern, und der Jud hat aus dem Schiffe getragen. — Das soll mir ein heißiger Schüßer im Kopf ausbrechen.

nen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Ind aus dem Schiff getragen. Einen Zwölfer und einen meßingenen Knopf hatte er schon. Eils Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eils mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 12 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Des Sellers Antwort.

In Donauwerth wurde zu seiner Zeit ein Kothiech gekent, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer heut an den Galgen, oder heut zu Tag ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Koth zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwerther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Koth einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Heckenknecht in die Hände. Denn als ihm dieser das hässliche Halsband hatte angelegt, und stieg ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Köstlein anschauen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiternwägen und dachten: Man siehts besser. Als aber das Volk anfieng, laut zu murren, und der ungeschickte Heckenknecht mußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenken hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen gehen, und ihm den Athem tödten sollte. Da brach der Strid entzwei, und sie

ten beide miteinander, auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter lebte noch und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „der Violentant hat nur Ein Kopf geklopfen, nicht zwei, so hat er auch nur Einen Strick verdient,“ und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Hensler aber, als er Nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen? sagte er; man hätte euch selber dran denken sollen.“ Der Seiler aber mußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt, sagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Kofzlieb.“

Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszuhalten, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidnen Betten, wie jener reiche Aussterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zuträge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, als aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Winder's draußen, oder schnauzt der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag als und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie

recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessehn anfieng. Nach dem Nachtessehn legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 265 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuerrenner voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Aportheke. Aber alle Arzneyen halfen ihn nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befohlen, sondern sagte: Sonder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben, wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwehnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaut, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt sagte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehlte, nämlich nicht Arzney, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: Wart dich will ich bald kurtirt haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen seyn, wenn ihr solan wollt. Ihr habt ein böß Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt

zu mir kommen. Aber fürs erste so dürft ihr nicht fahren oder, auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Karren, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischlöfflein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esst, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühjahre den Gufus nimmer schreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag gieng es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer in grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute die ihm begegneten sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge aus gieng, wars schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit lauren gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll.

Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brausle, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doctor kam, nahm ihn der Doctor bei der Hand, und sagte ihm: Jetzt erzählst mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt. Da sagte er: Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen. Der Doctor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgegangen. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgen, und dabeim heißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlagen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doctor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versieh euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der ZundelFrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der ZundelHeiner und der ZundelFrieder wieder aus dem Thurm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundesstall beim Herr Vater auf der Heerberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen“ sagte der Frieder zum Heiner. ob er's merkt, daß wir es sind.“ Als so empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift:

„Rother Dieter, send heute Nacht auf eurer Hut,
 „denn es haben zwei Diebgesellen eine Wette gethan:
 „einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe
 „weg holen, und ihr sollt es nicht hindern können.“
 Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben
 „aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch
 „holen, und der andere macht einen Bericht, damit
 „sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich
 „nicht acwis müßte, daß der Heiner und der Frieder
 „im Zuchthaus sitzen, so wölk ich glauben, sie seynen.“
 In der Nacht schlüpfen die Schelme durch das Hans-
 Feld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fen-
 ster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte,
 und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften
 Strohmann vor sich her, der aussah, wie ein Mensch.
 Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen
 hörte, stand er leise auf, und stellte sich mit einem
 dicken Bengel neben das Fenster, denn daß sind die
 besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind im-
 mer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns
 herauf wackeln sah, und meinte der sey es, riß er
 schnell das Fenster auf, und verlegte ihm einen Schlag
 auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner
 den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei
 that. Der Frieder aber stand unterdessen maussill
 hinter einem Pfoßen vor der Hausthüre. Als aber
 der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles
 auf einmal still, sagte er: Frau, es ist mir, die Sa-
 che sey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und
 schauen, wie es ausseht. Indem er zur Hausthüre
 hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem
 Pfoßen war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt

wieder, wie in der vorigen Erzählung, als sie das Säulen haben, des tothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau, sagte er mit ängstlicher Stimme, der Kerl ist maustodt, und denk nur, es ist des Schultheißens Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin fortragen in den Wald, und will ihn dort einscharen, sonst gehts zu bösen Häusern“. Die Frau erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh. Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da giengen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: O ihr vermaledeitten Ewigbuben! Jetzt ist doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich geb's noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein ar-

mer Mann von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerriesem Rock und durchlöchertern Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Mann fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mahomedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sey so gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: Das ist eine neue Art ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf, und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schädlichen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als 100 Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zusammen wachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen, und verlangen ihr Erbtheil von mir, so wirds nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, gieng zum Beckenmeister Abu Elengl, und kaufte ein Laiblein Brod für seine Kinder, der Kaiser aber begab sich in die Kirche, und verrichtete sein Gebet.

Wie man aus Warmherzigkeit rasirt wird.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meister soll so gut seyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: Was soll ich ein gutes daran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Tropfen hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weiß ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: Was fehlt dem Morpper, daß er so winselt und heult. Der Christoph sagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieser sagt: ich weiß auch nicht. Der arme Mann unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen barbiert, wie ich.“

Der Zirkelschmidt.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag ein verarmter Zirkelschmidt im Verstädtlein: Ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bairischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt

viel Wein dazu, also, daß die Seche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmidt schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth, sagte er, für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht schon lang ein reicher Mann seyd, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paar mal im Arme geknickt. Als aber der Zirkelschmidt zu-
 legte sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Lebenlang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird.“ Da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Seche bezahlen, oder ich lasse euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmidt aber lächelte, und sagte: „Es ist nur mein Spag genossen, Herr Lammwirth, und euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich euch nicht verklagen. Es ist besser wir leben im Frieden mit einander als in Feindschaft. Hat nicht eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben? — In diesen Worten machte der Lammwirth ein paar curiose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld ver-

lieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Eburmbüters Hausmann seyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; besser, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf sagte man, habe es der Zirkelschmid in andern Wirthshäusern versucht, und die Ohrfeigen seyen noch ein oder zwei mal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechsel-Brief so viel gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seyen sie schnell auf 10 Procent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution so unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayerische Grenze so viele unentgeltlich ausgehen und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ichs nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Ranzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben. „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Ranzig kommen, und euer großes Nichtschwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird

man euch fügen und wohl bezahlen.“ — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amtes,“ und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Manzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu.“ Der Schwager fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachtens den Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Morgenglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schlucken. Aber an den Wänden standen mehrere

Herrn in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Kof vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühlein saß, den Kopf abzubauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte: „Entweder, Oder! Man ihr nicht thut was man euch heist, so seht ihr den Kirchthurm von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders seyn kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herren einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszustiegen, und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingeseffen waren, eine Stunde herwärts Manzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eilig wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Pandan begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.

Der Staat von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respectabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige dem es begegnet ist, liebt es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staat, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staat, und der wohlbekannte Lehrling gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staat lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la; oder: par Compagnie, (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpazsch. So titulierte er nämlich inßgemein den Lehrlingen, wenn er das halbe Pfaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Re-

denkarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branneinwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lebrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hin aus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufkamen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelfeller kommt, und sieht was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Fingern wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Seegringen.“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfeller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum

vor Fachen zu Nidern kommen; und als er sagte: En
Hansel, hier hått ich dich nicht gesucht, wie kommst
du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel:
„par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den
Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes
Ganggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit ei-
nen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwür-
digen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit
in der Gegend will zur Uder lassen, geht zum Bal-
dicker von Seyringen.

Merke: So etwas passiert einem Staaren selten.
Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber
herumstänkern, als dabeim bleiben wollte, ist eben-
falls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und
nimmt heraus kommen.

Wie man in den Wald schreit, also schreit es
daraus.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel
Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus.
Alle Gäste die da waren, zogen höflich den Hut oder
die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht
kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die
er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte.
Und als er eben das Herzß durch die Finger schob
und sagte: zwei und fünfzig und elf sind drei und
sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht,
der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr,
für was sehet ihr mich an?“ Der Gast sagte: „Für
einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?“
Der Fremde sagte: „das dank euch ein anderer.“

Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „für was sieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde sagte: „für einen Kiesel.“ Darauf sagte der Gast: „das danke dem Herrn auch ein anderer. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben.“ Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher seyn.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun Thadde, fragte er ihn, wie viel mag ich wohl werth seyn, wie ich da stehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein kleines Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her, und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, sagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer ist, als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dumme Keel, glaubst du nicht daß mein Gewand, das ich anhave, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?“ Da trat

der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und sagte: „Verzeihe mir meinen Irrthum, ich hab's etwas höher angeschlagen, sonst hätte ich nicht so viel herausgebracht.“

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch, und hatte eine Junge wie ein Schwerdt; er war lapp, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er sie eine Vergewerderrin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam nur auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergewerderrin sagte, sagte sie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal stiegen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett giengen, und sollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zuhielen, und ihr das Wort auf der Junge einschlafen wollte, kniepte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, so bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um kaates Geld, zuletzt auf die Freibe. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tauche darf schon ein Loch seyn, es fällt nichts heraus. Als

er aber im rothen Röcklein den letzten Rausch gekauft hatte und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergewüderinn,“ sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Eäuser, du der und jener, du Knicker,“ sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister die in ihm wohnten, nemlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „Wurf die Reue in die Donau.“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergewüderinn, (du Knicker sagte sie ihm drauf) ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensich noch einmal, du Vergewüderinn. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des Daumes auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Tod antbue, und das war ihr Letzte. — Dem genciaten Feser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er gieng heim, und heukte sich noch in der nemlichen Nacht an den Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In einem edelmännischen Dorf trifft ein Bauer

den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr gestern den Kindern zergliedert habt: So dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?“ Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium.“ Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte schon lang einen Verdruss auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort mit einander haben.“ Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherley Maas ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maas wird man in euern Schoß geben;“ und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie lesen einander nur die heilige Schrift aus.“

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurm werfen auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hatte gern ein Stück Butterbrod mit

Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenschloß in der Tasche, und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau soll heim kommen, oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trät er und der Knecht das verschlossene Küchenschloß in das Haus der Freundin wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau sey so gut und schließ mir das Schloß auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ichs nimmer aus.“ Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der schlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirthshausgen bis nach Mitternacht anhieng, schloß einmal die Frau Nachs um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollte er wohl oder übel, so mußte er unter dem Dienstenstand im Garten über Nacht seyn. Den andern Tag, was that er? Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Klöben und nahm sie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder ein, und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschloßen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gedeßert.

Der Heiner und der Braffenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sey einer noch so edelich, so ist er ein Spitzhuh.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus, und trinken Neuen, und wißt ihr auch, sagte einer, daß der Zundelheiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treib- sagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Ausland? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es könne ihn einer, und jetzt sey er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Verm. Sieht nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchtthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Braffenheimer Müller mit rothen Vaus, Backen und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel, Heiner sp. reden, sagt er: ich hab schon so viel von dem Zundelheiner erzählt gehört. Ich möcht ihn doch auch einmal sehen. Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sey wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Vausbacken sagte: „Dah! ich komm noch bei guter Tageszeit durch den Fildstädter Wald, dann bin ich

auf der Landstraße, und wenns schlen will, geh ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin, was bin ich schuldig, und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Eispertein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reuterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf sattelreichem Schimmel der Müller daher trittet, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglichem Stimme: „Wolltet ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosen geld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut seyn, und sie mit eurer Peitsche herabwickeln?“ Der Müller sagte: „Ja sie sind mir begegnet an der

Waldspitze. Sie haben gesungen: So berrig, wie mein Lissel, ist halt nichts auf der Welt.“ Weit aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Noß ab, um die Krücke herab zu ziehen. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und rettet davon. „Laßt euch das Wehen nicht verdrängen, rief er dem Müller zurück, und wenn ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Hundelheiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihm niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Strassburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und bonett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glicet er nicht wie das Urin und Thummium in dem Brustschildlein des Priesters Aaron? Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckst er wohl

an einem andern Finger, als an dem meinigen.“ Der Jude hat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?“ dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will.“ Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt.“

In dem nemlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für ihr Geld, und einer davon ist ein Goldschmidt, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Ausieritz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angelegt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, sagte er, soll dieses kein ächter Edelstein seyn? Kann der König Salomon einen schöneren in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternsieber ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist euer Schicksal.“ Der Jude kehrt zu dem Fremden zurück. „Recht oder unächt, ich gebe euch sechs Dublonen,“ und zählte sie auf den Tisch, funkel nagel neu. Der Fremde steckte

den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut,“ und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen.“ Nein. — „Zehn Dublonen.“ Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen.“ „Nun denn, sagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe lassen, und mit Gewalt wollt betrogen seyn. Aber ich sage es euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist euer.“ Jetzt brachte der Jude voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nemliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer werth zwischen Brüdern. So mache man sie bei Sanct Blasien in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute ausah, denn er wusch am Fingerringe, und während der Jude mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Fingerring ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jude. Da fuhr der Betroffene, als wenn er auf einer brennenden Ralette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch.“

Aber der Fremde sagte ganz kaskblütig und gelassen. „Ich hab ihn euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist euer. Hab ich euch ihn angeschwängt, oder habt ihr ihn mir abgeschwängt?“ Alle Anwesenden mußten gelachen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft, und gesagt der Ring ist euer.“ Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher unterdrückt. —

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herr hatte derjenige, zu welchem das Mädchen jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmelzenden Augen schaute, gieng ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mädchen ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen.“ Das war nemlich so gemeint: „Weil du schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb ich den Ar-

men zwei so schöne Louisd'or, sonst hätte eine auch.“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstände. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen“ — nahm es ganz gütig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in die eigene Tasche, und sagte mit schmeichelnden Geberden: „Schönen herzlichen Dank! Aber send so gut und geh mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kniepte das Mädchen freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mädchens Gesundheit, und die Musikanten machten Lusch.

Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Bublein: „Kind hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Bublein lief zum ersten Doktor und zum zweiten — aber keiner w. lte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder beim, sube langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen rei-

chen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, send so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der saßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechsmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Ebens ein Löbchein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte! „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber in der kranken Frau in ihr Stübchen kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doctor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibung ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und

ſie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Recept in die Hand nahm und ſehen wollte, wer bei ihr geweſen ſey und was für einen Tranſ oder Viſſelein er ihr verordnet hat, erſaunte er auch nicht wenig, und ſagte zu ihr! „Frau, ſagte er, ihr ſeyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran ſteht: Joſeph, wenn ihr ihn ſeht. Ein ſolches Maagenphliſter und Herzaſalbe und Augentroß hält ich euch nicht verſchreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts ſagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anſtand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mitter und durch die gute Arinen und durch die gute Pleae, die ſie ſich jetzt verſchaffen konnte, fand ſie in wenigen Tagen wieder auf geſunden Beinen. Alſo hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiſer die arme, und ſie lebt noch und hat ſich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Raſchſucht.

Der Amtmann in Nordheim ſiezt im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jänner denken, und warens in der erſten Viertelſtunde ſo gut gewohnt, daß keiner mehr deraß verlangte, und je nachdem der Wind gieng, erercirten ſie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem ſeine Beiläufigerin, die einen Tuchen von ihm hatte, ſagte: „Wort Amtmann, ich will dies einträ-

sen.“ Ein paar Tage darauf reitet die österreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Laubency.“ So zieht der andere vor dem Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen gieng, drehen sich und machen Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit Zittern und mit Wehen: „Vardon! Ich hab sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen?“ — „Die Briefe,“ — „Was für Briefe?“ — „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher ins Land kommen, sagte der Burche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Dichtmal hatte ich drey Briefe, einen an den Bürgermeister.“ Also holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, dem Amtmann ab, wie er gieng und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Noth mitlaufen, und spritzte die Kasse nicht sehr, aber die Kasse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die österreichischen Waffen lebendig die Haut abziehen lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jannerinn zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedanken.“ Im Lager, als er zu dem General gehörte

wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erbödi Husaren sahen ihn vorbeizugehen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte: „Strich ist sein Lohn.“ Und der Officier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Krug an den Schwarzen und seine Großmutter. Dem Hausfreund ist aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem gemeinen Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptm. Auditor mit Verwunderung und Bedauern an, und sagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerfrauthande vor den Franzosen verhörgen hat, und habe Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbitz-Herzeln.“ Der Amtmann sagte: „Gott erkennt's, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist, und ihr Lebenslang noch keinen Buchstaben geschrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehenen Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue und was er schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Stica der Desfretcher mit Kugelhöfen gefeiert wurde, daß der Kirchturm wackelte, und er selber habe seinen Hantsch gehabt, aber einen Stuch. Der Hauptmann Auditor, ist noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang

in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstunde, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Also ließ er den Amtmann hinaus fahren und den Buben herein, und that ein Paar verhängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verhänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmisch an der Mutter Brüsten eingelesen hatte, mit seinem Ja und Nein so unverständig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Profos, und beauftragte freiwillig, die Mutter ins Zuchthaus nach Heilighenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bey dem General Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bey seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund that auch einen Freuden-Trunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit Patruir hat.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Liebes so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu seyn mit seiner Heimath. Hat z. B. die Schweiz viel Herdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit so hat sie auch Lavinen. Der 12te December des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Errüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen.“

Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer frisch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen gehe uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Ährsen der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Losen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schoben immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Städte, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederschürzten, da wurden Stunden lange Strecken, mit allen Wohngebäuden die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erbrücht und zerschmettert; wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hanieten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anloß, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da fohrte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawi-

ne herab, vom Dach hinrea und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem erst glücken Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermeßliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seiner Hedeirg nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihn nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Enachn befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinem Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders ergieng es im Sturmen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendgegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! da

war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Aushorchen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee heraus. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervor gegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeta, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine, ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitze. Als die Mutter halb nackt umher, schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war unmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneefloeden füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten sank die lebensfähige Tochter stehend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gekrochenem Herzen ihr zusprach, und

ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14 tägige Kindbetterinn, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen also inn, ob sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglichlicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen heraus und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz in allen Berg- Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nemlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser, und mehr als 150 Heuschälle zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie viel mal hundert tausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlohrnen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder

frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Wie eine gränliche Geschichte durch einen gemeinen Meßger, Hund ist an das Tages-Licht gebracht worden.

Zwei Meßger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer links an der Schwannen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwannen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch mit, so läuft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh was dem Meßger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Meßger todt und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!“ Wie sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehn sie mit einander im Schrecken und Wahnzina ins Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenberg, nein ein höllisches Drachenberg im Busen hatte: „Kind,“ sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu todt. Jetzt meint sie sehr alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Meßgers. Der Hund des ermordeten Meß-

gers, der noch eine Geislang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauzt an der Stallthüre, scharret an der Hausthüre und merkt, hier sey etwas ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Kurz der Hund winselt und heult, zerret den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas erschreckliches vorgefallen sey. Also ruft er zwei Männern, die von ferne vorbei giengen. Als aber die Mordleute inwendig das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!“ Der Mann sagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?“ Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handseil gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad gestochen, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut.“

Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes.

Die Fixsterne.

Der Hausfreund steht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er besser verstehen kann, was nunmehr von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu elf Planeten nur zehn Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen gäbe's nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Marelli, an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (Der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter groß und klein strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders als wenn man ein paar Stunden nach Sonnen-Untergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug erheben an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!“ Unterdessen bewegen sie sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Mor-

genlust über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrey durch die Nacht zieht, gehn immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte, denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bey Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bey Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen ein Nachwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig acht, der wird finden, Abends wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel als früh, ehe es aufhörte dunkel zu seyn. Wo sind diese hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nemlichen da, sondern andere; deswegen heißt es mit Recht: So jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nemlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unser einem) damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Creuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein

Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, z. B. die 12 himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbild stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen selber, oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heermagen, die Gluckhenne, oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge alles öde und leer zu seyn scheint; schaut ihr durch ein rechtswinkeliges Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als 20 neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwinder. Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganze herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum, und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende seyn, sondern ein neuer Wunderhim-

wel voll Sternen und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis ins unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Aussen herkommen, und halbwegs am Himmel hinausschaut, nicht gar weit vom großen Heermagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt und der Angelftern oder Polardern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den 12 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heermagen, Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über bald unter dem Angelftern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumachen, und auf der andern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Steht man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Möhren und die Storken herkommen, dem Angelftern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelftern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Land

Außer das alles ist im Grunde doch nur Schein.

In der That selbst aber ist es, wie hier folgt. Die Erde hängt rings um zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne Ende, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn sich der geneigte Leser noch erinnern wollte an alles was über die Ase der Erde, über ihr Umdrehen derselben und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, unsern, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obern Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungesähr der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir die zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Ase, oder Spindel, welche gleichsam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn sie durchginge, und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinhohren, und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir nennen die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so nennen wir, alle Sterne gehn auch in größern und kleinern Cirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst, und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der geneigte Leser glaubts nicht. Ich weiß es schon.

Seltfame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Basel kam in spanische Dienste, hielt sich gut, und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Eclaverei und Drangsalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz, und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenlaß jenseits der Elus, und wie man lustig nach Einsiedeln wassersahen könne, und schön beten in Saffeln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Elus, und was für ein großes Vermögen er daheim besäße, aber es werde ihm nicht verabsolgt aus dem Land. Da wäsferte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große Borensische Gebirg bis an den Gränzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Gränzstein waren, sagte er: Frau, wenns dir recht ist, bis hieher haben wirs spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid

bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetraht den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt vom hier weg bis gen Basli, Canton Solothurn, und das Fußsachen ist an dir. Als sie darüber sich ungeduldig stellte, und schimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte: „Frau das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dir's nicht übel,“ sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stock ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Basliäcker Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: Wißt du jetzt mit welsche Here und gut thun, oder wißt du wieder hin wo du hergekommen bist? Da sagte sie schluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Gränzste in weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheissen hat, und jedes zog wieder in seine Heimath. Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Basli doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seyd Ein Leib.

Der listige Steyermärker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg:

Wie sang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukatelein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man merkt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und gesüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf steckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne; daß einem armen Untertanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt er, wie ichs anfangen, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verräthet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelweleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern; und „Geld her Bauer, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bei dein letztes Vaterunser.“ Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Kapuze gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seid die rechten. Als sie nichts fanden außer ein paar Kupfer-

kreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, Buur, sagte der Sundaauer, du hast dein Geld verlocher, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocher hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt. Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verbergen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon aßtern und veräßtern da gewesen, und habens gefunden und alles geholt. Die Edasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhansen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelbeteileinsböcke und den Goldsack nicht so verderbe, sagte der Bauer, und so hintergieng er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstherrlichen Herrn Leopold den ersten, gerettet, und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkei.

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdienner, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wacht haus an

einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums, und schläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Nachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Köflein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nemlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bey dem Nachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdienner: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten sollen, unter freyem Himmel zu schlafen in einem Lande wo du regierst?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps, sagte er zu dem Kaufmannsdienner, und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Nachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Köflein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein tochter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenroth nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oefnungen zum Durchhauen, die etwas groß waren. Dem Kefruten der Drin stand,

war daher der Lustig etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unterofficier, obs nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unterofficier strich den Bart und sagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer ist's ein Camisol. Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch, und sagte, jetzt sey er erü gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so früh den Zuchtmeister nicht wecken,“ und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrien an ein Städtlein an der Gränze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polnisch?“ fragte heizhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Officier oder Wachtmeister am Thor sey?“ Die Schildwache holt den Thormächter, es sey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thormäch-

ter kam zwar, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Land nicht stark ab, sagte er, und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der capabel wäre, es zu dollmetschen.“ „Wenn ich das wüßte,“ sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kommt der Mond.“ Der Thorwäuter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß,“ und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse,“ sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als sich imwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herabhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmuthigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Gyllotine sey's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte, und den dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten, nicht beten. Weil er aber sonst den dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurn der Oberamtschreiber, „der Herzog will euch eine Gnade erweisen. Wenn ihr wollt gerädert seyn, will er euch rädern lassen; wenn ihr wollt gehenkt seyn, will er euch henken lassen, es hängen zwar schon zwey am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll euch werden. Aber sterben müßt ihr, das werdet ihr wissen.“ Da sagte der Maleflant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr versteht doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sey der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, weil mir der Herzog die Wahl läßt, und keinen andern,“ und dabey blieb er, und ließ sich nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ichs auch nicht brechen.

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

N ü t z l i c h e L e h r e n .

1.

Ende gut, alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang hegelhaft auf, und am 31sten December werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich seyn können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder böß sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre, und meinst manchem, der Lehrherr sey wunderbar, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weisgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende: daß alles gut war.

2.

Gott grüßt manchen der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Gu-

ten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum
traurigen Schlummer schließt: gute Nacht.
Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit so-
kellst, sagt er: wohl bekomms. Wenn du eine
Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er,
Nimm dich in Acht junges Kind, oder al-
tes Kind und lehre lieber wieder um.
Wenn du am schönen Maitag im Blüthendust und
Perchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl,
sagt er: Sen willkommen in meinem Schloß-
garten. Oder du denkst an nichts und es wird dir
auf einmal wunderbar im Herzen, und naß in den
Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als
ich bin, so sagt er: Merkst du wer bei dir ist?
Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es
schauert dich, so denkt er nicht daran, daß du
lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt
sey Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der
ihm nicht antwortet und nicht dankt.

1.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das
heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt,
muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke:
Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht
unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg
gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen
kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein
Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Dritt-
tens: Wenn du merkst, es sen nimmer anders von
ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben,
ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit
ihnen beißen, und anderer Leute Schafe fressen. Sonst

kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

Die Fixsterne.

Forscung.

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr als das Auge des Leibes.

Erstlich die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen herausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664 mal weiter von uns entfernt seyn, als die Sonne, denn wenn er näher wäre, so könnte man's wissen, und eine Kanonenkugel im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dies soll genug seyn, sonst glaubts der gemeine Leser nicht. Eben so weit als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmt's hier gar nicht an.

Zweitens der Sirius, der aus einer so unermesslichen Weite doch noch so groß aussieht, und so ein strahlendes Licht zu uns herab wirft, muß in ses-

ner Heimath wenigstens eben so groß, nein er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne seyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sei dabei eine Sonne, so haben wir Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sey auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle Strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem mutmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sey. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Sirius Sonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchdringen könnte, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit von der nächsten entfernt sey, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen und so nahe bey einander, daß uns ein paar hundert von ihnen zusammen kaum aussehn wie ein Nebelstück, den man mit einem holländischen Sechsfreugerhünd bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem still stehe.

Wenn man nun viertens das alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber

schreiben könnte. Wie wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafküblein auch eins schimmert. Geiziger Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafküblein luthia aussche, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabey und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumpsaus, und das Büblein macht ein Rechnungsbüchlein aus der Regel Dei.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander, so unzählige prächtige Sonnenstrahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bey Nacht in den glanzvollen Himmel heraussehen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Ostreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bey Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings

nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schoos, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorrichtung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne sen? Wenigst du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne? Der Dritte sagt: Herr du erforschest mich und kennest mich, und siehst alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen: spricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von dem Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westphälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Pächter in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder,“ schrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den neuen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchkreuzte. „Dort wollen wirs ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der lutherische: „der Pabst ist der Antichrist,“ schalt der katholische: „Luther ist der Widerschrist.“ Vertief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen seyn, aber beim ersten Bängelsel zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag als schon der Lutherische mit seinem Bruder Fäulenspeise. „Bruder,“ sagte er, „der Stodsch schmekt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen,“ und Abends gieng schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder,“ sagte er, „neuer Schulmeister singt keinen schlechten Lament.“ Den andern Tag wollten sie miteinander zus-

erst in die Trübmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von hent über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Besper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnete sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich setz eure Reise fort. Hab ich euch auf eine Tridentiner Kirchenversammlung nach Newied geschickt, oder sollt ihr nicht vielmehr die Mauerlücke reiten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Hör, der Sohn komm heim sobald du kannst, du mußt spielen.“ Also atzenzen sie noch den nemlichen Abend un- verrichteter Sachen auseinander, und dachten jeder für sich nach was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriß der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, wußt du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die seligmachende Religion verläugnest? Bekräftigst du dich wieder lutherisch worden.“ Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düsteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigsten mit solchen, die es

eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sey dann, daß dich dein Gewissen selber treibt zu schanspielen.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet, und die Schere zusammengewachsen, also näht er sich, so gut er kann. Gevatter sagt zu ihm der Verudeamacher, ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Verücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt euch den Gang. — Gevatter, sagt der Schneider, es ist obnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leih mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf dreyn Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so giebt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und seine Damascener Maulpfeifen. Also sag jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und mußerte die Lieder: Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen ic. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ic. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ic. und prohibirte die

Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Bein Kleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder, der Sched?“ sagte der Schneider. Ich hab ihn an Carl eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelsian und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde; „Blas da!“ sagte er zum Adjunkt, „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meint auch, groß sich vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her?“ Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und ~~verwunderte~~ die Leute, und ~~verwunderte~~ den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ebninger der es hörte, sagt: „Herr Landmann, ihr seid auf der rechten Spur. Ich hab ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schackiden. Er ist zu Fuß gekommen.“ Ein Scheeren-schleifer sagte: „Ich kenn ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Kud' gesetzt und thut Botengänge um den Lohn.“ Also aechte der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein U glück vorübergehen,“ sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hutschirer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer gallopirt ist, und ein Kind zu todt geritten hat.“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adels-

Man an, der sagte in der Angst: „Mein Roß ist eher gelb als roth.“ Aber der Ebninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gellebt's ihr seyd nicht geritten.“ „Doch er ist geritten,“ sagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsich, und sucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufstehen, sondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entlassen.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Thures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unverrichtens an den Murechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervorkamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht, „das Bier ist sauer,“ sondern „Frau Wirthin, sagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?“

Die Wirthin sagte: „in Basel kann man für Geld alles haben,“ strichte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwischel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander discurierten, und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?“ ein anderer sagte: „es ist kein Kameel, es ist ein Trampeltbier;“ sagte die Wirthin „mit Erlaubniß“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gehilte auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kameel,“ sagte ein Dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltbiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Löffel voll zarter Cucumertein aus dem maragrävischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Pölpapier, und mit dem kostbarsten genußreichen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Bist du gefällig?“ Also lachten die Andern nicht mehr dem Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehn Bayen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General: Feldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow wie er sein eigenes Commando respectirte, hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel anmutziger zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre,

so sagt man zu seinem Lob: er ist ein gemeiner Herr. Sumarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken, und aus mancher goldenen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkei, russischer General-Heidmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann, so viel als seines gleichen ein anderer? Aber kein dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, so hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hing ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeschnürt. Denn er hatte einen Schanden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenns noch so frisch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heisduk, nur einen Knecht, seine Kutische und sein Reg. In dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen

Baum steht, oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Sinerwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wem noch nie geschehen dat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der festbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schmeckte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suworow.

Die zwei Postknechte.

Zwei Handesleute reisten oft auf der Extrapoß von Hürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Hürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postknecht ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag' ja nicht schwer daran.“ Die Postknechte aber, der von Dünfelsbühl und der von Eumangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendablichere würden!“ Eines Tages kommt der Hürther in Dünfelsbühl an, und will weiters. Der Postknecht sagte zu seinem Kameraden: „Fahr du den Passagier.“ Der Kamerad sagte: „Es ist an dir.“ Unterdeß sah der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Etas-

wagen, bis der Postillon aufsaß. Als er sah, daß der Postillon im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „fähr zu Schwager! Werf er mich nicht um?“ Am nemlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillon dachte bey sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Camerad von Dinkelsbühl mit dem Rürther auch auf dem Weg wäre!“ Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Herr Bruder auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen ie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeker sagt: „Ich führe einen bonetten Herrn, keinen Pfanigschaber, wie du, dem seine Sechsbagennücke aussiden wie Hildburgshäuser Groschen.“ Endlich legte sich der Rürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!“ sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr inder Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut, und zahlt bonett, oder ich hau' den Deinigen auch.“ — „Unterlich' dich und hau mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn im Frieden lassen oder soll ich dir den Deinigen ganz zu einem Lungenschwamm zusammenhauen?“ und je schmerzlicher der eine Ach und der andere Weh schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spasses selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wie-

der seines Weges fuhr, sagten die Postkutsche zu ihrem Reisenden so und so: „Nicht wahr ich habe mich euer rechtschaffen angenommen? Mein Camerad wird's Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerbaue habe. Aber dieimal kommt's euch auch auf ein besseres Trinkseld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte, sagte der Dinkelschüpfer, es wäre ihm um einen Mark'or nicht leid.“ Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.

Merke: es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkseld verenthält, und wofür man gebauet oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundschaft und guten Willen kaufen.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Wagen hü oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und mit zehn Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau, sagte doch: „was gilt's? morgenaus dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial ansein.“ Als den andern Tag in lagen Reihen von Kaufleuten der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen standen schon die Kente, lobten und wählten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdelein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört die-

ser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der obnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Zinger brennt, die melnigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch schwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sey; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiderte: „ich habe keinen Imperial von euch, so bin ich euch auch keinen schuldig. Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Erag wollt machen.“ Aber der Musketier sagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Erag ist Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden seyn.“ Ein Wort gab das andere, das alimpfliche gab das trostige, und das trostige gab das schodde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal hobt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragt der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgehoben hatte. „Was geht vor? frag ich?“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto wunderfertiger war der Musketier. Vor seiner Viertelsunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen habe er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt habe, als

er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab er dem rechten Kaufaden nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. Wollte ihr ihn jetzt quothwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeysergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Musketier habe an allen Kaufäden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran geklingelt, ob er probat sey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „habt ihr euren Rubel bekommen, so geht dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man pöschiert euch euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und ihr werdet zwischen euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt ihr auch lang leben.“ Das sagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frigt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Rettung einer Officiersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Staatsofficier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mißgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja,“ fuhr sie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgerste, „für euer Leben gebe es kein Lösegeld, und euer Vürchlein da hat auch bayerisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr sterben, zuerst euer kleiner Sacktrach, hernach ihr. Laßt ihr eine Stunde Zeit,“ sagte er zu dem andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin.“

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, so bitte ich euch, ihr wollt ob wir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Geht mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, so will ichs versuchen, ob ich euch mit Gottes und unserer Frauen Hülfe auch kann retten.“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tyroser. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr seine Mißgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Landwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt,“ sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhast auf, wenn ihr

hinans kommt, und mache euch ein wenig breit.“ Als sie aber miteinander die Treppe hinab gingen, kamen die andern wieder, und, „hast du ihr den Trepp schon gegeben, Coppel?“ fragte ihn einer. Da sagte er: „nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig seyn. Ich hab' sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah.“ Also gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürzten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hinein riefen: „seid ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten seyn,“ brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tyroser glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder gerettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein bairisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufstieg.

V a m z u c h t.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Böhnen und herabhängenden Schnüren an den Beinleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirichen,“ sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und los wie ein Vöglein auf den lustigen Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spaz.“

„Wir nähren uns doch alle,“ sagt er, „an dem

nemlichen großen Hausvaters Tisch und aus der nemlichen milden Hand die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet.“

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt.“

Der lieb Gott het zum Frühlüg gseit:
Gana, best im Würml an si Tisch!
Druf het der Ehrlich-Paum Blätter trost,
viel taußig Blätter grün und frisch.

Und 's Würml nimm En vermachts,
's het sichloten in si'm Winterhaus,
es streck si, und sperr 's Mühl uf,
und ribt die klöden Augen uf.

Und druf se bers mit stillem Jahn
am Mädtli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gemüß so gut!
Wie schuunt schier nimme weg dervo.“

Und wieder het der lieb Gott gseit:
best jez im Juli an si Tisch.“
Druf het der Ehrlichbaum Blätter treit,
viel taußig Blätter wils und frisch.

Und 's Jummli siecht und siegt druf los,
fröhlich in der Sonne Morge-Schein.
Es denkt: „das wird mi Galt is,
he den doch chofter Porzellan.“

Wie süß sin die Chähell sichwenkt!“
Es streck si trockne Jüngli drü,
Es trinkt und seit: „Wie schmedts so süß,
do muoß der Zucker wohllet sy.“

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gana, best im Späth an si Tisch!“
Druf het der Ehrlichbaum Früchte treit,
viel taußig Früchte roth und frisch.

Und 's Späth seit: „isch das der Brigt?
do sitz me zu, und stont nit lang.
Das alt mer Chra't in Markt und Bel',
und stärkt mer d' Stimm zum neue Wang.“

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „hat auch auch manchmal der Feldschütz vertragen ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgendäume im Viarregarten zu Schopfen, und Aepfel und

Müsse einatragen auf den Winter, wie meiner Frau-Schwiegermutter ihr Eichbörnlein, das sie euch geschickt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend bezaubert ist."

Das acht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit daran zu denken,

Der lieb Gott het zum Soottig gseit:

„Wann ab! sie dem jez all g'da."

Denn der e chule Verglufft gweibet,

und 's der swa kleint Hise g'da

Und d' Wirtel werde gel und roth

und fallen eis im andere no

und was vom Boden oß chunnt,

muß an zum Hode nidu go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:

„Ded weckil zu, was abila ist."

Denn het der Winter Kilde gtreut —

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum, oder Rugbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt ihr seid ein schlauer Geizh. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran sein."

„Das iss eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frisst seinen Klee und seinen Haber. Nein er trinkt nil wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeslinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, wenn der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie freu und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Ebraukindesstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeislein Taback

genieße, oder ein Stücklein Käs, und wie sie alsdich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgucken. Nein sie bleiben draußen und weisen den Wand:rämann zurecht, wenn Fahrwege und Fuhrfaden verzeichnet sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein.“

„Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Boas werdet, Stadthalter seid ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hätte ich, so müßt ihr euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel vorantreten. Ihr könnt euere Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gepflanzt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verbeißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

Wenn ich mir einmal so viel bey euch erworben habe, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Büblein kaufen, und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so sehe ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und in sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital fleckert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dehan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab, und rufe leise hinab: „Erlies Kind dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Marraa bleibt dir auch nicht aus.“

Er ist kein unwägr Mensch der Adjunkt.

Unverhofftes Wiedersehen.

In Kalun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Aus Sanct Lucia wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen,“ sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „dann du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.“ Als sie aber vor St. Lucia der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun niemand Hinderntz wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen.“ Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmanns Kleidung an ihrem Haus vorbeigien, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber seinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiser Franz der erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Eriuensee wurde hingegrüdet, Amerika wurde frey, und die vereiniigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schloßen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Pommern, und die französische Revolution und der lange Krieg gieng an, und der Kaiser Leopold der zweite gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Adlerleute säeten und

schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Kasun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Eulen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Kristallwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefordert hatte, Vater und Mutter, Befreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und Zusammengekrümpt kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraus gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingeworfenen kranken Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stübchen tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerücket sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerücket war auf dem

Kirchhof und ihn die Verabscheute hielten, schloß sie ein Küssen auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halsstuch mit rothen Streichen um, und bealebete ihn alsdann in ihrem Sonnenrock, als wenn es ihr Hochzeitsrock und nicht der Rock seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitsbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gezeuget hat, wird sie zum zweitemal auch nicht behalten,“ sagte sie, als sie fortging, und noch einmal umschaute.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzosen und Oesterreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Hände voll mit einander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist am besten. Sie wollten nimmer karrisch seyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar feiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht was sie wollten. Unterdeß läuteten in allen Thälern die Sturmglöden. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Pässen, wenn Felsenstücke wie kleine Häuser so groß auf sie herabfielen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Befechten, nahmen die Rebellen bald Innsbruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder, und konnten sie doch nicht behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Besatzern und Unterthanen, nein auch an den eigenen Völkern; Vogel frey oder nicht. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht sicher. Endlich als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher leichtsinnige und rasende verlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer,

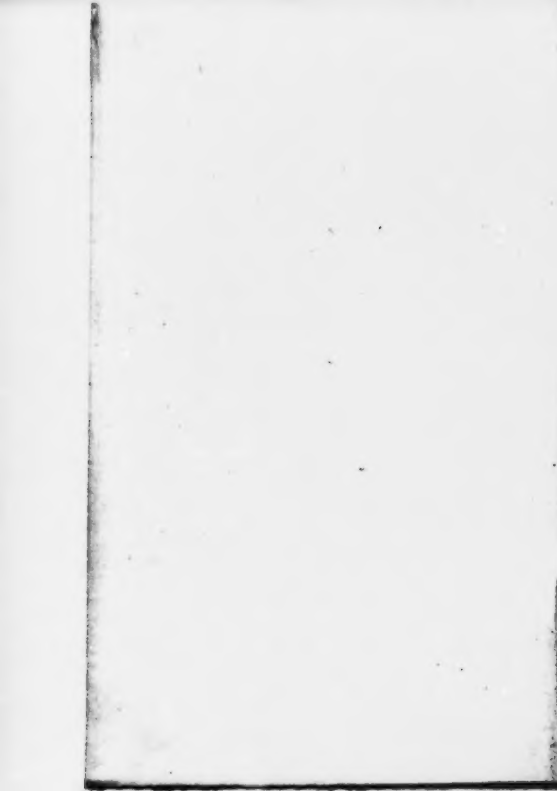
da dachten sie anletzt, es sey doch besser davorlich seyn als sie im Anfang gemeint hatten, und unterwarfen sich wieder. Unverrucht schmeckt nicht. Nur einige Tausende wollten lieber zuerst ein wenig erschonen oder gedenkt seyn; zum Beispiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer Landwirth in Payer und Viehhändler hatte bis über sein 40tes Jahr bis der Aufstand ausbrach, schon manchen Schörpfein Wein ausgetheilt, manchen Studlein Kreide an bösen Schulden vertrieben, und schägen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er es zum Commandanten, nicht bloß von einem Stadtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amtshaus, sondern in dem großen kaiserlichen Residenzschloß zu Innsbruck. An fünfzig tausend Mann Landknecht stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Kinte hatte, präparirte das Gewehr mit der Hengabel. Was verordnet und ausgetheilt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Vater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirth von Muden, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreßigtausend Gulden eigene Zwanzigkruzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Huroon davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gehobrt, und mit starken eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Innsbruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lang genug Wirth gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast seyn. Von dem allen veränderte er seine Kleidertracht nie. Er gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein paar Lerzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reibfeder, und neben seinen schweren Regimentsgeschäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher. Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Knecht: „Wie theuer die

vier Eieren die ihr bei eurem Schwager eingelieft habt?“ Sonst war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jetzt schrieb er an das Bayerische Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer Oberkommandant in Tirol gemüthlicher.“ Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch so lang ihr könnt. Trifft's nicht, so gilt's nicht.“ Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blüthen ließen, gehängt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht dahem zu finden, und an keinem Baum; und es blieb er sich ein wenig spazieren gegangen über die Gränzen. Den Willen dazu moß er gehabt haben in seiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Vögner Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verscharrt war. Sein Haus und sein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verkaufte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jetzt selber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da sah es anders aus als in der Burg zu Innsbruck. Schlimmers Quartier wartete auf ihn. Einer von seinen alten Freunden verrieth für Geld seinen Aufenthalt. Ein französisches Commando umrinnte seine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung. Er selbst war von Mangel, Kummer und Angst abgesehrt. So wurde er von einer starken militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefängniß gebracht, und daselbst erschossen. In solchen Wassern fängt man solche Fische.

Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.





Allemannische
Gedichte
von
J. W. Hebel.



Sämmtl. vollständige Original-Ausgabe

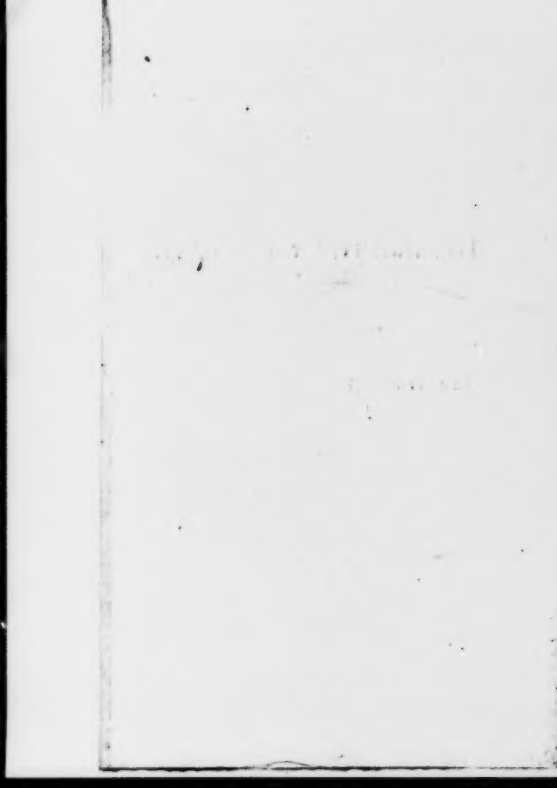
Kranz
bey H. R. Schweizerländer.
1820.



Allemannische Gedichte.

Für Freunde

ländlicher Natur und Sitten.



V o r r e d e

zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Verehrung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet

diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit dieser Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatisches Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsilbig. S. V.

früch, frühe; — beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Wie und da scheint es unvermeidlich sie als-solche auch in dem Texte auszudrücken. 3. B. Uffeme, auf einem Anere, an einer. — Der Akkusativ des Singulars ist auch bei den Maskulinis dem Nominativ gleich, 3. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Maskulinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet. 3. B. im Licht, imme Licht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ

des Plurals, wie der Dativ des Singulars. Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Jhns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte Man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammen kämen mit einem eingeschobenen n. Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wenn'd' und Wenn'de, wenn du; Wenn'me, wenn man; Sagmer, sage mir; Denk'der, denke dir; Bringem, Bringere, bring ihm, ihr; Säge-mer, sagen wir; Säge'der, sagt ihr;

Die *Seigenis*, zeigen uns; *Seigentlich*, zeigen euch; *Buenis*, zu uns; *Buenlich*, zu euch; *Sägenc*, sage ihnen; *Sagi*, dir; *sage ich dir*; *Sägit'm*, sage ich ihm u. s. w. Indessen sind diese Anhängewörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzten Form fast überall getrennt geschrieben, wenn nicht Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialects verglichen mit (Sch) Scherzli Glossarium Germanicum medii aevi. (Jd.) Versuch

eines schwäbischen Idiotikon von Schmid.
 (Ad.) Adelsung's Wörterbuch der hoch-
 deutschen Mundart und andern. Die und
 da sind passende Belege aus (Par.) Para-
 phrasia N. T. Zürich (ohne Jahrzahl) u. s. w.
 unterlegt worden. Die Absicht des Ver-
 fassers war, theils solchen Lesern, die
 manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit
 der-Erklärung entgegen zu kommen, theils
 einheimische, die in der Sprache ihrer
 Landsleute nur eine Entstellung und Ver-
 handlung des gutdeutschen Ausdrucks finden,
 an einzelnen Beispielen auf das Alter und
 die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter
 aufmerksam zu machen. Beide Theile wer-
 den es daher gerne verzeihen, wenn jeder

von ihnen manches finden wird, was er schon lange riefte, manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

V o r w o r t

zur fünften Ausgabe.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jakobi, und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Die Biese. *)

Wo der Dengele-Geiß **) in mitternäch-
tliche Stunde
offene silberne Schirr u. goldene Sägefe-
denglet,
(Todtnau's Ehnabe wüßte's wohl) am waldige
Feldbera,
Wo mit lieblichem Gicht us tief verborgene
Ehlüste

*) Ein Waldstrom dieses Namens, der an dem
Feldbera im Breisgau entspringt, bei Gündel-
hausen einen andern Strom gleichen Namens
aufnimmt, und bei Kleinbuningen im Rauten-
Briet in den Rhein ausfließt.

**) Geßpenß auf dem Feldbera.

D'Wiesen luegt, und ched' go Todtnau aden
 ins Thal syringt,
 schwebt mi muntere Blic, und schwebt mini
 Gidanke.

Zeldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis
 mer Gottwilche!

Los, i will di tez mit mine Liederer ehre,
 und mit Esang bigleiten uf dine freudige Wege?

Im verschwiegene Schoß der Felse heimlich
 gibodre,

an de Wulle gflucht, mit Duft und himmlischem
 Rege,

schlosssch e Bütschelt. Obiad in d'm verdorgene
 Stüblt

heimlich, wohlverwahrt. No nie hen menschlicht
 Auge

schagele dürfen und seh, wie schön mi Weiddeli
 do lit

im chrisalene Schalt und in der silberne
 Wagle,

und 's het no lei menschlich Obe si Dethmen
 erlustert,
 oder si Stimmli gehört, si heimli Lächlen
 und Briegge.
 Numme stilli Geister, sie göhn uf verborgene
 Pfade
 us und i, sie zlehn di uf, und lehre di
 laufe,
 gen der s freudige Sinn, und zeige der
 nühligi Sache,
 und 's isch au lei Wort verlohre, was sie
 der sage.
 Denn so bald de chasch uf eigene Füesslene
 furtcho,
 schliessch mit stillem Tritt us d'im chrisalene
 Erüßli
 karsch usen, und lucasch mit stillen Lächlen
 an Himmel.
 O, wie bisch so nett, wie besch so heiteri
 Neugli!

Well, do wessen ischs hübsch, und geß, so besch,
ders nit vorgeschelt?

Hörsch, wie's Läubli runscht, und hörsch, wie
d'Vogeli rufe?

Do, du seisch: „I hörs, doch gangi wilters
und blib nit.

Freudig isch mi Weg, und allwil schöner,
wie wiler!“

Nei so lueg me doch, wie cha mi Weideli
springe!

„Chunnsch mi über,“ seits und lacht, „und
mitt mi, se hol mi!“

„I wil en andere Weg, und allwil anderi
Sprünge!“

Gah mer nit sel Weinkl ab! — Do hemmers,
i sage is, —

hant's denn nit gseit? Doch gausselet's wilters
und wilters,

grablet uf alle Vieren, und stellt si wieder
uf d' Weinkl,

schließt im d'Hüsch, — iez such mer's eis! —

dort güggelets uf

Wart, i chumm! Drauf rüests mer wieder

hinter de Bäume:

„Noch! wo bin i iez!“ — und het si urige

Phasen.

Aber wie de gahsch, wirsch sichtsli größer und

schöner.

Wo di lieblichen Othem welbt, se färbt si der

Nase

grüner rechts und links, es stöhn im saftige

Triebe

Gras und Ehrüter uf, es stöhn im frischere

Ghalte

farbige Blümli do, und d' Zummli chömmen

und fuge.

„Wasserstetli chunnt, und lueg doch, 's

Wuli vo Totman!

Alles will di bschauen, und alles will di

bigrüße,

und di fründlig Herz git alle fründlig
Nede:

„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender,
eset und trinket!

„Witers goht mi Weg, Osegott, ihr ordlige
Thierli!“

Rothet iez ihr Lüt, wo uester Töchterli hi
geht!

Hender gmeint an Tanz, und zu de lustige
Bube?

„Nesfeld verben gohts mit bimealiche Schritte
zu de schöne Buchen“), und hort e heilige
Nes a.

Gut erzogen ischs, und andern cha me nit saage.
No der heilige Nes se seits: „Jez willt mi
schicke,

es i wilers chumm.“ — Jez immer sch
vornen an Schönan,

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiech.

sey am Thall verben, und allweil weiters
 und weiters
 zwischen Berg und Berg im hüele duffige
 Schatte,
 und an mengem Ehrüß verben, an menger
 Kapelle.

Aber wie du gehsch, würsch allweil großer
 und schöner.

Wo du lieblichen Dohem weicht, wie facht u
 der Nase
 grüner rechts und links, wie Rohn in chräftige
 Triebe
 neu! Ehrüßer du, wie schießen in vrächtige
 Schalte
 Blumen zu Blumen uf, und geli fastigt
 Wide!
 So d'm Dohem gewürzt, Rohn roth! Erdberi-
 Chöpfli
 Millione du, und warten am schattigen
 Thalweg.

Wo di'm Othem g'nährt, ligt reches an
 sunnige Halde
 goldene Lemat uf in Feldere Riemen an
 Rieme.

Wo di'm Othem g'hüelt, singt hinter de
 Hürde verborge,
 freudig der Hirte-Buch, und d' Holz-Ne
 tonet im Buchwald.

's Mambcher Hätteli chunnt, und wulligt
 Hali vo Zell her.

Alles lebt und webt, und tont in freudige
 Wiise;

Alles grünt und blüecht in rufsfaltige
 Farbe;

Alles isch im Staat, und will mi Meiddeli
 grüße.

Doch de bisch se Meiddeli meh, iez sag i der
 Meidli.

Aber an der Bruchwoog, nit mit vom
 Reimene Chrugli,

Chresime d'Quebli vo Zell hoch an de fetsche
 Halde,
 suchen Engelsfüß, und luegen aben und
 suné.

„Toneli, seit der Cepli, was het echt d'
 Wiesen im Chöpfli?“

„Lueg doch, wie sie floht, und wie sie nieder
 an d' Stroß sizzt

„mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in
 d' Höchi

„schießt, und in d' Matte lauft, und mittlere
 selber im Champf isch!“

Feldbergs Tochter, los de g'falsch mer
 nomme no halber!

's goht mer, wie dem Cepli. Was besch für
 Jessen im Chöpfli?

„Zehst der näumis, se schwach, und hätt'sch gern
 näumis, se sag mer's!“

Aber wer nüt seit bisch du! Mit schwankige
 Schritte

Lauffsch mer d'Matten ab in dine tiefe
Gidanke

furt ins Wiefethal, furt gegenem Husemer
Bergwerch,

und schangschiersch der Glauben und wirsch e
lutherische Cheher:

Hani's denn net geseit, und hani wierschter
nit vorgestelt?

Aber iez isch so, was hilst iez balgen und
schmahle!

Wendere Hani's nit, se willt der lieber gar
helfe;

abbe bringsch mer doch no Freud und heiteri
Stunde!

Halt mer e wenig still, i will di iez lutherisch
schleide.

Do sin wüßi baumwelle Strümpf mit chünstliche
Zwickle,

(leg se a, wenn d' chasch!) und Schuh und
silberni Rinkli;

do ne grüne Noß! Vom breit verbendelte
Ludli

fallt bis zu de Ehnodlenen abe Fältli an
Fältli.

Eist er recht? Thu d'Häftli i, und nimm
do das Brusttuch,

sammet und roseroth. Jez dichter künstli
Zupfe

us de schöne, sufer g'hreblte, - fäxlene
Hoore.

Obe vom weißen Necken und dieqsem in
d'Zupfe verschlunge,

fallt mit beiden Ende ne schwarze lüne
Bendel

bis zum tiefe Noß-Saum abe. — G'fällt der
die Chappe,

wasserblane Damast und gnißt mit goldene
Blume?

Sieh der Bendel a, wo in de Nüxlene
durgobt,

unter de Suppe dure, du Dotsch, und über
den Ohre

fürß mittem Zetsch, und abe gegennem
Gesicht zu!

Sej e sîde Fürtuch her, und endli der
Hauptstaat

zwenzig Elle lang und breit e Mapländer
Halstuch!

Wie ne lustig Grösch am Morgenhimmel im
Frühlig

Schnebts der uf der Brust, stigt mittem
Othem, und senkt si,

wahlet der über d'Achseln, und fällt in
prächtige Ziwle

übere Rücken abe, sie rusche, wenn den im
Wind gôßsch!

Het me's lang, se loßt me's henke, hör i mi
Lebtig.

D'Ermel, denk wol, henklich an Arm, wil's
Wetter so schön. Ach,

as me's Heind au sieht, und dini gattigen
Hermli,

und der Schie-Hut nimmsch in d' Hand am
siden Venvel.

D'Sunne git eim wärmer, und schint eim
besser in d' Auge,

wer en in de Hände treit, und 's floht der
au hübscher!

Hez wärsch ussaffert, as wenn de hofertig
floh wottsch,

und de g'fallsch mer selber wieder, chami
der sage.

Wienes si iez freut, und wie's in zimpfere
Schritte

länzelet, und meint, es seig d' Frau Vögtere
selber,

wie 's d' Wörsli hebt, und ieden Angest
g'ruß schielt,

ob me's echt au bschaut, und ob men em
ordeli no laegt!

So, de bisch is hübsch, und is du Mark,
mer luege,

Du marggrover Meidli mit diner goldige
Chappe,

mit de lange Suppen und mit der längere
Doorschur,

mittem vierfach, semmagesetzte flattrige Hals-
tuch!

Aber rothet iesz, wo 's hofertig Jämpferli
hi goht!

Denk wol uffe Blah, denk wol zur schattige
Linde,

oder in d'Weserey, und zu de, Husemer
Chnabe?

Hender gmeint, is wol! Am Vergworch
visperlets abe,

lengt e wenig duren, und trüllet e wengeli
d'Näder,

was der Blos-Walg schmecke mag, ass d'
Fuurer nit usgöbn.

Aber 's isch si Wibes nit. In d' Husemer
Matte

schießt's, und über d'Legl mit große Schritte
go Farnan,

lauffsch mer nit, se gilt's mer nit, dur 's
Schöpfemer Ehilspel.

Aber i' Gündehuse, wer stohet echt an der
Etroffe,

wartet, bis de Hunnisch, und goht mit
freudige Schritte

uf di dar, und git der d' Hand, und fällt
der an Wuse?

Ebennsch die Schwesterli nit? 's Hunnt hinte
füre so Wisletb.

Uf und nieder bet's di Gang und dini Ge-
behrde.

So de chennschs! Worum denn nit? Mit
freudigem Brusche

Minnuschs in d'Arm, und losch's nit aoh, gib
achtig, verdrucks nit!

Des gohts wieder witer, und allwif aben
und abe!

Sichsch dört vorne 's Röttler Schloss —
verfalleni Mure?

In vertäfelte Stube, mit goldene Lüste
verblendlet,

den suß Fürste gwohnt, und schöni fürstligi
Fraue,

Heren und Here-Günd, und d' Freud isch
s' Röttle deheim gfi.

Aber iez isch alles still. Undenklich Zite
brenne keint Liechter in sine verrißene Stube,
Fackeret lei Fäur uf siner versunkene Fürstet,
goht lei Ehrug in Ebeller, le Züer aben an
Brunne.

Wildi Tübe niste dört uf moßige Plume.

Kueg dört ehnen isch Mulberg, und do im
Schatte verborge

's Föhris Hüsti, und am Berg dört d' Höl-
stemer Ehlche.

Steine lömmer liegen, und fahre duren in
d'Matte,
gute Weg isch au nit um, und weldli chasch
laufe.

Wenn 's nit nidst gleng, i weiß nit, öbbi der
no chäm.

Unter Steine chunnsch mit dine biwegliche
Schritte

wider über d'Stroß. Setz wandle mer füren
ins Nebland

Neben Hauigen aben und neben an Hagen
und Röttele.

Zug mer e wenig ufe, wer stobt ddet oben
am Fenster

In si'm neue Chäpli, mit sine fründlichen
Auge?

Reig di an, zeig wie, und sag: „Gott grüßich
Her Pfarrer!“

Des gohts Thumrige zu, setz witer in d'
Lörecher Matte.

Siehst du das ordentlich Städteli mit sine Fenster
und Gieble,

und die Wasler Here dört uf der staubige
Stroße,

wie sie riten und fahren? Und siehst du dört 's
Stettener Wirths-Hus!

Worum wirsch so still und magst nit dure ge-
luege?

Wel, du siehst sel heilig Ehrüß vo witem und
trausch nit,

möchtisch lieber j'ruß, as fürst! Loh der nit
gruse!

's währet nit lang, se stöhn mer frei uf
schwiztrischem Bode.

Aber wie du gohst vom Bergwerch abe ge-
Schopfe,

bis an Stetten aben uf diner feine Land-
stroß,

bald am linke Bord, bald wieder ehnen am
rechte

zwischenem Faschinat, wirtsch allmäl größer
und schöner,

freudiger allmäl, und schaffig, was me cha sage.

Wo di lieblichen Othem weht, wie färbt si
der Nase

grüner rechts und links, wie stöhn mit kräf-
tige Triebe

neni Ehräter uf, wie prangen in höhere
Farbe

Blumen obni Zahl. De Summer-Vögle thut
d'Wahl weh.

Wechslet nit der Ehlee mit goldene Eckettene-
Blume,

Frauemänteli, Hasebröbli, würrige Chümini,

Sunneblume, Habermark und Dolden und
Ruchgras?

Oliheret nit der Than auf alle Spizen und
Palme?

Wattet nit der Storch uf hohe Stelche der-
zwische?

Siehn sie nit vo Berg zu Berg in lange
Reviere

selbst Matte Stunde mit und Tauen an
Tae?

Und dergwischen stöhn scharmanti Dörfer und
Ehlschthürn.

's Brombecher Mummelt chunnt, es chömme
Löcherer Rösli,

freße der us der Hand, und springen und
tanze vor Freude,

und vo Baum zu Baum, vo Zell bis füre go
Reiche

halte d'Vogelz Jude-Schul, und orglen und
pfe.

D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het
sie ins Grab gleit.

Aber rechts und links wie schwanken an
flachere Reine

Roßen und Weizhalm! Wie stöhn an sunnige
Halde

Neben an Neben uf! Wie moget uf höhere
 Berge
 rechts und links der Buchenwald und dunklere
 Eiche!

D's isch alles so schön, und überall anders
 und schöner!

Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Märlig
 und Lebe!

Neben an der usen und nebet an der
 abe

gigt der Wage, d'Beisse chlopft, und d'
 Sägeser ruschet

und de grüßisch alli Lüt, und schwedisch
 mit alle.

Erobt e Mähli näumen, en Dohli oder e
 Ribl,

Drothjug oder Gerste - Stampf, Sägen und
 Schmidte,

lengsch mit biegsamen Arme, mit glenksame
 Fingere dure,

hilfssch de Müllere mahlen und hilfssch de
 Meidle ne ribe,
 spinnsch mer's Husemer Ise, wi Hanf in
 gschmeidigi Fäde.
 Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise
 vom Fûrherd
 offen Ambos, lüpfssch de Schmede freudig der
 Hammer,
 singt derzu, und gersch se Dank, „Gott
 Grüßich, Gott bhütich!“
 Und isch näume ne Bleich, se losch di das
 au nit verdriehe,
 schuchisch e bizzeli duren, und hilfssch der
 Sunne no bleiche,
 ob sie fertig wird, sie isch gar grüßelich
 landsem!
 Aber sollt eis, o Wiese sage, wie 's
 ander,
 nu se seig's bikennt! De hesch au bsunderi
 Besse,

's chlage's alli Lüt, und sagen, es sei der nit
 g'traue,
 und wie schön de feisch, wie lieblich dint
 Gebehrde,
 stand der d'Wosget in den Auge, sage sie
 alli.
 Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'
 Faschine,
 oder ruyffsch sie us, und bahnsch der bsunderi
 Fußweg,
 bohlsch de Lüte Stel uf d'Matte, Jaspis und
 Feldspat.
 Den sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet
 und g'schöchlet,
 holsch's und treisch's de Noehbere duren Arsel
 um Arsel.
 's sagen au e Theil, de feigisch glücklich im
 Finde
 uf de Bänke, wo nit g'wünscht sin, aber i
 glaubs nit.

Mengmol haseliertsch, und 's muß der alles us
Weg goh!

öbbe rennsch e Hüsi nieder, wenns der im
Weg floht.

Wo de gohsch, und wo de stohsch isch Balgen
und Balge.

Feldbergs Tochter los, de bisch an Tugend
und Fehler

ziti, chunnts mer halber vor, zum Manne,
wie wär's echt?

Zeig, was machsch für Aengli? Was zurffsch
am sidene Bendel?

Etell di nit so wärsch, du Dingli! 's meint
no, me wüß nit,

aß es versprochen isch, und aß sie enander
scho bßellt hen?

Meinsch, ich chenn di Holderstock, di chräftige
Bursi nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stunden
und Hecke

eis Gangs us de Schwiberberge gumpet er
 z Rhinck

aben in Bodensee, und schwimmt bis füre go
 Chosfanz,

seit: „I muß mi Meidli ha, do hilfst nüt
 und batt nüt!“

Aber oben an Stei, se stiat er in landsame
 Schritte

wieder us em See mit sufer gwäschene Füße,
 Tiefschofe gefallt em nit und 's Chloster
 dernebe,

furt Schaffhusen zu, furt an die zackige Felse.
 An de Felse seit er: „Und 's Meidli muß
 mer werde!“

„Lib und Lebe wogi dra und Chrechen und
 Bruntuch.

Seits, und nimmt e Sprung. Bez bruntlet
 er abe go Rhinaw;

trümmelig isch em worde, doch chunnt er witer
 und witer.

Eglisau und Chavserfluhl und Surzi und
Waldshut

Het er scho im Necke, vo Waldshut lauft er
zu Waldshut,

iez an Ehrenzeech aben in schöne breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzit - Sedel
gschriebe.

Well, i weiss es! Bisch im Stand und Läng-
nisch, was wehr isch?

Hätti i'rotte gha, 's wär i'Wil e schidliche
Platz gh;

's hat scho menge Briggem si gattig Brütli
so Wil gfüert,

nfem Bari - Diet, vo Kiesel aben und
Basel,

und isch iez si Ma, und 's chocht em d'Suppen
und pflegt em

ohnt Widerred vo mine gnädige Hete.

Aber di Vertraue floht zum Ehlei - Hüniger
Pfarrer.

Wie de meinisch, se göhmer denn dur d'
 Niechemer Matte!

Lueg, isch sel nit d'Ehlibi, und chunnt er
 nit ebe dört abe?

So er ischs, er ischs, i hörs am freudige
 Brusche!

So er ischs, er ischs mit sine blauen
 Auge,

mit de Schwiher - Hosen und mit der sammete
 Ehre,

mit de chrisalene Ehnöpfen am perlesfarbige
 Brustuch,

mit der breite Brust, und mit de chraftige
 Stoe,

's Gotthards große Buch, doch wie ne Roths-
 per vo Basel

stolz in sine Schritten und schön in sine
 Gibebrde.

O wie chlopft der di Herz, wie läuft si
 di flatterig Halstuch,

und wie fligt der d'Röchi tez-in die liebliche
 Backe,
 wie am Himmel 's Morgeroth am duftige
 Montag!
 Sell, de bischem hold, und gell, de hellsch
 ders nit vorgstellt,
 und es wird der wöhr, was im verborgene
 Stübli
 d'Geister gsunge hen, und an der silberne
 Wagle!
 Halt di numme wohl! — I möcht der no
 allerley sage,
 aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
 Forchsch, er lauf der furt, se gang! Mit
 Thränen im Aeugli
 rüefts mer: „Whütli Gott,“ und fällt em
 freudig an Buse.
 Whütli Gott der Her, und folgmer, was i
 der gseit ha!

Freude in Ehren.

Ne G'sang in Ehre

wer will's verwehre?

Singe's Thierli nit, in Durst und Naß,

der Engel nit im Sterne-Glaß?

e freie frohe Muth,

e g'sund und frolich Blut

goht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre

wer will's verwehre?

Trinkt 's Blüemli nit si Morgethan?
 Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
 Und wer am Werchtig schafft,
 dem bringt der Nebesast
 am Sunntig neuu Ehrast.

Ne Chuch in Ehre
 wer will's verwehre?
 Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
 und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
 In Ehre, hani gseit,
 und in der Unschuld G'leit,
 mit Zucht und Sittsamkeit.

Ne freudig Stündli
 ischs nit e Fündli?
 Jez hemmers und jez summer do;
 es chunnt e Zit, würds anderst goh.
 's währt alles churzi Zit,
 der Chilchhof isch nit mit.
 Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilfstis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüchig Gewisse gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blist und chracht,
und in der letzte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneneblume b'krönt,
uf grüne Matte bis der Tag verwaicht,
und do und dort e Betjit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
Se machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und floht se Stern am Himmel und se Mon,
and wenne nümme sieht, wo d'Ausbaum stohn,
mü'en selli Marcher usen Fähr an d'Krohn,
se müen den Engle jünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Wederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und bißst e Stüchli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schüßli Treber-Brenteri.

Druf pugt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
hui, flackerets in lichte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Ehräste, d'Matte ab und uf.

's isch chummlicher so, wenn eim vorem Fuß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage muß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lüßli: „Das walt Gott der Her“ —
„Ach bleib bei uns“ — im Wetter sind sie do.

Worum? So bald der Engel bete hort,
 se heimelets en a, der möcht derzu.
 Der füürig Marcher blieb so lieber dort,
 und wenn er chunnt, se hebt er d'Dhre zu.

Und schritet öbsch e trunfne Ma dur d'Nacht,
 er fluecht und sappermentet: „Ehrüß und Stern“
 und alli Reichen, as der Vode chracht,
 sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

– Doch wirds em nit so gut. Der Engel seit:
 „Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!“
 Im Wetterleich, sen isch der weit und breit
 sei Marcher me, und au sei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
 und denkt: „Der chönnet bliiben oder cho,
 „ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,“
 sel isch's vernünfftig, und sie lou ein go.

Doch wenn der Wandervogel ein Fieber brennt,
 er läuft im Ueberstand den Engeln no,
 sel isch ene wie Gift und Pöperment;
 im Augenblick se lön sie alles stoh.

B'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
 „er goht verhey, mer wen e wenig g'ruck!“
 So sage sie, und wandle still us weg,
 und fider nimmt der füürig Ma ne Schluss.

Doch folgt me witeres über Stieg und Vort,
 wo nummen au der Engel goht und stoh,
 se seit er g'lezt: „Was gilst i find en Ort,
 „du Lappi, wo di Weg nit dure goht!

Der Racker muß vora, mit stillem Tritt
 der Engel hinterher, und läuft me no,
 se sinkt men in e Gulle, 's fehlt si nit.
 Jez welsch di V'richt, und jez hasch wieder goht!

Mei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
 Vergiß mers nit, schrib's lieber in e Buch!
 Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
 isch alliwil no besser, as e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
 ne chrissi Gmüeth und 's Bette zieht si a;
 und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
 's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
 ne Geschäft für ihn ellei z'verrichte het,
 so los en mache, was gohts di denn a?
 Und los nit, wemme mittem Nachbar redt!

Und goht me der us Weg, se lauf nit no!
 Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
 's isch Uvverstand, me merkes enanderno,
 und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

Der Schmelz-Ofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
 und 's Wasser rauscht, der Blosbalg gahrt,
 und bist all d'Macht vom Himmel fallt,
 se würd die erli Masse halt.

Und 's Wasser rauscht, der Blosbalg gahrt;
 i ha druf hi ne Gulde g'spart.
 Gang Chünqi, lengis alte Wi,
 mer wen e wengli lustig is!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
 me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
 me trinkt e frische frohe Mueth,
 und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudenland, e guti Stund!
 's erhaltet Lib und Ehräfte gund;
 doch muß es in der Ordniß geh,
 suß het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
 Bez schenket i, und floßet a:
 „Es leb der Marggroß und si Huus!“
 Zieht d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessere Her kreit d'Erde nit,
 's isch Sege, was er thut und gtt,
 i cha's nit sage, wieni sollt,
 Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Vergwerch soll im Sege lob!
 's het menge Burger 's Brod dervo.
 Der Her Inspekter lenkt in Trog,
 und zahlt mit Freud, es isch lei Trog.

Drum schenket l, und stoßet a!
 Der Her Inspektor isch e Ma,
 mit üfers Gattigs Lüte g'mei,
 und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e gute Wi ufs Werk,
 er holt en über Thal und Berg,
 er stellt en later uffs Tisch,
 und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verben, der Ma am Füllr
 muß s'trinke ha, wärs no so thür.
 Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
 und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
 me schnufet, d Völg verstaune drab,
 und mengt liebi Mitternacht
 wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmeltzer isch e vlogte Ma,
 drum bringem's ein, und hofet a:
 Gsegott! Vergiß di Schweiz und Ach!
 's het jeden anderen au si Sach.

Im Jahltag theiltsich doch mit seim,
 und bringtsch der Lohn im Mastuch heim,
 se luegt di d'Maret fründli a,
 und seit: „I ha ne brave Ma!“

Truf schlacht si Eiern - Anken i,
 und sträut e wenig Amber dri;
 si bringt Salat und Grüebe dra,
 und seit: „Jez is du liebe Ma!“

Und wenn e Ma si Arbeit thut,
 se schmelt em au si Esse out.
 Er tauschtsi nit in Leid und Lieb
 mit mengem riche Galtz - Dieb.

Mer sche do, und 's schmelztis wohl.
 Gang Thüngeli leng no nemol,
 wil doch der Ofc wieder goht,
 und 's Erz im volle Thübel stohet!

Se brenn er denn zu guter Stand,
 und Gott erhalt ich alle gsund,
 und Gott bewahr ich uf der **Schicht**,
 as niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
 wenn Schnee uf Berg und Firne lit,
 en arme Dad, en arme Ma,
 und stohet ans Fähr, und wärmt si dra,

Er bringt e paar Grumbireli,
 und leits ans Fähr, und brotet sie,
 und schloft by'm Ecker uffem Erz —
 schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Dört kocht so ein. Chumm arme Ma,
und thunis Vscheid, mer flossen a!
Osegott, und tröster Gott di Herz!
me schloßt nit lieblich ussem Erz.

Und chunnt zur Ist e Biderma,
ans Fûr, und zündet 's Pfüe a,
und seht sie näumen ane mit,
se schmelt em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Buebli j'rauchen a,
und meint es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer kurze Bricht,
und zieht em's Pfist ussem Licht.

Er leits ins Fûr, und balgt dertu:
„Heichs au scho glehrt, du Kappi du!
„Eug amme Störli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!“

's isch wohr, 's git mengi Eurgwil mehr
 am Suntig no der Ebinderlehr,
 und stromt der sürtig Ise-Bach
 im Sand, es isch e schoni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nocher he!
 „bisch au schu Ise werde sch
 „im flüßige Strom de Forme no?“
 Was gilst, er cha nit sage: Jo?

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
 und wie's im Sand zu Masse bacht,
 und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
 und d'Ruppen unterm Hammer zwingt.

Der schenket i, und stöset a:
 Der Hammer-Meister isch e Ma!
 Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
 do lag e Sach, was thät me nit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma ?
 's muß jede Stabl und Ise ha;
 und muß ~~de~~ der Schneider d'Modle ge,
 sen ischs au um si Natzig g'schch.

Und wenn im frühe Morgens
 der Muur in Feld und Fuhre steht,
 se muß er Charit und Pauc ha,
 suß isch er e verlorene Ma.

Sum Broche brucht er d'Wäse,
 zum Meibe brucht er d'Säge,
 und d'Eichle, wenn der Weize bleicht,
 und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
 und danktich Gott de: Her versut!
 Und mach en andere Eichle drus,
 und was me braucht in Feld und Hus!

Und numme leini Edel meh!
 's het Wunde gnug und Schmerze ge.
 's hingt mengen ohni Fuß und Hand,
 und menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, se Fuß meh!
 Mer hen 's Lamento obbe gsch,
 und ghört wie's in de Berge chracht,
 und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
 drum schenket i, und stoßet a:
 Uf Völker Fried' und Einigkeit
 von num a bis in Ewigkeit!

Des zahlemer! Des göthmer hei,
 und schaffe hüt no allerley,
 und dengle nö bis tief in d'Nacht,
 und meibe, wenn der Tag vermachet.

Der Morgen-Stern.

Woher so fruech, wo ane scho,
 Der Morge-Stern enandern
 in diner glibrige Himmels-Tracht,
 in diner guldige Locke Tracht,
 mit dinen Auge chlor und blau
 und sufer g'waschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch ekleinig do?
 Mei weger nei, mer meibe scho!
 Mer meibe scho ne halbi Stund;
 fruech uffso isch de Gliedere gsund,
 es macht e frische frohe Muth,
 und d'Suppe schmeckt eim no so gut.

's git Lüt, se dase frili no,
 se chönne schier nit use cho.
 Der Mähder und der Morge - Stern
 söhn ziti uf, und wache gern,
 und was me früeh um Vieri thut,
 das chunnt eim i' Nacht um Mäni gut.

Und d'Vögeli - si an scho do,
 se stimmen ihri Pfist scho,
 und uffem Baum und hinterm Hag
 seit eis im andere Gute Tag!
 Und 's Turtel - Tübli ruuft und lacht,
 und 's Wetzit - Glöckli isch au verwacht.

„Se helfs Gott, und gebis Gott
 e gute Tag, und bhütis Gott!
 „Mer beten um e chrisslig Herz,
 „es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
 „wer chrissli lebe, het frache Muth;
 „der Lieb Gott stöht für alles gut.“

Weißt Jabbeli was der Morge - Stern
 am Himmel sucht? Me seits nit gern!
 Er wandlet imme Sternli no,
 er cha schier gar nit vonnem so.
 Doch meint si Mutter, 's müß nit so,
 and thut en wie ne Hünenli i.

Drum steht er uf vor Tag, und geht
 si'm Sternli no dur's Morgeroth.
 Er sucht, und 's wird em windemeh,
 er möcht em gern e Schmühli ge,
 er möcht em sagen: I bi der hold!
 es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar buncem wär,
 verwacht si Mutter handumher,
 und wenn sie rüest enanderno,
 sen isch mi Wärpli niene do.
 Druf sicht sie ihre Ehranz ins Hoov,
 und lueget hinter de Verge vor.

Und wenn der Stern si Mutter sieht,
 se wird'er todesbleich und flieht,
 er rüeft si'm Sternli: Würdi Gott!
 es isch, ah wenn er sterbe wott.
 Jez Morge-Stern besch höbt Sit
 di Mütterli isch nümme wit

Dört kummt sie scho, was hani gseit,
 in ihrer stille Herlichkeit.
 Sie zündet ihre Strahlen a,
 der Chilch-Thurn wäremt si au scho dra,
 und wo sie fallen in Berg und Thal,
 se rüehrt si's Leben überall.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
 „de Haschs verfeßt, wie geiler no!“
 und d'Ehemi rauchen au alsgmach;
 hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
 und wie im dunkle Buche-Wald
 mit schwere Streiche d'Polz-Äg fällt?

Was wandlet dört im Morge-Stral
mit Tuch und Eherb dur's Matte-Thal?
's sin d' Meidli tung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi scho so witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Vüebli wär,
und 's Anne Meili chäm ung fahr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müest vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeihmers Gott!

Der Carfunkel.

Wo der Netti s' Tuback schnäblet, se lueget
 en d'Marei
 fründlig und bittreis a: „Vergelis nümis o'
 Netti,
 „weisch so wieder, wie necht, wo 's Chüngt
 het welle verschloffe!“
 Drüber rufe 's Chüngt, und's Anne Babi
 und d'Marei
 mit de Chanklen ans Licht, und spanne
 d' Saiten, und striche
 mittem Schwärzli 's Rad, und zupfen enander
 am Ermel.

Und der Jorpi nimmt e Hampfle Liechtspohn,
und setzt si
nebene Liechtstol bi, und seit: „Das willi
verrichte.“

Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen

Ofe,

lueget aben und denkt: „Do obe hör't's am
beste,

„und bi niemes im Weg.“ Druf, wo der
Hetti si Tuback

gschnitte het, und 's Pffli gfüllt, se schunnt
er an Liechtspohn,

und hebt 's Pffli drunter, und trinkt in
gierige Säge,

bis es brennt. Druf drukt er 's Fäür mit de
Fingere abe,

und macht 's Deckeli zu. „Se willi denn
nämis vergehle,“

seit er, und sitz nieder, „doch müender ordell
süß so,

„aß i nit verstaum, ebs us isch, und du
dört obe,

„pack di vom Ofen abe! Geshy wieder niene
ke Plah g'wüßt? -

„Ischs der j'wohl, und g'lust's di wieder no
nem Carfunkel?

„Numme ken, wie sell ein gfi isch, woni im
Sinn ha;“

„'s isch e Plähli näumen, es goht nit Ege no
Pflug druf,

Gurß an Gurß scho hundert Johr und giftigi
Chrüter,

'a singt lei Trostle drinn, lei Summervögeli
bsuecht sie,

breiti Dosche hüete dort e zeichnete
Chorver.

'a wär ke ungschickt Burschli gfi, sel seit me,
doch seig er

ytlich ins Wirthshus g'wandlet, und über
Bibel und Esangbuch

In em d'Charte gfi am Samstag g'oben und
Sunnig.

Flueche het er chönne, ne het im ruckige
Chemi

hätt sie bsegnet und bettet, und d'Eternen
am Himmel het zittert.

's het e mol im grüne Rock e dorstige
Jäger

zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte
Flueche

het der Michel Etich um Etich und Wäggli
verlohre.

„Du vertlauffsch mer nit!“ seit für si selber
der Grünrock.

d'Wirthene het's no ghört, und denkt: „Nisch
höbbe ne Werder!“

's isch le Werder gfi, der werdets besser
erfahre,

wenn der Michel g'wibet het, und 's Gütch
verlumpet.

Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie
 het em us Liebi
 Hand und Jöwort ge, doch nit us Liebi zum
 Michel,
 nei zu Vater und Mutter, es isch ihr Willen
 und Wunsch gfi.
 Eellen Oben ischs in schwere Sidante verz-
 schlofe,
 selli Mitternacht het e schwere bidütsemä
 Traum gha.
 's isch em gfi, es chömm vo Straufe füren an
 d'Landstroß;
 an der Landstroß goht e Chapeziner und
 betet.
 „Ehenket mer an ne Pelgli Her Vater, went
 der so gut so!
 „Bint nit e Bruud? 's cha so 's het guti
 Bidütig.“
 Landsem schüttlet si Chopf der Vater, und
 unter der Chutte

lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der
selber ein use!“

Seits, und mo nes zieht, se lengt's in
schmutzigi Charte.

„Hesch echt 's Gflei-As? 's bidütet e rothe
Charsjunkt;“

„'s isch ke gute Schick.“ — „Do weger,“
seit es, „das hant.“

Wieder seit der Vater: „Se zieh denn anderst,
o Brütli!“

„Hesch echt siebe Ehrüd?“ — „Do weger,“ seit
es und süßget. —

„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no
besseri drinn sy.“

„Hesch e blutig Herz?“ „Do weger!“ seit
er schrickt drob. —

„Sei zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige
chunnt no!“

„Ichs der Schusschue?“ — „Es wird mol,
bschauet en selber!“ —

„So de besch en! Troß di Gott! Er schuflet
di abe.“

So bet's im Kätterli traume, und so bet's
felle mol gschlofe.

Stroßwirts Tochter, was besch denst, und
besch mer en doch g'no?

So, es het so müessen und gseit: „Uns Here
Gotts Name!“

„No de siebe Thränen und hinterem blutige
Herze

„Hunnt mi Heilige, will's der Her, und
schuflet mi abe.“

S'erst hätt's möge go. Swor mengmol het no
der Michel

gspielt und trunke, bis gnug, und gflucht, und
's Kätterli pfoget.

Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit
Thräne

bittet het, und bette. Ne mol se seit er:
„Bez willt

„mit der affordieren“, und d'Charte will
verfluche.

„Soll mi der T..... hofe, so bald i eini me
a rühr!“

„Über ins Wirthshus gangi, sel willi, sel
chani nit mibe.“

„Grums und hül, so lang 's der g'falle, ich
cha der nit helfe!“

Het er 's Erst nit gehalte, sen isch er im
Andere Treu gfi.

Woner ins Wirthshus chunnt, se sitzt mi
borstige Grünroß

hintern Tisch, selb tritt, und mäschelet d'Char-
ten, und rüeft em:

„Bisch mer e Cammerad, se chumm, se wem-
mer eis mache!“

„Ich nit,“ seit der Michel, „Das Margreth
leng mer e Schöppli!“

„Du nit?“ seit der Grün. Chumm numme,
bis de di Echovve

„trunke besch, und 's goht um nüt, mer
 mache für Churzweil!“

„He,“ denkt bynem selber der Michel, „wenn
 es um nüt goht,

„sel isch is nit g'spielt,“ und setzt si nebene
 Grünrock.

's Chunnt e Chnab ans Fenster mit lockiger
 Stirnen, und rüeft em:

„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroße-
 Wirth schikt mi.“

„Schik en wieder,“ seit er, „i weiß scho,
 was er im Ebovf het?

„Wer spielt us, und was isch Trumpf, und
 g'loche das Eckel!“

Dref und druf! B'lezt seit der Grün: „Was bisch
 du ne Glückschind! .

„Nöchtisch nit umme Ehrücker mache? — Sel
 isch iez eithue,

denkt der Michel, g'spielt isch g'spielt, und seit:
 „Es isch eithue!“

„Chömmet“ rüeft der Ehnab, und pöpperlet
wieder am Fenster,

„Nummen uf en einzig Wörtli!“ — „Los mi
ungheit iez!

„Chrüh im Baum, und Schusse no, und no
ne mol Schusse!“

Und so gohts vom Chrüher bis endli zu der
Dublone.

Wo sie ufstöhn, seit der Grünroß: „Michel,
i cha d’

iez nit zähle. Magsch derfür mi Fingerring
bhalte,

bis i en wieder lös. Es sin verborgeni
Chräfte

„in dem rothe Carfunkel. D lueg doch, wie
ner ein a’bligt!“

’s dritmol chlopfts am Fenster: „O Michel
chömmet, wil’s Zit isch!“

„Los en schwebe, seit der Grünroß, wenn er
nit geh will!“

„Nimm du do mit Fingerring, und wenn de
se Ehrüßer

„Weld deheim, und niene besch, es cha der
nit feble.

„Wenn der Ring am Finger steckt, und wenn
de in Sack lingsch

„Alli Tag emol, se besch e bairische
Thaler.

„Nummen an kem Fortig, i wott der das
selber nit rothe.

„Thasch mit wilers bruche, se rüef mer num-
men! I hör di.

„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d' Ohre
nit bumer?

„Eleder briegget d' Frau deheim im einsame
Stübli,

und list in der Bibel und im verrißene
Werbuch,

und der Michel humt und schändet: „Findi
di wieder

„an dim ewige Netten und dunderschießige
Hüle?

„Zueg do, was i gunne ha, ne rote Char-
funkel!“

’s Kätterli verschreckt: „O Jesso,“ seit es,
„was lehni!“

„’s isch te guete Schick! — und sinkt bernieder
in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge
bittere Ghummer
hättisch verschlofen, armi Frau, wo diner no
wartet!

Des wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte.
flankiert er,

alli Ghälbene bsucht er, und wo me ne
Wirtshaus bitrittet,
’nacht um Zwölß, Vormittag und ’oben
um Vieri,

ist der Michel dort, und mäschtet trügliche
Charte.

's Kind verwildert, 's Gütli schwindet,
 Acker um Acker
 Hunnt an Staab und d' Frau vergoht in bittere
 Thräne.

Goht er obbe heim, gies schnödi Reden und
 Antwort:

„Thunnsch du Zump?“ Und so und so. — Mit
 trunkene Lippe

fluecht der Michel, schlacht si Frau. Jez muß
 er zum Pfarrer,
 jez vor Oberamt, und mittem Paschierer im
 Thurn zu.

Goht er schlimm, se hunnt er ärger, wennem
 der Wuzli

Wuzli wieder d'Ohre stricht, und Gallen ins
 Blut mischt.

So währs siebe Bohr. Emol se bringt en
 der Wuzli

wieder usem Thurn, und „Allo göhnt mer ins
 Wirthshus,

„eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie
der ge hen!

„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het,
wird di nit brenne.

„Es, de duursch mi, wenn i dra dent, 's
möcht mi verspreng,

„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe
verbittert.

„So ne Ma, wie du, wo 's Tags si Thaler
verthue cha.

„Glückli bisch im Spiele, doch no nem leidige
Spruckwort,

„mittem Wibe besch's mit traife, chant der
sage.

„Wärsch ellet, wie hässch's so gut, und leb-
tisch so rüchig!

„'s pin'get di, me sieht ders a, und d'Obere
schwelle.

„Trink e Schlückli Brenz, er chüelender öbbe
di Jast ab!“

Aber d'Frau deheim, mit g'semegschlagene
Hände

sitzt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen
an Himmel.

„Siebe Johe und siebe Ehrüh!“ so
schluchzget sie endli,

„'s wird mer redli wohe, und Gott im Him-
mel wells ende!“

Seiß und nimmt e Buch und betet in Todes-
gidanke.

Draßer schnellt der Michel d'Thür uf, und
fürchterli schnauzt er:

„Hälsch au wieder? Du beschs nöthig, falschi
Canali!“

„Sur-Thrut hoch mer! 's Kätterli seit: „'s
isch niene le Fürer meh.“

„Sur-Thrut willi! Lueg i dreih der 's Meßer
im Lib um.“ —

„Lieber hüt, as morn. De bringsch mi untere
Bode

„ei Weg wie der ander, und 's Vüebli besch
mer scho g'mordet.“ —

„Di soll der Dunder unds Wetter in Erds-
boden abe verschlage!“

Seit's und jußt, und sinnlos schwanket 's
Kätterli nieder.

„O mi bluetig Dert, „so stöhnts no Itali,
wo's umfalle.“

„Ehumm, o Schueflebueb, do beschmi,
schufle mi abe!“

Jetzt der Michel furt, vom schnelle Schrecken
ergriffe,

läuft ins Feld, der Wode schwankt, und 's
raslet im Nußbaum.

„Bizi Buzli roth mer du!“ So rüeft er.
Der Buzli

hinterem Nußbaum stobt er, und chunnt, und
frogt en: „Was fehlt der?“

„D Kätterli hani verfloche, ick roth mer, was
i soll mache!“ —

„Isch das alles?“ seit der Zugli. „Weger de
chafch ein

„doch verschrecken, as me meint, was Wun-
der passiert seig!

„Märsch, iez chafch im Land nit blibe, 's
möcht e Verdruss ge.

„Isch nit dort der Mhi? Und chumm, i will
di bigleite,

„'s floht e Schif am Gstad!“ — Des siige He-
ehnen im Sunggdau

frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im
einseme Wirthshus

brennt e Licht. „Mer wen doch luege, wer
us do in isch,“

seit der Grün, „wer weiß do chafch der
d' Grille vertribe!“

Aber im Wirthshus sihe no spoti nächtligi
Gfelle,

und 's goht vornen a mit Banketieren und
Spiele.

„Ehrlich isch Trumpf! Und no ne mol! Und
 könnenetder die do?

„Gloche die! und no ne Trumpf! Und —
 gloche das Herzli!“

‘s isch scho halber Zwölfi. Will ech mit
 loßiger Stierne

iez te Ehnad erschine? Mei weger! Michel,
 es endet!

O, wie spitzsch so seltlich ungeschickt? Gloche
 das Herzli,

lenkt em tief in d’Seel, und alli mol, wenn
 er e Stich macht,

wiederholts der Grün, und wirft im Michel
 e Blick zu.

Drüber warnts uf Zwölfi. Mit allwill schlech-
 tere Charte

spielt er allwill schlechter, und zahlt anfang
 mit Ehrde.

Druf hets Zwölfi gschlage. Bez lenkt er mit
 gringletem Finger

frisch in Saß: „Wer wechslet no ne bairische
Thaler?“

Schlechter Münz, Der Michel! Er lenkt in
gläserne Scherbe,

thut e Schret, und luegt mit Graus und
Schrecke der Grün a.

Aber der Buzli leert si Brenntewi-Glässl
und schmagget:

„Michel, Humm iez furt, der Wirth wöird
wollen ens Bett goh!

„'s chömme hüt viel Gatt, sie hen e lustige
Fortig.

„Ich nit Ludwigstag, der fünfzweizigst
Augusti?

„Dreiß am Ring, so lang de witt, de bringst
en nit abe!“

O, wie het der Michel g'lost — e lustige
Fortig;

O wie het er d'Füß am Tischbel unte ver-
klammert!

's hilft nit lang, und thut nit gut. Mir
 Angstlichem Debe
 floht er uf, und seit se Wort, und goht mit
 enander,
 vornen a der Grün, und an de Ferse der
 Michel,
 wie ne Chalb im Nedger solat zur bluetige
 Schlachtbank.
 Debe ne Büchseschuß vom Wirthshaus stellt en
 der Duzli.
 Michel, seit er, lueg es floht sei Sternli
 am Himmel!
 Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über
 und über!
 's goht sei Luft, es schwankt sei Maß, Des
 rührt si se Raubli,
 Und du bisch mer an so still. I glaub, de
 mitt bette,
 oder machsch der d' Uerthen und isch der 's
 Lebe verleidet?

„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i
muß ders bikenne.

„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blohemer
Mert g'haust!

„Hau der d'Gurgel selber ab, se chst's di se
Trinkgeld!“

So het der Metti vergehlt, und mit eng-
brüstigem Othem

seit druf d'Mutter: „Bisch dal fertig? Mach
mer die Meidli

„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete
Mährli!“ —

„Jo, i bi so fertig!“ Erwidert der Metti,
dort sit er

„mit sin Ring im Dorne Abürst, wo d'Trostle
nit singe.“

Aber d'Marci seit: „O Muetter, wer wird
em denn förche!“

- „Dentsch, i merk nit; was er meint, und
was er will sage?
„So, der Bigli Bugli, das isch die böß Ver-
suchung.
„Leit sie nit, und führe sie nit in Sünden
und Elend,
„wenn e Mensch nit bete mag, und folgt nit,
und schafft nit!
„Und der lockig Ehnab isch gueti Warnig im
Gwiße.
„O, i cheen mi Aetti wohl, und Ane
Gidanke!“
-

Das Heyletn.

Und woni uffem Schnid - Stuhl sy
für Vassel tang, und Retschlybhn schnit,
se chunnt e Hegli wohlgemuth,
und frögt no frey: „Haut's Messer gut?“

Und seit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!“
se wird mer's Herz uf ei mol krank.

Und uf, und furt enanderns,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Hegli he!“
se gits mer scho lei Antwort nieh.

Und jeder schmeckt mer's Esse nit;
 hell numme, was de heisch und witt,
 und wenn en anders schloffe cha,
 se höri alle Stundi schlaf.

Und was i schaff, das g'roßet nit,
 und alli Schritt und alli Tritt,
 se kunnt nim Sinn das Heil für,
 und was i schweb, isch hinterfür.

's isch wahr, es het e Gschickli gha,
 's verluegti si en Engel dra,
 und 's seit mit so 'me freie Muth,
 so lieb und süß: „Daut's Meyer gut.“

Und leider hant's g'hort und g'sch,
 und sellemols und numme meh.
 Dort ischs an Hag und Hurst verden,
 und wilters über Stad und Eiel.

Wer spöchtet mer mit Hegli us,
 mer zeigt mer siner Mutter Hus?
 I lauf no, was i laufe da,
 mer weiß, se triß s doch no a!

I lauf no all Dörfer us,
 i such und froa vo Hus zu, Hus,
 und wärd mer nit mit Herli Hund,
 se wärdi ebe nümme g'sund.

Der Mann im Mond.

Luz Mezzeri, was isch im Mo?

He, sechsch denn nit, e Ma?

„So wegerli, i sech en scho.“

„Er het e Tschöppli a.“

„Was triibt er denn die ganzi Nacht,
wer rühret in sei Blich?“

He, sechsch nit, as er Welle macht?

„So, ehe dreibt er d'Wied.“

„Wär ich, wie er, i blich dcheli,
und machti d'Welle do.“

He, isch er denn us üser Gmei?

Mer hen scho selber so.

Und meinsch, er chönn so, wiener well
 Es wird en, was en g'hört.
 Er gieng wol gern — der sufer Osele
 muß schellwerche dort.

„Was het er besget, Phietterli?
 „Wer het en konnt dorthi?
 Me het en gleit der Dietzeli,
 e Nidmuh isch er gh.

Ufs Bete het er nit viel gha,
 ufs Schaffen o nit viel,
 und oddis muß me reiche ha,
 fuß het me langi Wil.

Drum, het en odde nit der Vogt
 zur Strof ins Hüsi g'sert,
 sen isch er ebe i'Chander g'hockt,
 und het d'Butelli g'lest.

„He, Muetterli, wer het em's Geld
zu so'me Lebe ge?“

Du Märsch, er het in Hus und Feld
scho selber wusse s'ich.

He mol, es isch e' Euhntig g'st,
so stobt er uf vor Tag,
und nimmt e' Weil, und tummlet si,
und lauft in vieler Schlag.

Er hant die schönste Wäechli um,
macht Bohne - Steckel - drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho faß am Hus.

Und ebe geht er uffem Steg,
se runscht em oddis für:
„Jez Dieter ghets en andere Weg!
„Jez Dieter humm mit mir!“

Und uf und furt, und heder isch
 sei Dieter wit und breit.
 Dort ohz stoht er im Gbüsch
 und in der Einsamkeit.

Bez haut er iungi Büechli um;
 leg chuchet er in d'Hand;
 teg dreht er d'Wied, und leit sie drum,
 und 's Euse het en End.

So gohts dem arme Dieterli;
 er isch e ggroste Ma!
 „O bhütis Gott, lieb Mütterli,
 „i möchts nit mittem ha!“

Es büt di 'vorem böse Ding,
 's bringt numme Weh und Ach!
 Wenn's Sunntig isch, se bet und sing.
 Am Werchtig schaff di Sach.

Die Marktwelber in der Stadt.

Ichumm do us 's Nothshere Hus,
 's isch wahr, 's sieht proper us;
 doch ischs mer, sie heigen s Mueß und Noth
 und allerlei schwerei Gedanke,
 „Chromet süßen Anse!“
 wies eben liberal goht.

So weger, me meint in der Stadt
 seig alles sufer und glatt;
 die Here sehn eim so lustig us,
 und 's Ehräh isch ebe durane,
 „Chromet jungi Hahne!“
 mengmal im properle Hus.

Und wenn's a'chämpt muß ha,
 gehts mein, ehnder no a
 im Freie duffe, wo d'Sunn o lacht;
 Und Blumen und Aebri schwante,
 „Chromet füssen Anke!“
 und d'Eterne stummere i' Nacht.

Und, wenn der Tag verwacht,
 was ischs nit für e Pracht! ...
 Der lieb Gott, meintme, weiß selber cho,
 er seig scho an der Ebrischone, *)

„Chromet grüni Böhne!“
 und chomm sej enandern.

Und d'Vögeli meine's o,
 sie werde so dufver und froh,
 und singe: „Herr Gott dich loben wir“
 und 's glüheret ebe i'send ane;

„Chromet jungi Hane!“
 's sich wöhr, me verlueget si schier.

*) Alle Anthe auf einem Vergnügen.

Und saßt e frische Muth,
und denkt: Gott meint is gut,
suß hätt der Himmel sei Morgeroth;
er willis nummen o Liebe.

„Chromet geli Mäbe!“
Hier bruche se Sußerbred.

Und innerwendig am Thor
het menge d'Umbang no vor,
er schloß no tief, und 's traumt em no.
Und ziehn sie der Umbang fürß,

„Chromet schwarz! Chirsi!“
se simmer scho alli do.

Drum merke sie selber schier,
und komme zum Pläßer
uffs Land, und hole ne frische Muth
im Adler und bym Schwane,

„Chromet jung! Hadne!“
und 's schmeckene zimli gut.

Und doch meint so ne Her,
 er seig weis Wunder mehr,
 und lueget ein numme halber a.
 Es dunkt mi aber, er irr si;

„Chromet süssi Chirsi!“
 Mi Hans isch au no e Ma.

Nich an se, 's isch lei Trog,
 's Geld het nit Platz im Trog.
 Mir thuet dem Blut e Queßli weh,
 by ihne heist es: Dublone,

„Chromet grüni Wohne!“
 und hen no allwil meh.

Was host en Immis nit?
 's heist numme: Mul, was witt?
 Vasserli, Sträubli, Fleisch und Fisch,
 und Lörli und Mästrone.

„Chromet grüni Wohne!“
 Der Platz fehlt ufem Tisch.

Und erst der Staat am Leib:
 me cha's nit seh vor Eib.
 Zug numme die chosvere Juntan a:
 I wort sie schenkte mir sie.

„Chromet schwarzi Eibsi!“
 Sie chönnte mint drum ha.

Doch isch eim 's Herz bitrübt,
 se gib em, was em d'liebt,
 es schmeckt em nit, und freut en nit;
 es goht eim wie de Ehranke.

„Chromet süssen Anke!“
 Was thut me denn dermit?

Und het me Ehrüd und Harm,
 sen isch me ringer arm;
 me het nit viel, und brucht nit viel,
 und isch doch sicher vor Diebe,
 „Chromet geli Rüebe!“
 Blegt chunnt men o zum Biel.

Do gell, wenns Stündli schlacht?
He, is, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut si druf.
Gott het im Himmel Throne,
„Thronet grüni Wohne!“
Mer wen do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

D, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
 lueg, wie sie d'Helmeth abzieht!
 D lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
 und wie sie 's Fazenetli nimmt,
 e Wullli, blau mit roth vermüschet,
 und wie sie an der Eetruce wüchzt.

's isch woght, sie het an übel Sit,
 im Summer gar, der Weg isch wit,
 und Arbet findet sie überall
 in Hus und Feld, in Berg und Thal.
 's will alles Liecht und Wärmi ha,
 und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie uslafert,
 und mit fcharmante Farbe ziert,
 und mengem Zmuli g'trinke ge,
 und gseit: Besch guug und wirt no meh,
 und 's Chäferli het hinte no
 doch an si Tröpfli übercho.

Meng Some - Chöpfli het sie g'sprengt,
 und 's zitiig Schmäli use g'lengt.
 Den d'Wagel nit bis g'allerlegt
 e Bettles gha, und d'Schnäbel g'weyt?
 Und kein goht hungerig ins Bett,
 wo nit si Theil am Chöpfli het.

Und wo am Baum e Chriess lacht,
 se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
 und wo im Feld en Aehri schwankt,
 und wo am Pfohl e Rebe rankt,
 se het sie eben abe glengt,
 und het's mit Laub und Bluess umbengt.

Und uf der Bleich het sie g'schaft
hütte und ie us aller Ehrast.

Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit, vergelts Gott, g'seit.
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wehr, und überal,
wo d'Eägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie g'heuet froh und lisch.
Es isch e Sach, by miner Treu,
am Morge Gras und 'oke Her.

Drum isch sie iez so still müed,
und brucht zum Schloß lei Oberlied;
se Wunder, wenn sie schnurrt und schwiht,
Lueg wie sie dört uf 's Vergli sht!
Bez lächlet sie zum letzte mol.
Bez seit sie: Schloßet all wohl!

Und d'anten isch sie! W'änt di Gott?
 Der Guhl, wo uffem Eilich-Thurn sitzt,
 het no nit gnug, er bschaut sie no.
 Du Wunderwih was gassch denn so?
 Was gilst, sie thut der bald d'für,
 und zieht e rothen Umhang f'ür!

Sie duuret ein, die guti Frau,
 sie het ihr redli Hus - Ehrüß au.
 Sie lebt gwis mittem Ma nit gut,
 und chunnt sie heim, nimmet er si Put;
 und was i sag, lez chunnt er bald,
 d'ört sijt er scho im Fohre - Wald.

Er macht so lang, was triibt er echt?
 Me meint schler gar, er traut nit recht.
 Ehum numme, sie isch nümme do,
 's wird alles so, se schloft sie scho,
 Bez stobt er uf, er luegt ins Thal,
 und 's Möhnlü grüest en überall.

Denkwohl, mer gdhn leg au ins Bett;
und wer sei Dorn im Griffe het,
der brucht zum Schlofen au sei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schochli gmacht,
drum gebis Gott e guet Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Gros!
 Du lieben Engel, was i bitt,
 by Leib und Lebe verwach mer nit,
 Gott gunnts m'im Kind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
 Di Mutter goht mit stillem Tritt,
 sie goht mit zartem Mutter-Einn,
 und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henkt der denn dra?
 Ne schöne Lebchueche-Ma,
 ne Giheli, ne Mummeli
 und Blüemli weiß und roth und gel,
 vom allerfinste Zucker-Mehl.

's isch gnug, du Mutter - Herz!
 Viel Süß macht numme Schmerz.
 Gib's sparsam, wie der liebe Gott,
 nit all' Tag helfet er Zucker - Brod.

Dez Rümmechrüstiger her,
 die allerschönste, woni ha,
 's isch nummen au bei Möseli dra.
 Wer het sie schöner, wer?

's isch rohr, es isch e Pracht,
 was so en Deyfel lacht;
 und isch der Zucker - Beck e Ma,
 se mach er so ein, wenn er cha.
 Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
 Ne Fajenecki weiß und roth,
 und das eis vo de schöne.
 O Ehind vor bittre Thräne
 himahr di Gott, himahr di Gott!

Und was isch me do inn?
 ne Buechli, Ehind, 's isch au no di.
 I leg der schöni Helgeli dri,
 und schöni Sibetli in selber drinn.

Geg chönnti, traui, geh;
 es fehlt nit meh zum Gute —
 Poh taufig, no ne Ruthe!
 Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha so, sie freut di nit,
 's cha so, sie haut der 's Büdeli ründ;
 doch witt nit anderst, ien ischs der gsund;
 's mueß nit so, wenn d' nit witt.

Und wilßchs nit anderst ha,
 in Gottis Name seig es drum!
 Doch Mutter-Lieb isch gart und frumm,
 sie windet rothi Bendeli dri,
 und macht e Ketschli dra.

Bez wär er usflaffert,
 und wie ne Mai-Baum glett,
 und wenn bis früeh der Tag vermachet,
 het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmschs und danksch mer's nit;
 Drum weisch nit, mer dars git.
 Doch machts der numme ne frohe Muth,
 und schmeckt's der numme, sen ischs scho gut.

Bym Bluess, der Wächter rüest
 scho Delsi! Wie doch d'Sit verrinnt,
 und wie me si vertieft,
 wenn 's Herz au nämms Nahrig finde!

Bez, bhürdt Gott der Her?
 En anderi Eheri mehr?
 Der heilig Christ isch hinecht cho,
 het Chindes Fleisch und Blat ag'noz
 Wärsch au so brav, wie er!

E t n e F r a g e .

Sag, weisch denn selber au, du liebi
 Seel,
 was 's Wienechtchindli isch, und besche bi-
 denkt?

Denkstol i sag der's, und i freu mi druf.

O, 's isch en Engel usem Paradies
 mit sanften Augen und mit zartem Herz.
 Vom reine Himmel abe het en Gott
 de Ghindlene zum Trost und Sege gschickt.
 Er huetet sie am Bettli Tag und Nacht.
 Er deckt sie mittem weiche Fegge zu,
 und weicht er sie mit reinem Othem a,
 wird's Neugli hell und 's Bäckli rund un-
 roth.

Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
 gönnt Blüemli für sie uf der grüne Flur,
 und stobt im Schnee und Rege d'Wienecht do,
 se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
 e schöne Frühlüg in der Stuben uf,
 und lächlet still, und het si süessi Freud,
 und Mutterliebdi heisst si schöne Name.

No, liebi Seel, und gang vo Hus zu Hus,
 sag Gute Tag, und Vhütich Gott, und
 lueg!

Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
 wie alli Mütter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und
 lueg!

An alle Nässe nüt as Zuckerbrod.
 's isch nit viel nuß. Die het e nährsch Freud
 an ihrem Biedli, will em alles süß
 und liebli mache, thut em, was es will.
 Gib acht, gib acht, es chunnt e mol e Zit,
 se schlacht sie d'Hand no z'semmen überm Thopf,

und seit: „Du gottlos Ehind, isch das mi

„Dank?“

Do weger Muetterli, das isch di Dank!

Bei do siecht andersi dri in Nachbers

„Hus.“

Scharmantl brunt Bire, welschti Mus

und menge rothen Dersel ab der Hurt,

e Gusebüchli, doch wills Gott der Her

ze Guse drinn. Vom jarte Bese-Nis

e goldig Muetbli, schlank und nagelneu!

Zueg, so ne Muetter het ihr Ehindli Iteb!

Zueg, so ne Muetter siecht verständig uf,

und wird mi Buerkli meisterlos, und meint,

es seig der Her im Hus, se hebt si d'herze

der Finger uf, und förcht ihr Buebli nit,

und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel

steckt?“

Und e Buebli folgt, und wird e brave

Ehnab.

Bei gghn mer wieder witters mit e Hus.

Swor Ehinder gnug, doch wo me luegt und
luegt

schwankt wit und breit te Wienechtchindli-
Baum.

Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, mer hei di Ruetterberg so schüel?
Verbarmt's di nit, und geh's der nit dur
d' Seel,

wie dini Ehindli wie di Fleisch und Blut
verwilttern ohn Pflieg und ohn Sucht,
und hungrig by den andre Ehinde stehn
mit ihre breite Ruse, schüch und fremd?
Und, W! und Caffi schmeckt dir doch so gut!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüne Wienechtchindli-Baum?
Viel kacklig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Dersfeli, ne durrei Ruse!
Sie möcht, und het's nit, nimt ihr Ehind uf
d' Schoß,

und wärmt's am Buse, lueget's a und briegt;

der Engel flüret im Ehndli Thranen i.
 Sel isch nit gfehl, 's isch mehr as Marzipan
 und-Zuckererboli. Gott im Himmel siecht,
 und het us mengem-arme-Büebli doch
 e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
 und usern Töchterli ne bravi Frau,
 wenns numme nit an Sucht und Warnig
 fehlt.

Noch eine Frage.

Und weis doch denn selber an du, liebi Seel,
 worum du eine garte Ehnde d' Freud
 in so ne flächlig Bäumli *) ine hentsch?

Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
 und spitz Dörn, as 's Buebli nit, wie 's
 will

die schöne Sachen use Hätzle cha.

's wär nit gar über gfeht, doch weischs nit
 recht.

Denk wol, i sag ders, und i freu mi druf.

Rueg, liebi Seel, vom Menschenlebe soll
 der dornig Freudebaum en Abbild sy.

Nooch by nenanter wohne Leid und Freud,

*) Eledypaline

und was der 's Lebe süß und liebli mache,
 und was no schöner in der Ferni schwebt,
 de freusch di druf, doch in de Dörne
 hangts.

Was denksch derzu? Zum Erste sagi so:
 Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
 und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
 verschrieff mit druf, und stell di nit so fremd!
 Di eigni Muetter selig, tröst sie Gott,
 sie het der 's Zeichen in der Thindheit ge.
 Drann dent: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
 neoch by nenander wohne Freud und Leid.“

Zum Zweyte sagi das: Es wär nit gut,
 wenns andersi wär. Was us de Dorne luegt,
 sieht gar viel gattiger und schöner us,
 und 's sürneßniß isch, me het au länger dra.
 's wär iuß, as wennme Zuckerbrod und Nuß,
 und was am Bäumlü schön und glib'rig hangt,
 uf eimol in e Suppeshüßle thät,
 und stellt's umme: „Iß so läng de magstsch,

„und nälumis do isch!“ Wärs nit Ueber-
stand?

Sum Drit^{en} sagt: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört deryu;
susi lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde
h'ruß.

Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denf mer
dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's
besch,
se loß ders schmecke! Gnan ders Gott der Her!

Gespenscht an der Randerer Straße.

's git Gspenster, sel isch us und isch verben!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
und bring e Ruusch! De triffsch' e Pläht a,
und hört verirrersch. I seh e Büschli dra.

Dor Sitte isch nit wit vo sellem Plah
e Hüsi gi; e Frau, e Chind, e Chay
ben g'athmet drinn. Der Ma het vorem Best
si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie hört: „Di Ma lit unterm Sand“
se het me gemeint, sie stöß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Für und bloß,
und gits im Chind, und seit: „Du bisch mit
Trost!“

Und 's wärs au gfi. Doch schlicht e mol mi
 Chind
 zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
 und meint, 's seig in der Chuchchi, rüeft und
 goht,
 und sieht no iust, wie's uffem Fußweg floht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
 vo Chander her an's Chind und überrennt's,
 und bis sie im helfe will, sen ischs scho hi,
 und rüehet sie nit — e Rösche. Wueb ischs gfi.

Bez rüffet sie ne Grab im tiefe Wald,
 und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der
 bald!“

Sie setzt si nider, hütet's Grab und wacht,
 und endli schiebt sie in der nänte Nacht.

Und so verweß der Lîb in Luft und Wind.
 Doch sitzt der Geiß no dârt, und hütet's Chind,
 und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
 goht d'Chandrer Stroß verben an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunken Ma
 se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
 und fñhret en abwärts, seig' er, mer er sey,
 er lost en um lei Preis am Grab verhey.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hñhl und
 hort,

er bsinnt si: „Wini echterst, woni sott?“
 Und luegt und lost, und manet, öbbe d'Chap,
 se meint er, 's chreich e Guhl an sellem Plah.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
 se mauet sie eben all'wil witer s'ruck;
 und wenn er meint, er seig tez bald dehei,
 se floht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle sell Stross her nüchteri Lüt,
 se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büchli nüt!“
 Er rñhret si nit, er lost sie ordelt
 passieren ihres Wegs. Verstöhet der mi?

D e r K ä s e r .

Der Käser liegt der Bilge zu,
 es sitzt e schönen Engel dört!
 er wirrhet gwis mit Blumefast,
 und 's chosset nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der Lieb?“
 „Ne Schöppli Alte hätti gern!“
 Der Engel seit: „Sel cha nit so,
 se hen en alle trunke fern.“ —

„Se schenk e Schöppli Neuen i!“ —
 „Do besch eis!“ het der Engel gseit.
 Der Käser trinkt, und 's schmeckt em wohl,
 er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit!“

Der Engel seit: „De, 's hoslet nüt!
 „Doch richtsch mer gern e Gfalleu us,
 „weisch was, se nimu das Blumemehl,
 „und tragmers dert ins Nochbers Hus!“

„Er het zwor selber, was er brucht,
 „Doch freuts en, und er schickt mer au
 „mengmal e Pampfeli Blumemehl,
 „mengmal e Tröpfli Morgethau.“

Der Häfer seit: „Jo frill, jo!“
 „Bergelts Gott, wenn de i' friede bisch.“
 Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
 wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I Humm vom Nochber be:
 „Gott grüß di, und er schick der do,
 „au Blumemehl!“ Der Engel seit:
 „De hättsch nit chönne insler cho.“

• Er ladet ab; der Engel schenkt
 e Schöppli gute Neuen i.
 Er seit: „Do trink eis, wenn de magst!“
 Der Chäfer seit: „Sel cha scho so!“

Druf steigt er zu M Schöppli heim,
 's wohnt in der nöchste Haselhurst.
 Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?“
 Er seit: „Was chani für mi Durst?“

Der luegt ers a, und nimmts in Arm,
 er küßt, und isch bym Schöppli froh.
 Druf seit er si ins Todtbett,
 und seit zum Schöppli: „Chumm bald no!“

Sel Seyli, 's dunkt di ordeli!
 De besch au so ne lustig Bluet.
 Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
 es isch wohl für e Thterli gut.

Der Statthalter von Schoppsheim.

Wetter: Hans Berg, 's dunnet, es dunneret
 ehnen am Rhi-Strom,
 und es gie' e Wetter! I wörr, es jög si
 vorüber.

's chunnt so schwarz — nei lueget, wie's bligt,
 und loset, wie's windet,
 wie's im Themi tost, und der Guhl uffem
 Eilche-Thurn gabret!
 Helks Gott! — 's chunnt allwil nöcher und
 allwil stäcker.

Nehmt doch d'Läden a, der Glaz möcht
 d'Aug verblende,
 und ley holet's Chrusli und sibet do ummen,
 i willich

us den alte Bize vom Statthalter nümis
verzehle.

Friedli het me nem gseit, und het's e felt-
sene Vueb ge,

isch's der Friederli gfi in finer Jugend, das
weiß!

Aber schöner as er, isch sen dars Wiesethal
g'wandlet,

woner no Vure-Ehnecht bym alte Statthalter
gfi isch.

Ehrst Löbli het er gha und Auge wie
Chole,

Wasse wie Milch und Blut und rund chrestigt
Glieder.

's Meisters Breneli het an ihm si eigent
Freud gha,

er am Breneli an, doch isch er numme der
Ehnecht gfi.

Nei, wie machts, und nei, wie schützets!
Bringetder's Ehrüli

und e Känstli Brod bezug? Bez sihet und
loset!

Vor fünfhundert Jahren, i ha's vom Ketti
erfahre,

isch e schwere Thrieg und sin Panduren im
Land g'n.

Drunter ischs und drüber gange, was me cha
sage.

Nich isch richer worden an Geld, an Mattern
und Hochmuth,

Arm! isch ärmer worden und numme d'Schulde
hen zu g'no.

Menge brave Ma hets numme chönne pred-
kieren,

het si Sach verloren und Hunger g'litten und
bettlet.

Mengi hen si isemme g'rottet zwischen d'
Verge.

Bleibt het no der Friede ne Paß Maximen un
Land g'lo,

gefährli Bolch mit Schwert und Wächse, lüdig
 und unheim,
 's in dirrübti Bitt geß, Gott well is bi-
 wahre!
 Sei mal het e But uf der Egerte nieden an
 Farnau
 Hus und Schüre gha und Stierte, 's wärich
 te Trops
 Wasser usene gestanden, und uf de Matte vo
 Farnau
 bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen
 an Schmehle
 het der Ahli g'melht, und 's Heu uf d' Egerte
 heimg'föhrt,
 aber e wüsse Ma zu dem, wie's ten meh in
 seche
 Herc - Ländere git, im Wesschland isch er so
 worde.
 Hatt em der Statthalter, 's Schopfe nit 's Brensch
 endli zur Frau ge,

's Breneli voll Verstand, und wie der Morge
so lieblich,

's hätt 's se Magd im Hus die Det-Sit chön-
nen erlide,

und sei Ebnecht hätt' guenem dingt. Es chunnt
eim e Bettler,

und me git em se Brod, se seit me doch öbben
im Friede:

„Hellsch Gott!“ — Er nit! „I will der 's
Bettle verleihe,“

bet er gseit, „und gang, wils Sit (sch! Hies
mit der Teufel!“

Und die arme Lüt den 's Gott befohlen, und
briegget.

Jedem chunnt s Sit! So öbbe ne Wuche vor
Wienecht

bet der Abli gmezget, und bet er gwurlet bis
s'Door

bet er s'Nacht s' Ehrigst g'lässt bym birtene
Stibbl.

„Wreni gang in Cheller, und Wreni leng mer
j'trinke!“

Het er mehr as zwenzig mol mit brochener
Stimm gseit.

Wunnet hen sie 'n emol uf jede Nos und e
Schölli.

Aber wo melnetder mög sel Sit der Friederli
gü se?

Lödten im Futerang? Wo's Meisters Etieren
und Kasse?

Hender gmeint is wohl! Echo j'Hasnecht isch
er im Meider

us de Hände gwütscht, suß hätt en der Stats-
halter ghüßlet.

Het er nämliß dasget, se willi 's nit verrotte;
was gohes mi denn a? Furt isch er! Ueber e
Monet

Het me se Spur mehr gha, bis obden anfangs
Horstle

soht er do den arme Manne zwische de Berge.

Schön an Wuchs und Gsicht, und fründli
gege de Räte,
muthig wie ne Leu, doch voll verborgener
Schunnig

den sie 'n alli gern, und sage: „Seig du des
Hauptma!

„Was de seisch, das ihüemer, und schickis
numme se göihmer,

„Hundert süßig Ma und siebenessiebzig Dueche!“

Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer
verfolge.

„Wenn e richs Dur die Krime plaget und schindet,
wemmer em der Meisler zeigen, aß es en
Art het,

„bis an wieder Recht und Gsch und Ordning
im Land isch.“

Helfs Gott der Herr! — Jez rüeft der
Hauptma sim Völsch:

„Planne, was fange mer a? D'ber der Uß
het gmeiget.

„'s wär e Eite Ebel wol us der Wätere g'häle
 „und e Dozjet Würst. Wie wärs? Doch 's
 Breneli duurt mi.

„Besser ischs, es göhn e par, und singen ums
 Würstli!

„Soget, i löß en gräcken, er solls im Friede
 verzehe,

„und mer vo der Sau doch au ne Müßerli schide.

„Hemmer nit menge Hirtz us sine Gärte ver-
 scheuchet?

„Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Stöckli
 vertrette?

„Ober e Bäumlü gschüttlet? Ich sine Chnach-
 ten und Quebe

„nummen an; so viel gscheb? Sie hen doch
 g'hütet und g'wassert

„g'nacht um Eis, und fräcib vor Tag; He
 chönne nit chlage.

„Keget em's ordlig ans Herz, i wünschich guzi
 Verrichtig!“

Seits und 's göhn drei Buben, und Hömme
mit Sacke zum Uhl.

„Guten Obe!“ Dunderschieß! Was bender,
was wender?“ —

„He mer Hömme do abe vom Sattel-Hof.
Zeiget, wie sinder!“

„Es het üse Meister gseit, so sagemer wieder.“
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Breneli
ndume

dusse gß, doch d'Ehnecht sin uffem Dse-Bank
glegt,

und der Uhl voll Wi git grobi Reden und
Antwort.

„Saget eucrm Meister — (es isch mit Ehre
nit s'melde)

„Meister bi und Meister her, und wer isch
der Meister?“

„'s lauft so Waar teg gnug im Land, wo
bettlen und stehle,

„Ehere-Schliser, Hase-Binder, alti Salsdate,

„Ecke-Feiler, Seinemacher, anderi Strolche.

„Wemmen alle wott ge, me mischt no mittens
laufe.

„Packerich, ieg isch's hocht Zit!“ — „He io, der
Gotteswille!

„Nammene Dämpfeli Wehl, und nummen an
so ne Würkli!“ —

„Wart du Eiebe-Echer, e Ribbe-Stückli
wird guet so!

„Gobbi, gang an d'Stud, und leng mer der
Fareschwang abe!

„Wenderich packe ieg gli, i frog, ihr lustige
Strolche!“

„Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ose
d'Ednecht zur Thüren us, und suche 's Breneli
dusse.

„Meisterne, ieg isch's gheht, ieg Meisterne
helfet und rothet!

„Das und das isch gshed, sie hen's nit an is
verdienet.

„Semmer 's Wasser g'chert, und Semmer de
Hirze ghüet

„I'nacht um Eis, und früeli vor Tag, mer
chönne nit chlage,

„Funtereri se hennis ghulfe, gell aber
Jobbi!

„Aber chömmemer wieder, se werde se ander-
ser rede.“

's Breneli lost und lost, es macht bidenklich
Wine;

's Breneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's
Mayländer Halstuch,

's Breneli chnüpft am Fürtuch - Beadel —
„Seppli, spann 's Rofs a,

„und e Welle Stron, besch ghöre, und los
mer der Meider

„nit eninne werden, und gang ein d'Farnauer
Stroß uf,

„laeg, ob alles sicher isch, und niene se
Bolsch stoh!

• Sicher schimme d'Dube mit leere Stäbe zum
Friedli.

Laßg Sapermost, wie sin em d'Flammen ins
Sicht cho!

Waner sie fragt: „Was hender?“ und wo sie im
dütliche Bricht gen:

„Nüt, und wüßetder was? Göht ihr eranden-
mol selber!

„'s isch im Uhl i'heiß, der sollt cho, ge-
nem bloß!“ —

„'s isch e Wort, i gang,“ seit iez der Haupt-
ma und funktet,

„'s soll en nit lang breane, 's isch chüel im
Farnauer Ehlchhof!

„Uhl du heßch 's legt im Naf, sel chani der
sage!“

Seits, und pßt in Wald, und gschwinder as
me ne Hand chert,

pßt es so Wald zu Wald an allen Enden und
Orte,

und es lauft derher vo allen Orten und
Ende.

„Alls frisch, vergab! Der Egerten - Uhl! het
gmeizget,

„'s geht in eim iez hi, mir mehge hincet der
Uhl!

„'s duuret mi freit si Frau, 's wird uding
ab is verschrecke.

Iez chunnts schwarz vergab, wohl über Stuben
und Hecke,

nebe Reibbeck aben ins Tanners Wald, und
vo dörtneg.

rechts und links ins Farnauer Holz, was gisch-
mer, was besch mer!

D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöb' der
Wiese no abe,

sehn und huure nieder am Etaine - Brückli
und bette:

„Alli gute Geißer!“ und „Heiligt Mutter
Gottis!“

Über wo der Hauptme by Farnau usen an
Wald chunnt,

dhifflet er: „Wube g'ruch! I hör e Wägeli
fahre;

„'s chönnt d'Faktorene so, sie isch die Nemptig
go Basel,

„und der müent sie nit verschrecke, lönt nit
ellei goh!“

Seits, und wiener chunnt, wätsches übers
Wägeli abe,

und goht usen dar, und luegt em fründlig in
s Auge.

„Fesedli, bischs!“ — „I mein's emol!“ —

Se bis mer Gottwilsche
„unterm freie Himmel und unter de liebe
Sterne!

„Well i darf di duze? Was wirsch doch num-
men u denkt ha

„oh mim truhigs Ma und sine truhige
Nede,

- „Lueg i cha nit detsür, wo's j'soot isch, seit
mers der Sepli
„dussen am Wasserlei. Es wär fast anderher
gange.
„D, de glaubsch nit, wleni gkroft bi. Besseri
Site
„hani g'lebt ins Vaters Hus. Des sit sie
vorüber.
„Chumm, do bringi der näumig, e Säckli
voll dürri Chriech,
„schöni Gumpi. Dersel, und au, e bizzeli
Geiß. Chäs,
„do ne Säckli Haber. Mehl und do ne par
Wärkli,
„und e Rogel voll Wi, gib achtig, ob es nit
gäutschet,
„'s isch. lei Bunte druf, und au ne Kölsch
Tuback.
„Chumm e wenig abfirs, bis do die Wälder
vorbey sin,

„und bisch ordli, hesch g'hört, und nimm di
Gwissen in Obacht.

Aber der Friedli schwört: „By Gott, der
Uhli muß sterbe!

„'s isch nit Snad!“ Doch 's Breneli seit:

„Geg los mer e Wortli:

„Schwore hesch, und so, wenns Sit isch,
sterbe mer alli,

„und der Uhli au, doch las du lebe, was
Gott will,

„und denk an di selber und an di chünstige
Site.

„So blidsch nit wie de bisch, und so ne Lebe
verleidet.

„Bisch nit im Land deheim, und hesch nit
Vater und Mutter?

„Debbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli
Gütli

„in der Langenau, und g'alt der e Meidli,
de härschs gern,

„Ischs dem Ketti nit Mei, de Chasch no Stab-
halter werde.

„Nimm, wie müessts der werden, an so no
Missethat j'denke,

„und mi 's Here Stab mit blutige Hände
j'regiere!

„Halts im Wilt j'gut! Si Grobheit nimm für
en Ehr uf,

„'s isch zwar keine gß, doch denk au, aß er
mi Ma isch!

„Schlachts nit j'Schopfen Delfi! 's isch Sit, se
sag mer, witt folge?

„Über der Friederli floht, er floht in schwere
Widanke,

und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern
schwehen, und cha nit.

„Endli bricht em's Herz. „Nu so denn, wenn
d'mer e Schmutz gisch!

„Obänt! Gott der Her, und so i will mi
bischere.

„Wabe, iez packet uf, mer wen im Friede
verlieb neh!

„Göhnt e Bar uf d'Möbe und schießet näumen
e Hirzli;“

Seits, und goht in Wald, und lueget an Him-
mel und briegget;

His si d'Eternen ins Morge-Licht tunken, und
drinn verlösche.

Endli goht er au, doch luege mengmol
enander

d'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echters
im Hauptma?“

„Aber 's Statthalters Tochter lit iez bym
Ubli und stößt en:

„Schnarchie mer doch nit so! Me cha so nit
nebe der schlofe!“

Und der Ubli juht und strekt si: „Breni wie
isch mer?“ —

„He, wie wird's der so?“ — „I ha ne blau-
tige Traum gha.“

„Breni 's goht nit gut, i ha mi selber seh
meßge.“

„He ke mi nit verflochen, und in der Wä-
tene brüehet,

„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's
mer so weh thut!

Aber 's Breneli seit: „He 's macht nüt.

„Ehunnst der nit mengmol
Abbis für? Des isch es d'Eau, drum besch di
seh meßge.“

Aber 's Ubli's Schloß isch us, und schweri
Gidanke

Chämpfe bis an Tag mit sine jerrüttete Sinne,
bis er 's Cassi trinkt, bis 's Breneli Suppen
ischnidet,

bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür i tritt:

„Chämmi, Reckholder-Veri! Will nieme nüt-
chrome do inne?“

„Nei der löset nüt!“ — „Drum ischs mer au
nit ums Löse!“

„Chönnti Meißter Uhl mit euch e wenigste
rede?

„Ißch das eui Frau, se mag sie 's hören, es
schadt nüt.

„Nechte fabri selb feust, mit Waar der
Wiese no abe,

„Ich, mi Kofli, mi Dueb, und 's Richertli's
Kofli und Matthis.

„Womer an Farnau chömte, se flohts voll
Mannen und Duebe

„links im Wald, und an der Stroß e lustige
Kerli.

„'s floht e Wibsbild bynem, es mag e fusere
gü so,

„wenni's unter Hundert sich, se willi 's
erkenne;

„het der Mond nit gschienen, und hant
d'Auge nit bymer?

„Es viel hant ghört: 's isch aflucht, der
Uhl muß sterbe!

„Wont nebe aße gang, se seit ers zum Wids-
Bild.

„Witers weiß i nüt, und wilers chani nit
sage;

„Warten isch nit gut, me lost, und wandtet
si's Wegs furt.

„Wütich Gott, i gang, und thünt iez selber,
was gut isch.“ —

„Wie het 's Brenell glost! Doch dhaltet's ver-
ständigi Wünnig.

„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen
um Brenz gsi?“

„Aber 's Wblis W'ör isch weg, er lit in der
Dhnmacht,

„d'Kuge Röhn verchehrt, me sieht fast nüt meh
vom Schwarze,

„d'Bungen isch em gläbmt, sie luegt vor usen
und hölschblau

isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo
Hage,

holt so Sell der Doster-Friedli, 's isch en
nit j'helte.

Friedeli du hest d'Wohret gseit, der Ubi
muß sterbe.

Vormittag isch's so, und Nomittag isch's
anderst.

Schwebe lebet er nümme, und siehet ebe
so ane,

bis am Bistig druf, se singt's haupthöchlige:
„Mitten

wir im Leben sind“ — d'Stroß uf zum Far-
nauer Thilch-Pof.

Gurt treit hen H'en, sel isch groiß, doch heiße
es, en Andre

heig en gholt, und 's gang zu Siten e blutigen
Eber.

Ghöntder j'Nacht vom Bergwerch heim, und
hentder uf d'Site

gladen, und der seht en Eber mit blutige
Wunde.

gö: em still usweg. Es isch der Egerten-
uhli.

Sehnt der nüt, sen isch ers nit. Ich ha nem
no nie gseh.

Aber wer wird iez mit Auspruch 's Brenell
tröffe?

Groß isch 's Leid iust nit, und siebe Wuche
no Pängste

rüest me 's wieder us. Mit wem? Der wer-
det nit froge.

Grüßeli het der Vater gmacht, und gschworen;
„I lid's nit!

„So ne vertlausene Vurst mit miner lübbliche
Tochter;

„mit mi'm Fleisch und Blut? I führ di selber
ins Buchthus.“

Aber was ischs gfi? — Es isch die einzigi
Tochter,

und isch Frau für ihns, und mag er rothen
und warne,

muß ers ebe so gscheh, — doch hets em nümme
 men ins Hus dörft,
 hets au nümme bitrette, bis no Micheli s
 Water

j'Wil dur d'Wiese ritet, er het e Wage voll
 Wi ghauft.

Groß isch's Wasser gsi, und fäßer wo sie der-
 dur sin,

und chunnt us'em Weg, und 's triibt en abem
 und abe

bis er abem Choll fällt und nümme an s
 Stad chunnt.

An der Schore-Bruck dört hen sie 'n morn-
 derigs gfunde.

Aber leg zieht äiser Paar im Friebe go
 Schopfe,

und nimmt W'ih vo Hus und Gut, der
 Friedli wird Burger,

fährt si ordelig uf, er cha gut lesen und
 schribe, —

Helfs Gott! — und sigt noetns zu Würden
und Ehre.

Wer wird Schilche-Lueger, und wer wird
Weibel und wer stohet
bald am Rothbus-Fenster und lachlet güetig,
wenn obbe

mittem Gut in der Hand e Langenauer verbes
goht?

Isch's nit mi Herr Frider mit siner Lockige
Stirne? —

Nei wie machts, und nei, wie schüttets,
Ioset doch numme,

sangt's nit vornen a? — S'lest sage d' Burger:
„Der Hügli

„Cha is nit Eschriebes lese, wie Chaner denn
Statthalter blibe?

„'s wär für Ihn Her Frider, und Er muß
d' Burger regierte.

„Er isch e brave Ma, in alle Stücke bi-
wandert,

„und si Frau, Statthalters Blut, mit Tugend
bistastet,

„isch die gutt Stund, und gscheit, no gschei-
ter, als Er schier.

„Sager nit lang Rei, 's nützt nüt, mer lön
is nit d'richte.“ —

„Nu, se sagt Do, 's regiere Hunnt mi nit
suur a.“

Dreimol schlöpft der Hurlibaus — nei loset
wies schüttet,

Ineget wies dur d'Ehlmsse blitz! — Im Pfug
und im Engel

hen sie tanzt bis tief in d'Macht, und gessen
und trunke.

Wahr isch's, e brävere Ma hätt d'Stadt nit
schönner erschle,

und im Breneli gunnt 's au. In d'Schopfe-
mer Ehlche

het er en Orgle gschaft, vor sine Siten isch
nüt gñ,

(s' Huse stobt sie no) d'Marodi het er ver-
 triebe,
 und af d'Burger Obacht treit, und g'roben
 und g'warnet.
 Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und
 Liebt
 mit enander glebt, und Guts an Armen
 erwiese,
 so, und 's isch em e Mutter zu siebe Ehindere
 worde,
 Helfs Gott! — und 's stammt von ihnen im
 Schöpfemer Ehilchspiel
 nengi Famili her, und blüecht in Reichthum
 und Ehre.
 Helfs Gott, und bhütis Gott! Ins Here
 Gotts-Name!
 das het glöpfst, und das het gmacht, 's isch
 weger e Schlag gfi!
 Menge Famili, se sagi — die wenigste wüsse's
 meh selber.

Wer sie sin, und wie sie heiße, das wilki iesz
sage.

Smor isch 's Ehrigli leer — nei loset was git's
uf der Gass duß?

Wetter Hans Jerg, 's stürmt! Furio! 's lauft
alles Drau zu.

Der Schreinergefell.

Mi Hamberch hätti g'leret, so so, la la;
 doch stobt mer 's Trinke gar viel besser a,
 as 's Schaffe; sel bikenni frey und frank;
 der Rucke bricht mer schier am Hobelbank.

Drum het mer d' Mutter mengmol profeseit:
 „Du chunnst le Meister über wit und breit“
 I'legt hani 's selber glaubt, und denkt: Wschs so,
 wie wirts mer echters in der Fremdt go?

Wie ischs mer gange? Numme s'gut! I ha
 in wenig Wuche siebe Meister gha.
 O Mütterli, wie falsch hesch profeseit?
 I chömm lei Meister über, hesch mer gseit.

Hans und Verene.

Es gfaßt mer nummen eint,
und selli gfaßt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch rohe, das Meidli gfaßt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gschickli het's, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sich vo witem,
 se fligt mer's Bluet ins Gesicht;
 es wird mer übers Herz so chnapp,
 und 's Wasser lauft mer d'Backen ab,
 wohl d'Backen ab;
 weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig fruech bym Brunne,
 se redt 's mi frey no a:
 „Chumm, lüpf mer Hans! Was fehlt der echt?“
 „Es isch der näume gar nicht recht,
 nei gar nit recht!“
 O denk mi Lebzig dra.

I ha 's em solle sage,
 und hätti 's numme gseit!
 Und wenni numme richer wär,
 und wär mer nit mi Herz so schwer,
 mi Herz so schwer,
 's gäb wieder Glegeheit.

„Do bini is, do besch mi,
 „und wenn de mi denn wilt!
 „I ha's scho fieder'm Spöthlig gmerkt;
 „am Bistig besch mi völlig bstärkt,
 is, völlig bstärkt.
 „Und worum seischs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
 „und bisch nit rich an Gold,
 „en ehrt Omüeth isch über Geld,
 „und schaffe chasch in Hus und Feld,
 in Hus und Feld,
 „und lueg, i bi der hold!“

„O Breneli, was seisch mer,
 o Breneli isch so?
 De besch mi usem Fegfäur abolt,
 und länger hätti 's nümme tolt,
 nei, nümme tolt.
 Do, freilt willi, is!

Der Winter.

Isch echt do obe Baumwelle feil?
Sie schütten ein e redli Theil
in d'Gärten aden und uffs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hängt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und no ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Baumwelle ghaufft;
er treit sie uf der Achse no,
und uffem Put, und lauft dervo.
Was lauffsch denn so, du nährsche Ma?
De wirsch sie doch nit gñole ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
 hen alli Scheie Thäpli uf,
 Sie stöhn wie großi Here do;
 He meine 's heigs suß niemes so.
 Der Aufbaum het doch au sie Sach,
 und 's Here Hus und 's Thilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
 me sieht ke Stroß und Fuch-Weg meh.
 Meng Come-Thörnli, chlei und gart,
 lit unterm Bode wohl verwahrt,
 und schnell's so lang es schneie mag,
 es wartet uf si Oiertag.

Meng Summer-Vögeli schöner Art
 lit unterm Bode wohl verwahrt;
 es het lei Summer und lei Ehlag,
 und wartet uf si Oiertag;
 und gang's au lang, er chunnt emol,
 und fieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwärmli singt,
 and d'Sunne-Wärmi abe dringt,
 Poh taufig, wach't's in jedem Grab,
 und streift si Todte-Hemdtli ab.
 Wo nummen au ne Löffli isch,
 schließt 's Leben use jung und frisch. —

Do liegt e hungerig Späbli her!
 e Brössl Brod wär si Begehr.
 Es luegt ein so 'erbärmli a;
 's het weder nechte nüt meh gha.
 Well Durst, sel isch anderi Bit,
 wenn 's Elorn in alle Fure lit?

Do besch! Loß andern au dervo!
 Bisch hungerig, hasch wieder cho! —
 's muß wobl so, wie 's e Sprüchli git:
 „Sie seibe nit, und ernde nit;
 „sie hen kei Pflug, und hen kei Loch,
 „und Gott im Himmel nährt sie doch.“

Das Häbermüß.

's Häber-Mueß wär fertig, se chömmet ihr
Chinder und esset!

Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli
Nichtig,

aß nit eim am rueßige Tüpf 's Ermeli schwarz
wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset
und trüebet!

D' Häber-Chörnli het der Aetti zwische de
Fuhre

gseht mit flüßiger Hand und abeg'egert im
Kreuch-Bohr.

Aß es g'wachsen isch und zitiq worde, füt
sel cha

euen Aetti nüt, sel thut der Vater im
Himmel.

Denket numme Ehinder, es schloft im mehlig
Ehörntli

Glei und gart e Ehimli, das Ehimli thutich
le Schuüli,

nei, es schloft, und seit lei Wort, und ist
nit, und trinkt nit,

Hß es in de Fuhre lit, im luffere Bode.

Aber in de Fuhren und in der süechtige Wärmi
macht es heimli uf us im verschwiegene
Schloßli,

streckt die zarte Gliedli, und suget am fastige
Ehörntli,

wie ne Mutter-Ehind, 's isch alles, aß es
nit briegget.

Eiderle wirds größer, und heimli schöner und
stärcher,

und schließt us de Windlen, es streckt e Wür-
geli abe,

tiefer aben im Grund, und sucht si Nabrüg
und findt sie.

So und 's nichts der Wundervoll, 's möcht
 nummen an wiße,
 wie's denn witer oben isch. Gar heimlig und
 furchtsam
 gäggeler's zum Boden us — Boh taufig, wie
 gfallts em!
 Nise lieber Hergot, er schickt ex Engeli abe.
 „Bringem e Tröpfli Thau, und sag em
 fründli Gottwille!“
 Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und
 's streckt si gar söll.
 Sieder streckt si d'Sunnen, und wenn sie
 gwätschen und gstreckt isch,
 Hunnt sie mit der Streifere für: hinter de Berge,
 wandlet ihre Weg hoch an der himmlische
 Land-Stroß,
 krikt und lueget aben, as wie ne fründligi
 Mutter
 us de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem
 Chimli,

und es thutem wohl, bis tief ins Würzeli abe.
 „So ne tolli Frau, und doch so gütig und
 fründli!“

Aber was se üridt? He, Gwulch us himm-
 lische Düfte!

's tröpflet scho, ne Sprückerli chunnt, druf
 regnets gar sollt.

's Chiumli trinkt bis gnug; druf weicht e Lüfeli
 und trochnet's,

und es seit: „Jez gangt nimmern untere Wode,
 um te Tris: Do blibi, ach, was no us mer
 will werde!“

Effet Chindli, glegg es Gott, und wachset
 und trüethet!

's wartet herbi Sit us' Chiumli. Wullen an
 Wulle

Sohn am Himmel Tag und Nacht, und d' Sonne
 verbergt si.

Us de Berge schneit's, und wider nide
 burnigler's.

Schickel hoch, wie schatteret teg, und
 bringet mi Chüml!
 und der Boden isch zu, und 's het gar chündig
 Nahrung.

„Ich denn d'Sunne ghorde, seit es, ob sie
 mit cho will!

„oder forcht sie au, es frier' sie? Wäri doch
 bliebe,

„woni gh di, still und chlei im mchlige
 Chörnt,

„und deheim im Boden und in der süchtige
 Wärmi.“

„Lueget Chinder, so gehts! Der werdet au
 na so sage,

wenn der use chommet, und unter fremde
 Lüte

schaffe müent und rehlen, und Brod und
 Plunder verdienet:

„Wäri doch deheim bo'm Mutterli, hinterem
 Ofc!“

Tröstlich Gott! 's nimmt au en End, und obde
 mirs besser,
 wie's im Ehimli gangen isch. Am heitere
 May-Tag
 weicht's so lau, und d'Sunne sht so chräftig
 vom Berg uf,
 und sie luegt, was 's Ehimli mache, und git
 em e Schmühli,
 und teg isch em wohl, und 's weiss nit 's blide
 vor Freude.

Nootno vrange d'Matte mit Gras und far-
 bige Blume;
 nootno duftet 's Thrieh-Bluch, und grünet
 der Plüm-Baum;
 nootro wird der Rogge buschig, Weizen und
 Gerste,
 und mi Häberst seit: „Do blide so nit debinte!“
 Nei es spreitet d'Blättli us, wer het em sie groode?
 und teg schiebt der Palm — wer tribt in Köp-
 ren an Nohre

’s Wasser us de Wurze bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Nehri us, und schwankt in
de Lüfte —

Eagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Ehnöfeli ghenkt und dört mi chünälige
Hände?

D’Engeli, wer denn suß? Sie wandle zwische
de Fuhren
uf und ab, vo Palm zu Palm, und schaffe
gae sollt.

Dez hangt Bluess an Bluess am jarte schwanki-
gen Nehri,
and mi Haber sloht, as wie ne Brüüeli im
Ebilch - Stuhl.

Dez sin jarti Ehörenli de in, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt asange, was es will werde.
D’Ehöferli Hömme und d’Kliege, se Hömme
s’Studete ju’nem,
suege, was er macht, und singen: Ene
Poppe!

Und 's Echi-Würmli kunnt, Poh taufig
mittem Katernli,

'Nacht um Muni 's Licht, wenn d'Fliegen und
d'Chäferli schlofe.

Esst Chinder, segn' es Gott, und wachset
und trüebet!

Sieder het me gbeuet, und Chriech gunne no
Vängst;

Sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
Sieder hen sie Nocke gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen darsis zwische de
Stupfle

gsalleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene
ghulfe.

Druß het au der Haber bleicht. Voll mehligi
Chörner

het er gschwankt und gseit: „Nex ischs mer
afange verleidet,

„und i merk, mi Zit isch us, was thuemi
elli do,

„zwische de Stupfel-Mäben, und zwische de
Grumbire-Stude?“

Druf isch d'Muetter usen und 's Eferhüli und
's Plunni,

's het ein scho an d'Finger g'sore j'morgen
und j'obe.

Endli hemmer en brocht und in der staubige
Schüre

bei se'n dröschet vo früeh um zwai bis j'oben
um Vieri.

Druf isch 's Müllers Esel cho, und hetten in
d' Mülli

gholt, und wieder brocht, in chleini Thörnli
vermahle;

und mit seisser Milch vom junge fleckige
Chuechli

hetten 's Muetterli g'chocht im Töpf — Ge-
tet, 's isch gut g's?

Wüschet d'Koffel ab, und bett eis! Danket
dem Heren —

und lez göhnt in d'Schul, dert hangt der
Ofer am Simse!

Fall mer leis, gent achtig, und lehret, was
menich ufgit!

Wenn der wieder chömmet, se chömmetder
Sibbertli über.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!

D'Glocke het Schni gschlage.

Sez betet, und iez göhnt ins Bett,

und wer e rüchig G'wisse het,

schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzl Nacht.

Loset, was i euch will sage?

D'Glocke het Delli gschlage.

Und wer no an der Arbeit schwiht,

und wer no by de Charte sht,

dem biest iez zum Letztemol, —

's isch hochl Sit — und schlofet wohl!

Roset, was i euch will sage!

D'Glocke het Zwölfi gschlage.

Und wo no in der Mitternacht
e Gmüeth in Schmerz und Thummer wacht,
se geb der Gott e rüchige Stund,
und mach di wieder froh und gfund!

Roset, was i euch will sage?

D'Glocke het Eis gschlage.

Und wo mit Satans G'heiß und Noth,
e Dsch uf dunkle Pfade goht,
— i wilis nit hoffen, aber gschichts —
gang beim! Der himmlisch Richter heht's.

Roset, was i euch will sage!

D'Glocke het Zwöen gschlage.

Und wem scho wieder, eb's no tagt,
die schwert Sorg am Herze nagt,
du arme Trost, di Schloß isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gñ.

Lofet, was i euch will sage,

D'Glocke het Dru gschlage.

Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans G'schäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a.
e Stüchli Brod ab euem Tisch,
wenns ene guete Willen isch!
Se is, dur Gotts Wille!

In Sturm und Wetter arm und blos,
gibore hini us der Stroy,
und us der Trost in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelkind.
Truf wem chrahtig worde bi,
und d'Eltere sin aßorbe si,
se hant denkt: Soldate - Tod
isch besser, wecke Bettelbrod.

I ha in schwarzer Wetternacht
 vor Laudons Zelt und Fahne gewacht,
 I bi bim Paschal Paoli
 in Corùla Drauner gfi,
 und gfochte hani, wie ne Ma,
 und Blut an Gurt und Sebel gha.
 I bi vor menger Batterie
 I bi in gwenzig Schlachte gfi,
 und ha mit Treu und Tapferkeit
 dur Schwerdt und Chugle 's Lebe treit.
 N'etzt hen sie mi mit lahmem Arm
 ins Elend gschickt. Das Gott erbarm!
 Se io, dur Gottes Wille!

* Chum arme Ma!

I gunn der's, wienis selber ha,
 Und helf der Gott us diner Noth,
 und troß' di, bis es besser goht.

Vergelts der Her, und dank' der Gott
 du jarten Engel wiß und roth,

und geb der Gott e brave Ma! —
 Was luegt mi so biwegt a?
 Gesh obben au e Schatz im Belt,
 mit Schwerdt und Ross im wite Feld?
 Bewahr di Gott vor Weh und Leid,
 und geb dim Schatz e sicher Gleit,
 und bring der bald e gesunde Ma!
 's goht nemli scharf vor Mantua,
 's cha so, i chönnt der Meldig ge. —
 Was luegst mi a, und wirtsch wie Schnez?
 Denkwol i hent mi Bettelgwand
 mi falsche graue Bart an d' Wand? —
 Sey bschau mi recht, und chennsch mi no?
 Geb Gott, i seig Gottwilche do!

Der Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
 Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
 Wohl het mi bigleitet di lieblici Gestalt,
 uf duftige Matten, im schattige Wald.
 Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz

der Schwerdter und Chuale mit Hofing und
Schmerz,

und briegget und betet, Wott het mer will
fabrt,

und het mer mi Friedli und het mer en
aspart,

Wie chloyst mer im Buse, wie bini so frob:

O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do:

D e r S t o r c h.

Nach dem Frieden.

Willkumm Herr Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiber d' Krosche scho?
Und meinsch der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter chomm alsamach?

He is, der Schnee gieng überall;
wie meint, es werd scho grün im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weht ein a so mild und lau. —

Mer loset, wiener wessche cha!
Verhiebt man au ne Lust dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us weit: fremde Ländere her.

Was bringst du denn Neu's us Afrika?
 Sie hen g. wis au so Umstand gha,
 und d'Buchse gespannt, und d'Sabel a'weit,
 und Freiheits-Baum vor d'Gilde gsetzt?

De besch so rothi Strumpfli a.
 Nisch obbe Blut vom Schlachtfeld dra?
 Wo besch die schwarze Keage a'no?
 Nisch obbe j'nooch an d'Flamme do?

Um das hättst über Land und Meer
 nit reise derse hi und her
 vom Abt' Strem bis in Afrika.
 De hättst so in der Nooch gha.

Mer wüsse leider au dervo,
 und mengi Wunde blutet no,
 und 's drukt no menge Chummer schwer,
 und menge schöne Trog isch leer.

Und totter an den Alve bi,
isch: , Gott erbarmis , no arger aß,
und Weh und Ach het usen Wald
und us de Berge wiederhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits - Gut
hangt menge Tropfe Schwißerblut.
Wie hets nit ummen blüht und g'bracht,
und dunderet in der Wetter - Nacht!

Doch ebben in der Wetter - Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„ So frist, “ seit er, „ Ehliv und Ehlap! “
und schwenkt der Schnabel uf und ab.

Gang Muetter , und heiß 's Vüebli cho!
Lueg Chind , di Storch isch wieder do!
Sag: Gruß di Gott! Was bringst mer nit?
I glaub, beim Bluess er chennt di nit.

's macht's , weil d'so groß und sufer d'isch ,
 und 's Köckli chrüser worden isch.
 Fern besch no so ne Säppeli gha ,
 ic, besch scho gstreifti Hösli a.

Er verweret no allwiel ,
 und 's schint , er wiß no sölli viel.
 Es goht em au , wie mengem Ma ,
 er het si Gfalle selber dra.

's isch gnug, Her Storch ! Mer wüsse's scho ,
 und was de seisch , mer glaube's io !
 Es freut di au , ass 's Dorf no stohet ,
 und alles gsund isch — dank der Gott !

He io , 's mag wieder ziemli go ,
 und 's Feld - Bicket isch nümme do ;
 wo Laer ass in Zelt an Zelt ,
 goht iez der Bflug im Ackerfeld.

Und der, wo d'Storche heisset cho,
und d'Habe nährt, isch au no do,
Er schafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Preßien us.

Und wo me luegt, und luege cha,
se lachlet ein der Frieden a,
wie Morgelicht, wenn d'Nacht vergohet,
und d'Sunne hinter de Tanne floht.

Gang lueg e wenig d'Segnig a!
I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wol bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Und triffsch am Bach e Fröschli a,
sen ischs der gunnt. Verfluch nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme goß!
Mi Große seit, sie fliege scho.

S o n n t a g s f r ü h e.

Der Samlig het zum Sunntig gseit:

„Bez bani alli schlofe gseit;

„sie sin vom Schaffe her und hi

„gar sölli müed und schlofria gä,

„und 's gobtmer schier gar selber so,

„i cha fast uf te Bei me stoh.“

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se kint er aben in d'Mitternacht.

Der Sunntig seit: „Bez ischs an mir!“

Gar still und heimli bschließt er d'Thür.

Er duselet hinter de Sterne no,

and cha schier gar nit obß cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
 er chunnt der Sunn an Thür und Fus;
 sie schloßt im stille Chämmerli;
 er vorverlet am Lädenli;
 er ruft der Sunne: „d'Bit isch do!“
 Sie seit: „I chumm enanderno.“ —

Und lisi uf de Zeeche aoh,
 und heiter uf de Berae siht
 der Sunntis, und 's schloßt alles no;
 es siht und hört en niemes aoh;
 er chunnt ins Dorf mit stillem Tiste,
 und winkt im Gubel: „Verroth' mi nit!“

Und wennen endli au verwacht,
 und abschloß het die ganzi Nacht,
 so siht er do im Sunne-Schl',
 und luegt em zu de Henslern i
 mit sinen Auge mild und gut,
 und mittem Meyen uffem Gubel.

Drum meint ers treu, und was i sag,
 es freut en wemme schloße mag,
 und meint, es seig no dunkel Nacht,
 wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
 Drum isch er au so lissi cho,
 drum stoh er au so liebli do.

Wie gliseret uf Gras und Laub
 vom Morgethau der Silberthau!
 Wie weicht e frische Maveluft,
 voll Thriest-Blues und Schleche-Dust?
 Und d'Immli sammele stink und frisch,
 sie wüsse nit, as 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
 der Christl-Baum im Maye-Gwand,
 Gel-Weißli und Tulipa,
 und Sterneblume nebe dra,
 und afüllti Stinkli blau und weiß,
 me meint, me lueg ins Paradies?

Und 's isch so still und heimli do,
 men isch so reichig und so froh!
 Me hort im Dorf kei Hüft und Hört;
 e Gute Tag, und Dank der Gott,
 und 's git gottlob e schöne Tag,
 isch alles, was me höre mag.

Und 's Bögeli seit: „Frili io!
 „Foh taufla, io, do isch er scho!
 „Er drinat io in 'm Himmels-Glass
 „Dur Bluch und Raub in Hurst und Naß!“
 Und 's Döckelzweigli vorne dra
 het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Die Lüte weger 's Zeiche scho,
 der Pfarrer, scheint's, well zittli cho.
 Gang, brechmer eis Aurilli ab,
 verwüschet mer der Staub nit dead,
 und Ehüngelt, leg di weidli a,
 de muesch derno me Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schloß wohl, schloß wohl im kühle Bett!
 De lagsch zwor hert uf Sand und Ehtes;
 doch spürts die müede Nucke nit.

Schloß sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
 in d'Pöchi gschüttlet, uffem Herz.
 Doch schloßsch im Friede, 's druckt di nit.

Schloß sanft und wohl!

De schloßsch und hörsch mi Bärde Gott,
 de hörsch mi sechnt Eblage nit.
 Wars besser, wenn de 's höre chönnts?

Nei, weger nei!

D's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme by der wär,
se wär scho alles recht und gut.
Mer tollten is.

De schlossch und achtisch 's Unrueh nit
im Eiliche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüest
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwulch an Gwulch im Donner dracht,
se fahrt der 's Wetter über's Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeh im Morgeroth
di foot in d'Mittnacht schimmert het,
Gottlob, es sicht di nummen a
im stille Grab.

Es isch der wohl, o 's isch der wohl!
 und alles was de glitte besch,
 Gott Lob und Dank, im chüele Grund
 chutz nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
 so wär io alles recht und gut.
 Bez sith do, und weiß sei Trost
 mi'm tiefe Schmerz.

Noch öbbe bald, wenns Gottawill isch,
 se chunnt mi Samstäg z'oben au,
 und druf, se grabt der Nocher Chlaus
 mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnauf,
 and wenn sie 's Schlosstied gsumge hen,
 se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
 und — Hütdi Gott!

U schlof derno so sanft wie du,
und hör' im Eilich-Thurn 's Uhrschlag nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig fruech
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig taet,
und d'Engel singe 's Morgesied,
se höh'n mer mit enander uf,
erauicht und gesund.

Und 's siobt e neue Eiliche do,
sie sunstet hel im Morgeroth.
Mer göhn und singen am Altar
Hallelulah!

Der

Wächter in der Mitternacht.

„Koset, was i euch will sage!“

„D'Glocke het zwölfi gschlage.“

Wie still isch alles! Wie verborgen isch
was Lebe heist, im Schoß der Mitternacht
uf Stoß und Feld! Es tont kei Mensche.

Tritt;

es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Pusthür gahret, und kei Oebem schnuust,
und nit emol e Mohuli rüest im Bach.
's lit alles hinterm Umbang waz und schloft,
und ob mit lüchtem Fuß und stilleem Tritt
e Geisß vorüber wandlet, weißt nit.

Doch was i sag, rauscht nit der Lich? Er
schießt

im Leerlauf ab am müede Mähli - Nad,
und näume schlicht der Utis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zicht
vom Ehlchtuurn her en Nchl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im
Gwölch

die großt Nacht-Laterne dört, der Mond?
Etil hangt si dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Nege - Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keini Dächer sieh
und numme do und dört e fründli Licht.

Wie wärd's mer doch uf eimol so furios?
wie wärd's mer doch so weich um Brust und
Hetz?

As wenni briegge möcht, weiß nit worum?
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit no was.

„Laset, was i euch will sage!
 „D'Glocke het Zwölfi gschlage.
 „Und ischs so schwarz und finster do,
 „Se schine d'Eternli no so froh,
 „und us der Heimeth kunnt der Schi'
 „'s muß lieblich in der Heimeth sy!“

Was wilt? Wilt dure Ebschhof geh
 ins Unterdorf? Es isch mer d'Thür feig off,
 as wenn die Todten in der Mitternacht
 us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
 e wenig luegten, ob no alles isch
 wie almitig. 's isch mer doch bis dato len
 bigegnet, as i weiß. Denkwol i thue's,
 und rüef de Todte — nei sel thueni nit!
 Still wilt uf de stille Gräbere geh!
 Sie hen 40 d'Uhr im Thurn, und weiß i
 denn,
 isch au scho ihre Mitternacht verbey?
 's cha sy, es fällt ne dunkler allmitig

und schwärzer uf sie abe — d'Nacht isch
lang.

's cha si, es zuckt e Streißli Morgerrot
scho an de Berge uf — i weiß es nit.

Wie ischs so heimlt do? Sie schlofe wohl
Sott gummene's! — e bigli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit alles tod.
I hör so 's Urneich in der Ehlche; 's isch
der Puls der Sit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnust vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
dort mittem Eschänbbeli am grüne Nass,
und pfißt dur d'Schele her am Garte-Pag.
Sie hauchet flücht an d'Ehlche-Mur und
Halt;

die lange Fenster schmattere dervo
und 's lopperig Ehrig. Und lueg, do lüf-
tet sie

en offe Grab! — Du guten alte Franz

se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Dackbett wartet uf di nebe dra,
und d'Eicheli us der Heimeth schine dri!

Se nu, es gohtis alle so. Der Schloß
zwingt jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
s Bett im Ehlchhof het, Gottlob er isch
zum letzte mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf,
und chommen use, hemmer nümme wit,
e Stründli öbben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäppli ab,
und bi so nüchter bliebe hinechti.

„Loset, was i euch will sage!

„D Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Eternli schine no so froh,

„und us der Heimet schimmerts so

„und 's isch no umme chleini Sit.

„Vom Ehlchhof het me nümme wit.“

Wo bini gsi? Wo bini echterns ietz?
e Stappfi uf, e Stappfi wieder ab,
und wilters nüt? Mei weger wilters nüt?
Isch nit 's ganz Dörst in der Mitternacht
e stille Thilchhof? Schloft nit alles do,
wie dort vom lange müede Wachen us,
do Freud und Leid, und isch in Gottis
Hand,
do unterm Strau-Dach, dort im chüele Grund,
und warte, bis es raget um sie her.

Se, 's würd so obde! Und wie lang und
schwarz
au d'Nacht vom hohe Himmel abe hangt,
verschloffen isch der Tag deswegen nie;
und bißt wieder stumm, und no ne mol,
so gen mer d'Gabl scho Antwort, wenni rüef,
se weicht mer scho der Morgeluft ins Glicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er läpft
Aegmach der Umbang obß; 's Morgeslicht

es rieslet still in d'Nacht, und endli wach't's
 in goldne Strömen über Berg und Thal.
 Es such't und wacht an allen Orte; 's goht
 e Rade do und döret e Husthür uf,
 und 's Lebe wandlet use frey und froh.

Du Liebi Seel, was wird's e Fortig se,
 wenn mit der Zit die lezti Nacht versinkt,
 wenn alli goldne Sterne groß und hlei,
 und wenn der Mond und 's Morgerroth und
 d'Sunn

in Himmels-Licht verrinnen, und der Glaz
 bis in die tiefe Gräber abe dringt,
 und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch
 Tag!“

und alles us'em Schloß verwacht, und do
 ne Raden usgoht, döret e schwere Thür!
 Die Todte luegen use lung und schon.
 's het menge Schade gutet übernacht,
 and menge tiefe Schnatte biß ins Herz

isch heil. Sie iuegen use gsund und schön,
und tunke 's Glicht in Himmels-Luft. Sie
flärrt
bis tief ins Dery — o wenne doch bald so
chäm!

„Loset, was i euch will sage!

„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Lichtli brennen alli no;

„der Tag will iemerst no nit cho.

„Doch Gott im Himmel lebt und
macht,

„er hört wohl, wenn es Dieri
schlache!!“

Der zufriedene Landmann.

Denkwol, iesz lengt au in Sack,
und trink e Pfüßi Rauchtuback,
und fahr iesz heim mit Eg und Pflug,
der Raubi meint scho lang, 's seig guug.

Und wenn der Kayser usem Roth
in Feld und Forst uss Bage goht,
se lengt er denkwol au in Sack,
und trinke e Pfüßi Rauchtuback.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit iust.
Die goldne Throne drucke schwer;
's isch nit, as wenns e Schie - Hut wär.

Wohl goht em Menge Bayern i,
 doch will au menge g Futtert sy;
 und woner lost isch Bitt und Bitt,
 und alli troffe Chaner nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
 vom fruehe Morge bis in d' Nacht,
 und meint, iez heiget alles tho,
 se het er erst se Dank dervo.

Und wenn, vom Troffe blutig roth,
 der Jenneral im Lager floht,
 se lengt er endli au in Saß,
 und trinkt e Pössi Rauchtubaß.

Doch schmecks em nit im wilde Gwühl
 be'm Ach und Weh und Saitenspiel;
 er het thurnieret um und um,
 und niemes will en lobe drum.

Und Fähris und Mordis
 und schweri Wetter ziehnem no;
 do lit der Gramedler im Blut,
 und dörct e Dorf in Rauch und Blut.

Und wenn in d'Mech mit Gut und Geld
 der Ehausber reist im wite Feld,
 se lengt er eben au in Eack,
 und holt si Pfiffi Rauchtuback.

Doch schmeckts der nit, du arme Mat
 Me sieht der dini Sorgen. a,
 und's Ei mol eis, es isch e Gruus,
 es luegt der zu den Augn us.

De treisch so schmer, es thut der weh;
 Doch besch nit gnug, und möchtsch no me,
 und weisch is nit, wo ane mit;
 drum schmeckt der au di Pfiffi nit.

Mir schmeckt, Gottlob, und 's tsch mer
gesund.

Der Weize lit im süechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit sin Dthem segnets Gott.

Und 's Anne Meili sink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am kleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Bändi wohl.
Denkwohl, i fällmers no ne mol!
Zum frohe Sinn, zum freie Muth,
und heimetzu schmeckt alles gut.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen
Erlenen und Wronbach, in der Nacht.)

Der Bub feilt zum Ketts:

Tad' a'mol, Ketti, wenn mer's Möttler
Schloß

so vor den Auge steht, se denki dra,
ob's ussem Hus echt au e mol so goht.
Stoht's denn nit dör, so schuderig, wie der
Tod

im Wasser Toddetang? Es gruset eim,
wie länger as me's bschau. Und aser Hus,
es sith is wie ne Ehlchli ussem Berg,
und d'Fenster glipseren, es isch e Staaz.

Schweb Ketti, gohts em echterß au no so?
 I mein emol, es chönn schier gar nit so.

Der Ketti seit:

Du gute Bursch, 's cha frili so, was meinsch?
 's chunnt alles iung und neu, und alles schlicht
 Am Alter zu, und alles nimmt en End,
 und nit stoht still. Hörsch nit, wie 's Wasser
 rauscht,

und siehst am Himmel obe Stern an Stern?
 Me meint, vo alle rühr sie kein, und doch
 ruckt alles wilers, alles chunnt und goht.

Je, 's isch nit anders, lueg mi a, wie
 d' wirt.

De bisch no iung; nürsch, ich bi au so alt,
 iez würds mer anders, 's Alter, 's Alter
 chunnt,

und weni gang, go Gresgen oder Wies,
 in Feld und Wald, go Basel oder heim,
 's isch einerley, i gang im Ehilchhof zu, —

briegg, alder nit! — und biß de bisch wien ich,
 e gäandene Ma, se bini kümme do,
 und d'Ehof und Geiße weide uf mi'm Grab.
 So wegerli, und 's Hus wird alt und wüß;
 der Rege wäscht der's wüßler alli Nacht,
 und d'Sunne bleicht der's schwärger alli Tag,
 und im Vertäfer popperet der Wurm.

Es regnet no dur d'Nühne ab, es pfißt
 der Wind dur d'Ehlime. Drüber thuesch
 du au

no d'Auge zu; es chomme Ebendes-Ebind,
 und pleße dra. B'lest faults im Fundement,
 und 's hilft nit me. Und wemme nootno gar
 zwentuug zehlt, isch alles g'semme g'feit.

Und 's Dörstli kint no selber in si Grab.
 Wo d'Ehliche stöht, wo 's Vogts und 's Hère
 Pus,

geht mit der Bit der Pfug —

Der Bub seit:

Nei, was de seisch!

Der Metti seit:

De, 's isch nit anders, lueg mi a, wie
d' witt!

Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?

's sin Hüser drinn, 's isch mengi Eilche nit
so groß, und Eilche, 's sin in mengem
Dorf

nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's
wohnt

e Richthum drinn, und mengi brave Her,
und mengi, woni gheunt ha, lit scho lang,
im Chrup-Gäng hinterm Münster-Platz und
schloft.

's isch eithue, Ehind, es schlacht e mol e
Stund,

goht Basel au ins Grab, und streckt no do
und dert e Glied zum Boden us, e Roch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand: es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dort,
und Moos und Farn, und Reiger nisse drinn —

's isch schad verfür! — und sin diß' dörche
d'Zit

so nürsch wie teg, se göhn au Gspenster um,
d'Frau Fasse, 's isch mer teg sie sang scho a,
me seits emol, — der Lippi Lappell,
und was weis ich, mer meh. Was' hostisch mit?

Der Bub seit:

Schwech isst' Metti, bis mer über d'Bruch
do sin, und do am Berg und Wald verdeg?
Dört obe sagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Dörste seig
gwisß 's Eyer-Meidli g'lege, halber ful,
's isch Bohr und Tag. Dorsch, wie der Laubi
schnust?

Der Metti seit:

Er het der Dünfeli? Seig doch mit so nürsch?
Püß Laubi, 'Merg? — und loß die Todte go,
se thuen der nüt meh! — Je, was hant gseit?
Do Basel, aß es au'e mol verfallt. —

und goht in langer Sit e Wanders-Ma,
 ne halbi Stund, e Stund mit dra verbey,
 se luegt er dare, lit se Nebel druf,
 und seit im Camerad, wo witem goht:
 „Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurm
 „seig d' Peters-Ebisch, gh, 's isch schad
 berfür!“

Der Bub seit:

Nei Metzi, ischs der Ernst, es cha nit sy?

Der Metzi seit:

Je 's isch nit anders, lueg mi a, wie
 d' mitt,

und mit der Sit verbecnt die ganz Welt.
 Es goht e Wächter us um Mitternacht,
 e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
 er sunket, wie ne Stern, und rüeft:
 „Wacht auf!

„Wacht auf, es kommt der Tag!“ —

Drob röthet s

der Himmel, und es dundert überall,
 g'erst heimlig, als g'mach lut, wie sellenol
 wo Anno Sechsentünzgi der Franzos
 so uding gschoße het. Der Wode schwankt,
 aß d'Ehlich-Thürn guge; d'Glocke schlagen a,
 und lüte selber Bett-Sit wit und breis,
 und alles better. Drüber chunnt der Tag;
 o, d'hütis Gott, me brucht ke Sunn derzu,
 der Himmel stohet im Bliß, und d'Welt im
 Glast.

Druf gschicht no viel, i ha teg nit der Zit;
 und endli zündets a, und brennt und brennt,
 wo Boden isch, und niemes löschet. Es glumt
 wohl selb' ab. Wie meinsch, fluchts us derno?

Der Bub seitz:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie goths
 de Eilte denn, wenn alles brennt und brennt?

Der Aetti seitz:

Se, d'Küt sin nümme do, wenns brennt.

sic sin —

wo sin sie? Seig du frumm, und hast die wohl,
 geb, wo de bisch, und bhalt di Gwiße rein!
 Siehst nit, wie d'Luft mit schöne Sterne
 prangt!

's isch jede Stern verglichlige ne Dorf,
 und witer obe seig e schöni Stadt,
 me sieht si nit vo do, und haltsch di gut,
 se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der
 wohl,

und hindsch der Metti dort, wenn Gottswill isch,
 und 's Ebungi selig, d'Mutter. Deobe fahrsch
 au d'Milchiroß uf in die verborgeni Stadt,
 und wenn de stwärts abe luegsch, was siehsch?
 e Röttler Schloß! Der Bleche stohet ver-
 hoblt,

der Blauen au, as wie zwöe alti Thürn,
 und zwische drinn isch alles use brennt. •
 bis tief in Boden abe. D'Wiese het
 ke Wasser meh, 's isch alles öd und schwarz,
 und todteüll, so wit me luegt — das siehsch.

und seisch di'm Cammerad, wo mitder goht:
 „Lueg, dört isch d'Erde gfi, und selle Berg
 „het Velche gbeisse! Mit gar wit dervo
 „isch Wisleth gfi, dört hani au scho alebt,
 „und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füert,
 „und brochet, Matte g'raust, und Liecht-
 Epöh' g'macht,
 „und g'vätterlet, bis an mi selig End,
 „und möcht jez nümme hi.“ — Hüft Laubi,
 Merg!

Der Jenner.

Im Aetti setzt der Deldampf zu.
Mer chönnte 's Newipeli use thue,
und d'Laden uf. Der Morge-Echt
blickt scho zum runde Nasfloch i. —
O lueget doch, wie halt und roth
der Jenner uf de Berge stöht.

Er seit: „I bi ne d'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glüheret vor Lust und Freud,
„und muess er furt, sen ischs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit so,
„und würd byzite wieder cho.

„Und unterher in Berg und Thal,
 „wie Kimmereis nit überall!
 „An allen Ende Schnee und Schnee:
 „'s isch alles mir zu Ehre gescheh,
 „und wunt gang im wite Feld,
 „in Stroße bahnt, und Brucke gstellt.“

Er seit: „I bi ne frische Ma,
 „i ha ne lustig Tschöpli a,
 „und rothi Backe bis ans Ohr,
 „e bester Aug und Duft im Noor,
 „le Wintergriff, le Gliederweh,
 „und wunt gang, se hracht der Schnee.“

Er fests „I bi ne gschickte Ma,
 „lueg, wieni überzuckere cha!
 „I chunch, und an de Hürste hangts,
 „und an de jarte Birche schwanfts.
 „Der Zuckerbeck mit geschickter Hand,
 „mit Geld und Gut märs nit im Stand.“

„Gez lueg au dini Echiben a,
 „und wieni Helgli Chrihle cha!
 „Do besch e Blüemli, wennis der gfallt,
 „do besch e ganze Tannewald!
 „Der Frühlüg chönnts nit halber se,
 „'s isch mit der Färb nit alles cho.“

Er seit: „I bi ne stärke Ma,
 „und zwing mi nümmer, wenn er cha!
 „Der Forster gtablet uf der Nacht,
 „der Brunneng springt, der Eichbaum chragt
 „D'Frau Sonne mittem Glücheli rund,
 „het's Herz nit, as sie füre chünnt.“

„'s isch wohr, me weiß nit, was sie treibt,
 und wo sie alli Morge blibt.
 Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
 wie besser, as sie schlofe mag,
 und blieb es bis um Zehni Nacht,
 se chäm sie erü, wennis Delsi schlacht.

Mei het sie's ghört? Dört chunnt sie is! —
 Me meint; 's brenn alles lichterloh! —
 Sie stohet im kalte Morgelust,
 Sie schwimmt im rothe Nebelduft.
 Seig, chuuch e wenig d'Schiben a,
 's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
 und d'Sunne chämpft, sie lost nit ab.
 Jez het sie's gunne. Wit und breit
 strahlt ihri Bracht und Herrlichkeit.
 O lueg, wie 's über Dächer wahl,
 am Ehlche-Fenster, lueg, wies strahlt.

Der Jenner sezt si Arm in d'Hust,
 er ruft am Gut, und schnellst in d'Luft.
 Der Jenner seit: „I förch di nit.
 „Chumm, wenn de mit mer baschge wilt!
 „Was gilst, de würsch byzite gob,
 „und rüchmsch dim Däble nit dervo!

Se, 's wär wohl hübsch und liebli so
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengt Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nädig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und kei Brod,
sie sitzt und chlagt's im liebe Gott.
Gefriert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armeth a.

Gang bring der arme Fischer-Lis
e Säckli Mehl, e Heindli wis,
nimm au ne Wellen oder zwö,
und sag, sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenni bach,
und decket ieg der Tisch alsymach.

Der Knabe im Erdbeer Schlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
 am Sunntig Nomittag;
 es chunnt in d'Pürst und findet bald
 Erdberi Schlag an Schlag;
 es gönnt und ist si halber j'tod,
 und denkt: „Das isch mi Obabbrod.“

Und wie nes ist, se ruuschte im Laub;
 es chunnt e schöne Ehnab.
 Er het e Ruck, wie Silberstaub,
 und treit e goldne Stab.
 Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee.
 Ei lebelang het's nüt so gsch.

Druf redt der Ehnab mi Buebli a:

„Was isich, i halts mit?“ —

„Pe, nüt,“ seit's Buebli, luegt en a,
und lüpf si Ehäppli nit.

Druf seit der Ehnab: „Pe isich nüt,

„Du grobe Bursch, se batter's nüt!“

Verschwunden isch mi Ehnab, unds stöhn
die nöchste Hürst im Duf;

drus fliegt en Engeli wunderschön

uf in die blaue Luft,

und 's Buebli floht, und luegt em no,

und chraht im Poot, und lauft dervo.

Und Aeder isch lei Eege meh
im Beeri-Effe gfi.

I ha mi lebzig nüt so gseh,

sie bschießen ebe nie.

As hampfevoll, so viel de witt,

sie füllen eim der Hunger nit!

Was gibli der für Lehre dri?
Was seisch dergu? Me mueß
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Gruess
und 's Chäppli lüpfen g'rechter Sit
susi het me Schimpf, Und chunnt nit wit.

Das Spinneln.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's garti Fäde zwirne cha!
Was Gvatter meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, trau, blibe so.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, asi 's g'häpfe hätt.

Wo het's die fini Riste g'no,
bo welleme Meissler hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, wol mengi Frau,
sie wär so gscheit, und holti an!
Dez lueg mer, wie 's ü Füchli setz,
und d'Ermel streift, und d'Finger next.

Es zieht e lange Faden us,
 es spinnt e Bruck'ans Noehbers Hus,
 es baut e Land - Stroß in der Luft,
 morn hangt sie scho voll Morgedust,
 es baut e Fußweg nebe dra,
 's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
 Poh taußig, im Gallop und Trapp! —
 Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
 Sieh'sch, wie ne Ringli worden isch!
 Jez schießt es zarte Fäden i.
 Wirds öbbe solle groobe sn?

Es isch verstuunt, es haltet still,
 es weiß nit recht, wo 's ane will.
 's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
 's muß nämms rechts vergesse ha.
 Swor denkt es, sel pressirt is nit,
 i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het lei-Rast,
so glüchlig, me verluegt si fast.
Und 's Pfarers Christoph het no gseit,
's seig jede Fade zeme gleit.
Es mueß ein guti Augi ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Dez puzt es sine Händli ab,
es stohet, und haut der Faden ab.
Dez sitzt es in si Summer-Pas,
und luegt die lange Stroffen us.
Es seigt: „Me baut si halber z'tod,
doch freuts ein au, wenns Hüsi stohet.“

In freie Lüfte wagt und schwankts,
und an der liebe Sonne hangts;
sie schint em frey dur d'Veinkl dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Müdli tanze jung und seich;
's denkt by nem selber: „Hätti eis!“

O Thierli, wie besch mi verzückt!
 Wie bist so chlei, und doch so gschielt!
 Wer het di au die Sache gelehrt?
 Denkwol der, wonis alli nährt,
 mit milde Händen alle git.
 Bis i' Frieden! Er vergift di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
 Sie rennt em schier gar 's Hüsi um.
 Sie schreit und winslet Weh und Ach!
 Du arme Eheher besch di Sach!
 Besch keini Auge bi der gha?
 Was göhn di üß Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkes enanderno,
 es zuckt und springt und het si scho.
 Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
 „tez mußt au ne Brotis ha!“
 I sags io, der wo alle git,
 wenns Zit isch, er vergift ein nit.

Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen
Schweizerboten an seinem
Hochzeittage.

I ha 's ia g'seit, und 's isch so cho!
Was hani g'seit? 's werd nit lang goh,
se bringt der Wott vom Schwiizerland
es Brütli an der weiche Hand,
es lieblich Brütli mit'm Ehranz
zum Ehelgang und zum Hochze-Tanz.

's isch frili woht, und so ne Ma
es Fraueli das mueß er ha.
Früeh, wenn er mit'm Morgeroth
uf d' Stroß go Brugg und Basel goht,
wer nimmt en j' erst no lieb und warm,
zum W'ürdigott und Ehuß, in Arm?

Und wenn er mittem Abends
 in d' Heimeth chunnt, was hätt er gern?
 's fött neumis an der Huus-Thür stoh,
 es fött em lieh eggege cho,
 und fründli säge: „Grüsch di Gott,
 „du liebe Ma und Schwizerbott!“

Und säge fött's em: „Liebe Ma,
 „chumm weidli, leg d' Pantofflen a,
 „und 's Tschöppli! Uffem Tischtuch stohz
 „di's Süßpli scho vo wissem Brodt.
 „Chumm liebi Seel, und isß jes g' Nacht!
 „Und 's Bettli isch de au scho g'macht.“

Das weiß er wohl mi Schwizerbott,
 's isch nit, ass wenni 'm 's säge wott.
 Drum het er au am lange Rhi
 und Canton us und Canton i
 meng Meidschi scharf in d' Auge g'no,
 ob nit bald wöll die rechte cho.

Und Canton us und Canton i
 bald an der Kimmeth, bald am Abi
 wol het er brave Meidsch'ne gseh,
 wie 's Rösli roth, wiß wie der Schnee,
 so tußigschön und gut und froh.
 Die rechte het nit welle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwigerbott
 het gseit: „I find sie doch, wills Gott!“
 I glaub es schier, Herr Bottema!
 Längst heit' er 's in der Nocht gha.
 Thüent d' Augen uf! Wo'm Caserlot,
 sie chunnt nit selbst. Verzeih mirs Gott!

Dez het er sie, und isch er froh,
 der Landamma ischs grüß nit so. —
 Gib, was de besch, biet, was du wilt,
 er tuuschte mit dem Kesper nit.
 Er lueget nu' si's Brätli a:
 „Dez bisch mi Wib und i di Ma!“

I säg es frey, und säg es lut:
 Herr Schwiberbott mit euer Brutt,
 Gott gunnlich wol e bravi Frau,
 und wie 's euch freut, so freuts üs au,
 und geb' ich Gott de alli wil
 der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einist g'wintert het,
 was streckt si da im chline Bett,
 und lächlet lieb? Ni Worttema
 er luegt si goldig Buebli a.
 Er lengt e süsse Zuckerring:
 "Zueg, was i der vo Frau bring!"

Nu' sink dur's Land Herr Worttema,
 mit euer Taschen uf und a',
 und bringet, wie mer's g'wohnet sin,
 viel schöne Wricht und Lehre drinn.
 An Zuckerbrod und Marzipa'
 für d' Chindli solls nit Mangel ha.

Die Feldhüter.

Hin zu Wald und Berg bis an die duftige
Wulfe,
vorne Matte voll Ehlee, und Saat und goldene
Kerwat
Steht e Hütte im Feld und in der einsame
Mitternacht.
Numme d'Sterne wache, und numme no
d'Feldberger Wiese,
und der Schuhu im Wald nnd öbbe Geißer
und Hirze.
Aber im Hüttli ähe, und hüte die buschige
Felder
's Meiers muntere Fröh und 's Müllers löckige
Heiner.

„Heinerli seit der Friß, der Schloß geht listig
um d'Hütte.

„Lueg iez kommt er is inen, und lueg doch
weger, er het di!

„Weidli, Hum ins Grün! Mer wenn im
liebliche Wechsel

„miteinander singen. Es weht e lustige
Nachtlust,

„g'vätterlet mittem Raub und erzjirt mit de
Hälm:

„Rechts um lehrt euch! Links her stellt euch!
Nonemol rechts um!“

Aber 's Müllers Heiner mit sizer lockige
Stirne

dreht si und stobt uf, und sucht si gläserne
Röhre.

„Frißli stoß mi nit!“ Sez stehn sie gegen
einander,

der am Chriess-Baum, der an der duftige
Linde,

und probire d'Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
sehen ab, und sehen a. „Sing Heinerli du
J'erst!“

seit der Zeit, „de hesch doch, trau, näume
ne Schähli.“

Heiner.

Tränki frölich am Brunne, so holt au's
Meieli Wasser.

Wäscht es am Obe Salat, se Hummi wieder
und tränkt.

„Guten Obe!“ — Dank der Gott! Mer
treffe's doch ordli.“ —

„So mer treffe's ordli; 's isch hüt e liebe
Tag g'n.“

Frib.

In der Ghilchen im Thor, und wenn der
Herr Pfarrer e Spruch seit,

Ingi mi Breneli a, ob es au ordeli acht git,

und es luegt mi a, ob ich au ordli acht gib.
 Laust au drüber 's Sprüchli furt, mer chön-
 ne's nit bede.

Heiner.

Schön tönt d'Schöpfemer Glocke, wenn früeh
 der Morgen in d'Nacht luegt,
 süß tönt d'Menschestimm wohl in der
 Schöpfemer Orgel:
 Schöner tönt es mi a, und süßer goht's mer
 zu Herze,
 wenn mi's Meteli grüßt, und seit: „Mer
 treffe's doch ordli.“

Frid.

Weicht der Frühling ins Thal, und rieffe
 die lustige Vöchli,
 und der Vogel zieht, furt möchti riten, und
 d'Welt us.
 Wenn i by mi'm Breneli sitz im heitere
 Stübli,

isch das Stübli mi Welt, und Gott verzeih'
mer's mi Himmel.

Deiner.

Diehnt der Mäntelwei, gschickt baut Mühlen
an Mühle,
„uf und zu, und mir die Ehue“! — Wer
zeigt mer mi Meister?
Aber isch's Meick do, und höri si Stimm und
si Madli,
oder es luet mer zu, ne Schulerbüchli
chönnt's besser.

Frei.

Eheigle mer uf em Biaz, sihr's Breneli
unter der Linde,
fallerner Siebe g'wiß. Doch seit's: „reiz driffsch,
mer der Ehüsig,“
triff der Ehüsig allei. Doch seit's: „Geg
gangi,“ und 's goht an,

und isch's nümme do, blind lauft mer d'Chugle
dur d'Gasse.

Heiner.

Liebliche Ton und Schall, wo besch di Gang
in de Lüste?

Stechsch mer obben ins Dorf, und chunnsch ans
Meielis Fenster,

wed mer's listli uf: „Es lost di der Heinerli
grüße.“

Frogt's mi fruech, so luegnu's. Doch werde
mi d'Auge verrotthe.

Friß.

Treneli schloß frey wohl in dim vertäfelte
Stüble

in dim stille Herz, und chunnt der obben im
Traum vor,

lueg mi fründli a, und gib mer herzhast e
Schmüßli!

Chuumi heim, und triff di a, i gib der en
anders.

Heiner.

Her Schulmeister, o Mond, mit diner
mullige Sterne,
mit d'im glesete Bucht, und mit dim Pflaster
am Bache,
folge der dini Ehinder, und chönne sie d'Eyrüchli
und d'Psalme?
Blib mer nit ylang doh bi sellem gattige
Eternli

Fried.

Bulpli der chüeli Nacht, in diner lustige
Pöchi,
seif mer den Schulmeister i mit diner venedische
Seife,
wuch em e rechte Schumm! So brav, und
allewill beßer,

ah er sie nit chüße cha die gartige
Esterli.

Heiner.

Kauscht scho der Morgen im Laub? Göhn
d' Geister heim unte Chischhof?
Arme Stessi, da bisch tief in der Wiese
ertrunke,
und di Changelst isch im heinnlige Chindbett
verschieden.
Aber is; Chosimeter; semen all Nacht am lustige
Chriib-Weg.

Frei.

Fröhliche Manne im Nid, und am verschobene
Marchiet,
mach:ich numme lustig! Me weiss scho werich
zum Tanz spielt.
Chom niec fein in d' Nöchi mit siner brennige
Etange!

Dass di dieser und jener, du Sappermentische
Nothhops! —

Friederli, seit der Heiner, gern ist Exce-
nse,

Sieckle-Weile so gern. Doch gönnti alles
vergeße,

hört di lieblici Stimm und dini Händliche
Wise.

Chömme mer heini ins Dorf, o wüßti was
der e Freud war!

Geß de nimmch meri ab, vier neu! weltliche
Lieder

von des Sultans Tochterlein, der Schreiber
im Nothe,

's deitt vom Doster Haus, und 's diert vom
Hamlein im Grünen.

's isch nit lang, i ha se neu am Chanderer
Markt g'sauft.

Heinerli, seit der Frid, i schenk dir e fusere
Helge.

d' Mutter Gottis luegt im goldene Helgen im
Himmel.

„Jehs Marele,“ seit se, - wie isch's da oben
so heiter,“

und ihr G'licht wird sunnehell und lächlet so
lieblich,

aß me möcht katholisch werde, wemme se
alsiegt.

Bringe d'im Meili, weisch was, 's het an so
fründlich Augen,

und bis nit so schüch, und sage'm wie's den
um's Herz isch.

D e s
neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
and weni los, schloft alles no;
i weß si nit, so lang i cho,
i lueg e mengeli d'Gegniß a.
Seig Wälli, mach ize feini Streich!
Der Mond schint ohni das so bleich.

Bei Blümli roth, bei Blümli weiß!
In alle Blume nit als Nis!
Um alle Benantetz Strau und Strau,
vor Thellerthür und Stallthür au.
Ni Better betts drum sölli g'macht,
und lauft ize fort in dunkler Nacht.

Das Ding das muß mer andersi cho!
 Ich bi der Ma, unds blibt nit so.
 Die Gärte müen mer g'füert si,
 Kurikeli und Binkli dri,
 und neu Blüthen all Tag
 was Hurd und Maß vertrage mag.

Es rüchet si nüt. Sie schlofe no. --
 Mei lueg, es sijt e Späzi do,
 du arme Trops bißch übel dra,
 was gilst er het e Widli g'ba,
 und druf isch Noth und Mangel cho,
 se hen sie müße scheide lo. *)

*) Nach Versicherung der Naturforscher zieht das
 Weibchen des gemeinen Zinken, besonders aus
 den nördlichen Gegenden, gleich andern Zug-
 vögeln in ein milderes Klima, und nur die
 Männchen bleiben zurück. Daher die natu-
 rhistorische Benennung *Fringilla caelebs*.

Jeg het er e bittübtli Sach,
 lei Frau, lei Brod, lei Dach und Fach,
 und stobt er uf, so spoth er mag,
 se seit em niemes gute Tag;
 und niemes schneide em d'Suppen i.
 Wart Würstli, dir muß g'hulfe si.

Es rühret si nüt. Sie schloße no. —
 Ne gottig Ebilchli hem si do,
 so sufer wie in menger Stadt.
 's isch Eechß ufem Zifferblatt.
 Der Morge chunnt. By miner Treu
 es friert ein bis in Mark und Bei.

Die Todte g'süere nüt dervo;
 ne zweibig Lebe hem sie do.
 Si schloße wohl, und's friert si nit;
 der Ebilchhof macht vo allem gutt.
 Ein eent no leeri Blähli do?
 's Ha si, me braucht e par dervo.

Ne Chindli, wo se Mutter het,
 denkt wohl, i mach em do si Bett.
 En alte Ma, en alti Frau,
 Denkwohl i bring di Stündli au.
 Hesch mengi Stund im Schmerz verbracht,
 do schlof, und hesch e stilli Nacht.

Jez brennt e mol e Lichtli a,
 und döct en anders nebe dra,
 und d'Lade schettere druf und druf,
 do goht, vom Wast, e Hustbär uf!
 „Grüß Gott ihr Lüt, und ich bi do,
 „i bi scho i' Nacht um Zwölfi cho.“

„Mi Wetter het si Bündel g'macht,
 „und furt by Nebel und by Nacht.
 „Wär ich nit uf d'Minute cho,
 „'s hätt weger chönne g'föhrlig go.
 „Wie g'fall'ich in mim Ewigia G'wand?
 „'s chunnt Gade neu us Schuldens Hand.“

„E Rübeli-Rosch, er stobt mer wohl
 „zum rotze Scharlach Kamisol
 „und Plüschli Hose hani a,
 „e Bittli drin, e Wendeli dra,
 „ne g'chrüßlet Hoor, e neue Puet,
 „e heiter Aug, e frohe Muth.“

„Es luegt do ein mi Schnappsack a,
 „und 's nimmt en Wunder, was i ha.
 „Ihr liebe Lüt, das sagt nit,
 „wenns chunt, so nimm verlieb demit!
 „'s sin Rösli drin und Dorne dra,
 „me cha nit jedes d'sunder ha.“

„Und Wagle Schnür, und Wickelband,
 „e Fingerring aus Brätli's Hand,
 „en Ebrehranz in's lockig Hoor,
 „e Schlüssel au zum Eilichhofsthor.
 „Gent Achtig was i bitt und sag,
 „'s cha jede treffe alle Tag.“

„E stille Sinn in Freud und Noth,
 „e ruechig G'wisse gebüh Gott!
 „Und wers nit redli meint und gut
 „und wer i Sach nit ordli thut,
 „dem bring i au lei Sege mit,
 „und weuni wort, se chönnti nit.“

„Nez göhnt und seget d'Chinder a,
 „und was i g'seit ha, denket dra,
 „und wenn der au in d'Ebilche went,
 „se schaffez was der i'schaffe bent.
 „Der Tag isch do der Mond vergoht
 „und d'Sune luegt ins Morgeroth.“

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Hant gmeint, der Denglegeiß, ihr Ehnabe
 vo Dornau
 seig e böse Geiß, iez wüßi andere Bricht
 i'ge.
 Wo der Stadt das dini, und wißs au redli
 bekerne,
 mengem Schauf-Her verwandt „vo siebe Suppe
 ne Tünkli“
 aber e Suntig-Ehind. Wo näume lustigt
 Geißer
 uffem Ehrühweg Rohn, in alte Gwölbere
 huse,

und verborge Geld mit sürrigen Augen hüete,
 oder verkaufe Blut mit bittere Thräne wäsche,
 und mit Grund verscharre, mit rotte Nägeln
 verchrahe,

nichts mi Aug wens wetterleicht. Sie wimsle
 gar sölli.

Und wo heiligt Engel mit schöne blauen
 Auge

in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
 an de Fenster lose, und, höre sie lieblig
 Rede,

gegen enander lächlen, und an de Huertüre
 stehe,

und die frumme Lüt im Schloß vor Schade
 bewahre,

oder wenn sie, selb ander und dritte, uf
 Gräbere wandle,

und enander sage: „do schloß e treui Mutter
 „do en arme Ma, doch het er niemes
 betroge,

„Schloset sanft und wohl, mer wennich wecke
wenns Bit isch,“

lechts mi Aug im Eterneliecht, und höri sie
rede.

Menge chenni mit Namen, und wemmer
enander biëgne,

blete mer is d'Bit, und wechsle Reden und
Antwort:

„Grüß di Gott! Hesch guti Nacht?“ — „Gott
dank der! so zimli.“

Glaubers oder nit! Me mol, se schickt mi der
Vetter

Todtnau zu, mit allerhand verdrießliche
G'schäfte,

wo mer's Kaffe trinken und Anlewackli drin
tunke:

„Halt er si nienen uf, und schweh er nit was
em ins Mul chunt,“

rüft mer der Vetter no, „und loß er si
Tabatiere

„nit im Wirthshaus lige, wie's suß bim Herte
der Bruch isch.“

Uf und furt, i gang, und was mi der Wetter
ermahnt het,

hani richtig versorgt. Bez süß i Todman im
Adler —

und teg gang i spaziere und mein i chön nit
verirre,

mein' i seig am Dorf; glegt chrefmi hinten am
Feldberg,

d'Vögel hen mi g'lockt, und an de Wächlene
d'Blümli.

Selle Fehler hani, i cha mi an allem ver-
thorle.

Drüber wied es chuel und d'Vögel sihen und
schwoige.

S' kreckt scho dort und do e Stern am düßere
Himmel

e Chöpfli use, und luegt, ob d'Sunn echt
oben ins Bett seig,

ob es echt dörf cho, und ruft de andere:

„Chömmet!“

und i ha lei Hofnig meh. Druf leg i mi
nieder.

’s isch e Hütte dort, und isch en Kerfeli
Strau drinn.

„O du liebe Bit,“ so denki, „wenn i beheim
wär!“

„Oder es wär scho Mitternacht. Es wird
doch e G’spenstli

ndume dahinte sy, und y’nacht um zwölff
verwache,

und mer Bit vertribe, bis fruech die himm-
lische Lichter

’d’Morgenluft verlöscht, und wird mer zeige
wo’s Dorf isch.“

Und iez weni ’s sag, und mittem vordere
Finger

’s Bülfi frog, wo’s Zeigerli stand, ’s isch y’sin-
ner für’s Aug gfi,

und wo's Sitli seit, 's gang ab den Delfen,
und woni

's Bist ufse leng, und den: ick trinkt no
Tuback,

ast nit verschlof — by'm Bluess, se fangen
uf emol

ihrer zwee ne G'spröchl a. I mein, i ha
g'loset. —

„Gell, i chum hüt spoot? Drum isch e Meibell
g'storbe

„J'Mambach, 's het e Fieberli g'ha und led-
dige Gichter.

„'s isch em wohl. Der Todesbecher hani em
g'heldet,

„ast es ringer gang, und d'Augen hani em
gedruckt,

„und ha g'feit: Schlof wohl! Mer wen di wecke,
wenns Sit isch. — —

„Gang, und bis so gut und hol mer e wengeli
Wasser

„in der silberne Schaal, i will iez mi Säge-
dengese.“

Dengle? han i denkt, e Geist, und dūsele use.
Woni lueg, so sīt e Ehnab mit goldene Fegge
und mit wißem B'wand und rosefarbigen
Gürtel

schōn und lieblich do, und nebenen brenne
zwei Lichtli.

„Alle gute Geister“ sagt „Herr Engel Gott
grüß di!“

„Loben ihre Meister;“ seit druf der Engel,
e Gott dankder!“ —

„Nūt für ūbel, Herr Geist, und wenn e
Frōgli erlaubt isch,

„sag mer was besch du den g'dengese?“ —
„d'Säge,“ seit er.

„Do, sel sehn i,“ sagt, „und ebe das möchti
gern wiße,

„wozu du ne Säge brauchsch.“ — „Zum
Meiße. Was besch g'meint?“

seit er zu mer. Druf sagi: „und ebe das
möchti gern wisse.“

Sagi junem: „Ischs verlaubt? Was besch du
den j'meibe?“ —

„Gras, und was besch du so spoot, do hinte
j'verrichte?“

„Nit gar viel,“ hani g'seit, „i trink e wengeli
Taback,

„wäri nit veriert, wohl wärs mer j'Todnau
im Adler.“

„Aber mi Ned nit j'vergesse, se sag mer wenn
d' witt so gut si,

„was du mittem Grass witt mache.“ — „Fut-
tere,“ seit er.

„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirtsch
doch Gott will ke Ehue ha?“

„Nei, ne Ehue juss nit, doch Ehalbele seit er,
„und Esel.“

„Siebsch dört selle Stern?“ Druf het er mer
obe ne Stern zeigt.

„'s Dienecht-Chindlis Esel, und 's heilige
Fridelis Chalb'le“)

„stehme d'Eterne Luft dört oben, und warten
ufs Futter.

„Und dört wächst lei Gras, dört wachse
numme Rosinkli“

het er g'seit, „und Milch und Honig rieslen
in Bäche,

„aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morgen
s Gras ha,

„und e Löffli Heu, und Wasser us irdische
Quelle.

„Dordurwille dengli iesz, und will go meibe.

*) Nach einer alten Sage hätte der heil. Fridolin,
(in der katholischen Schweiz und dem obern
Schwarzwalde ein verehrter Name), mit zwei
tungen Kühen eine Tanne bei Sedmagen in den
Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von
der einen Seite der Stadt auf die andere ge-
leitet.

„Wärsch nit der Ehre werth, und seisch de
wellsch mer au helfe?“

So het der Engel g'seit. Druf sagt wieder
zum Engel:

„Lueg, 's isch so ne Sach. Es sott mer herzi-
lige Freud so,

„d'Stadelüt wisse nüt vo dem; mer rechne
und schribel,

„zähle Geld sel chönne mer, und messen und
wäge;

„laden uf, und laden ab, und essen und
trinke.

„Was me bruucht ins Muul, in Chuchl,
Cheller und Chammer,

„krömt zu alle Thoren i, in Seinen und
Chreche;

„'s lauft in alle Gassen, es ruest an allen
Ecke:

„Chromet Chirsi, chromet Anle, chromet
Indivi!

„Chromet Siebele, geli Rüebe, Peterlimurze!

„Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodelsolrabe!

„Paraplä, wer loof? Neckholderberi und
Chümmt!

„Alles für baar Geld und alles für Zucker
und Kaffe

„Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel,
wie schmeckt's der?“

„Schweb mer nit so narsch, seit druf der
Engel und lächlet.

„Nei, mir trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
vieri, alle Tag, und an de Suntige fünf.

„Chum iesz wenn de mit mer wit, iesz gangi
go, meibe,

„Hinter Todnau abe, am Weg, an grasige
Halde.“ —

„So Her Engel frili willi, wenn de mi mit
nimsch,

„'s wird e fange chüel. I will der d'Esäges-
trage.

„Magsch e Pfiffi Tuback rauche, stohs der zu
Dienste.“

Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!“ Ne flü-
rige Ma steht
wie im Wetter, do. „Chumm, zündis abe
go Todman!“

Seits, und voris her marschirt der Puhuh in
Flamme,
über Stof und Stei und Dorn, e lebigs
Fackle.

„Well es isch chumli so,“ seit iez der Engel:
„was machsch echt?“

„Worum schlagsch denn Füre? Und worum
zündisch di Pfiffi

„nit am Puhuh a? De wirsch en doch öbbe
nit förchte,

„so ne Frausfaß-Child, wie du bisch — her
er di g'fresse!“

„Nei Her Engel g'fresse nit. Doch musz be-
kenne,

- „halber hani'm numme traut. Gut brennt
mer der Tuback.
- „Selle Fehler hani, die fürige Manne
föchi;
- „lieber sieben Engel, as so ne brennige
Satan.“ —
- „'s isch doch au ne Gruus, seit iesz der Engel,
as d'Mensche
- „so ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's
nit nöthig.
- „'s sind zwee einzigi Geißer de Mensche gefährli
und furchtbar;
- „Dergeiß heist der eint', und Ploggeiß heist
der ander;
- „und der Dergeiß wohnt im-Wi. Us Channe
und Ehruse
- „figt er ein in Chopf, und macht zerrüttete
Sinne.
- „Selle Geiß führt irr im Wald uf Wegen
und Stege,

„es goht mit eim g'unterst und g'oberst der Bode
will unter eim bteche!

„d'Brucke schwanke, d'Berg bewege ſi, alles
isch doppelst.

„Nim di vorem in Acht!“ Druf sagi wieder
zum Engel:

„'s isch e Stich, er blutet nit! Der Gleitsama
i merf di.

„Müechter bini gwiss. I ha en einzig
Schöpli

„trunke g'ha im Adler, und frog der Adler:
wirth selber.

„Aber bis so gut und sag mer wer isch der
ander?“

„Wer der ander isch,“ seit ize der Engel, „das
frogstsch mi!

„es isch e böse Geist, Gott well di vorem
bimahre.

„Wemne frueh verwacht, um viere oder um
fünf,

- „steht er vorem Bett mit große fückelge
Auge,
„seit ein gute Tag mit glühige Ruthen und
Sange.
„'s hilst sei das walt Gott, und hilst sei
Ave Maria!
„Wemme bete will, enanderns hebt er ein's
Blut zu.
„Wemmen an Himmel luegt, se freut er
Asche in d'Auge;
„het me Hunger, und ist — er wirft ein
Wermuth in d Suppe;
„möcht me g'obed trinke, er schüttet Gallen
in Becher.
„Kauft me, wie ne Hirt, er au, und blibt
nit dehinte.
„Schlicht me wie ne Schatte, so seit er: So
mer wen g'mach thu.
„Stoht er nit in der Thilchen, und siht er nit
zu der ins Wirthshaus?

„Wo de gosch und wo de stobsch, sin G'spenser
und Gespenser.

„Gosch ins Bett, thuesch d'Augen zu, se seit
er: 's presirt nit -

„mittem Schlof. Los, i will der ndumis
vergehle:

„Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waissli
betroge,

„So und so, und das und dies, und wenn er
am End isch,

„fangt er vorne a, und viel wills schlofe nit
sage.“

So het der Engel g'seit, und wie ne fūrige
Luppe,

het der Pubu g'sprüzt. Druf sagt wieder:
„I bi doch

„au ne Suntig Chind, mit mengem Geißli
befründet,

„aber b'hüt mi Gott der Her!“ Druf lächlet
der Engel.

„Bhalt di G'wiße rein 's goht über d'sebnen
und b'segne,

„und gang iez das Wegli ab, dört nieden isch
Todnau.

„Nimm der Puhuh mit, und lösch en ab in
der Wiese,

„aß er nit in d'Dörfer rennt, und d'Schüüre
nit azünt.

„Bhüt di Gott, und halt di wohl!“ Druf
sagt: „Her Engel!

„Bhüt di Gott der Her, und zürn' nüt! wenn
de in d'Stadt chunsch,

„in der heilige Sit, se b'suech mi, 's soll mer
en Ehr sy.

„'s stöhn der Rosinli s'Dienst und Hypokras
wenn er di annimt.

„d'Eternelust isch rau, absunderlig nebe der
Birsig.“ *)

*) Fluk diesel Namens.

Drüber graut der Tag, und richtig chummi
 go Todnau,
 und gang wieder Basel zu im liebliche Schatte.
 Wonni an Mambach chumm, so trage se's
 Meideli use,
 mittem heilige Ehrüß und mit der verblichene
 Fahne,
 mittem Ehranz am Todtebaum und briegge and
 schluchze.
 Hent ders denn nit g'hört! Er wills so wecke
 wenns Sit isch,
 und am Bistig druf, se chummi wieder zum
 Better,
 d'Tuback - Tose hani richtig näume so liege.

Der Abendstern.

Du bist an wieder ziti do
 und lauffsch der Sunne weidli no,
 du liebe, schöne Oberstern!
 Was gilsts de hättstsch di Schmühli gern?
 Es trippelt ihre Spure no,
 und cha si doch nit übercho.

Wo alle Sterne gros und chlei
 esch er der liebß und er ellet,
 si Brüderli der Morgenstern,
 si het en nit uns halb so gern;
 und wo sie wandlet us und er,
 se meint sie, müess er um sie se.

Erleich wenn sie hinterm Morgeroth
 wohl ob em Schwarzwald use goht,
 sie fñhrt ihr Bñbli an der Hand,
 sie zeigt em Berg und Strom und Land,
 sie seit: „Thue g'mach, 's presirt nit so!
 „Di Gumppe wird der bald vergoh.“

Er schwezt und frogt sie das und deis,
 sie git em Wricht, so guet sie 's weiß.
 Er seit: O Mutter lueg doch au
 do unte glänzts im Morgethau
 so schön wie in dim Himmelsaal.
 „He, seit sie, drum isch's Wiesenthal.“

Sie fragt en: „Hesch bald alles gseh?
 „Jez gangi, und wart nümme meh.“
 Druf springt er ihrer Hand dervo,
 und mengem wiße Wülkli no;
 doch, wenn er meint iez han i di,
 verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Mutter höher floht,
 und allsg'mach gegenem Rhilrom goht,
 se rüest sie in: „Ehumm und fall nit do!“
 Sie fñhrt en fest am Händli no:
 „De chönntsch verlösche, Handumcher,
 „Nimm was mers für e Ehummer wär!“

Doch, wo sie überm Elsas floht,
 und allsg'mach ehnen abe goht,
 wird nootno 's Büebli müed und still
 's weiß nümme, was es mache will;
 's will nümme goh, und will nit goh,
 's frogt hundertmol: „Wie wit ischs no?“

Druf wie sie ob de Berge floht,
 und tiefer sinkt ins Oberoth
 und er asange matt und müed,
 im rothe Schimmer d'Heimeth steht,
 se loht er sie am Fürtuch goh,
 und zettlet allsg'mach hinte no.

In d'Heimeth wandle Herd und Hirt,
 der Vogel sitzt, der Chäfer schwärzt;
 und 's Heimli hetet dört und do,
 si luten Obedsege scho.
 Jez denkt er hani hochi Zit,
 Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtet, wiener nöcher chunnt,
 umstrahlt si au si Gsichtli rund.
 Drum stoht si Mutter vorem Hus:
 „Chumm, weidst chumm, du chleini Muus!“
 Jez sinkt er freudig niederwärts —
 Jez ischs em wohl am Mutterherz.

Schloß wohl, du schönen Obestern!
 's isch wobl, mer hen di alle gern.
 Er luegt in d'Welt so lieb und gut,
 und bschaut en eis mit schwerem Muß,
 und isch me müed, und het e Schmerz,
 mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he frili io, sin au scharmant.
D lueg, wie 's stimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit,
's macht kein em andere 's Lebe schwer,
wenns doch do nieden au so wär!

Es chunnt e hüeli Obedlust
und an de Halme hangt der Duft.
Denk wohl, mer göhn iez au alsgmach
im stille Frieden unter Dach!
Gang, Lisele, zünd 's Nempfi a!
Mach lei so große Dachte dra!

Der Schwarzwälder im Breisgau.

I' Müllen an der Post,
 Taufsigfappermon!
 Trinkt me nit e gute We!
 Gost er nit wie Baumöhl i,
 I' Müllen an der Post!

I' Bürglen uf der Höb,
 net, was Cha me seh!
 O, wie wechsle Berg und Thal,
 Land und Wasser überall,
 I' Bürglen uf der Höb!

3'Staufen uffem Markt
hen si, was nie gert,
Tanz und Wi und Lustbarkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
3'Staufen uffem Markt!

3'Friburg in der Stadt
sufer ischs und glatt,
reichi Hete, Geld und Gut,
Jumpsere wie Milch und Blut,
3'Friburg in der Stadt.

Wont gang und stand,
wakes e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme ndumis findi nit,
in dem schöne Land.

Minen Auge gfallt
Herischried im Wald,
Woni gang, se denki dra
's chunnt mer nit uf d'Begnig a
s'Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
wandelt i und us —
gelt, de meinsch, i sagder, wer?
's isch e Sie, es isch lei Er,
imme chleine Huus.

Niedliger's Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und vergelt
 leng mer der Haspel!
 D'zit vergoh, der Obed chunnt und 's streckt
 si ins Frühjahr.
 Bald goht's wieder ase mit Hauen und Rechen
 in Garte.
 Werdet mer flißig und brav und hübsch, wie
 's Niedliger's Tochter!
 In de Werge floht e Hus, es wachse iez
 Wesmen
 nsem verfallene Dach, und 's regnet aben in
 d'Etude.

Frill 's isch scho alt, und sin iez anderi
Site,

weder wo der Stimme Fris und es Eveli ge-
huust hen.

Sie hen 's Huus erbant, die schönst unter de
Kirche,

und ihr Name stobt no näumen am rußige
Tremel.

Het me gfrogt, wer sin im Wald die glück-
lichst Eblut,

het me gseit: „der Stimme Fris und 's Nied-
lgers Tochter,“

und 's isch 'dem Eveli grothe mit gar ver-
borgene Dinge.

Spinnet, Ghinder, spinnet, und Verast hol
mer an Trümme!

Mengmol wo der Fris no bi den Eltere
glegt het,

het en d'Mutter g'no, und gfrogt mit beweg-
liche Worte:

„Fesch di no nit anders! bsunne? G'falle der
's Meyers

„Matte no mit besser zu finer einzige
Tochter,

„und der Fritz het drauf mit ernstlichen Wor-
ten erwiedert:

„Mer se gfallt mer nit, und anders! d'finni
mi nümme.

„'s Niedligers suferi Tochter zu ihre Tugede
gfallt mer.“ —

„D'Tugede loß den Engle! Mer sin iez no
nit im Himmel.“ —

„Lönt de Chueche 's Heu ab's Meyers grauge
Matte!“ —

„D'Mutter isch e Her!“ — „Und soll an
d'Mutter e Her se,

„Mutter hi und Mutter her, und 's Töchterli
willi!“ —

„'s Meidli soll's gwis au scho tribe, d'Mochbere
sage 's.“ —

„Sel isch en alte B'rict, und dorum chand
's nit wende.

„Wint's mer, so muß i cho, und heist es
mi näumis, se thuenis.

„Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi
em nöcher an Buse,

„wird's mer, ich weiß nit wie, und nöchtt
sterbe vor Liebl.

„'s isch se lieblicher Gschöpf, als so ne Hezil
wo jung isch.“ —

Näumis het d'Mutter gwüßt. Ne seit das
Weidell sey gwis

in si'm zwölftu Johr e mol alleinig im Wald
gh,

und heb Erberi g'sucht. Uf einmal hört es e
Kausche

und wo's um si luegt, se stobt in goldige
Hore

ummen en Ehle lang e zierlig Frauwelt
vorem

inneme schwarze Gwand und g'lickt mit goldene
Blume

und mit Edelgstei. „Gott grüß di Meiddeli!
seit's em,

„spring nit furt, und fürch mi nit! I thue
der lei Leidli.“

’s Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du
’s Erdmännlis Frau bisch,
„willi di nit förche!“ — „Jo frilli,“ seit es,
„das bini.“ —

„Meideli los, und sag: chansch alli Spruchli
im Spruchbuch?“ —

„Jo t ha si alli, und schoni Gibeili und
Psalme.“ —

„Meideli, los und sag: gosch denn au flisig
in d’Ehlsche?“ —

„Alli Santig se thuent. I stand im vorderste
Stühl.“ —

„Meideli los, und sag: folgsch au, was ’s
Mutterli ha wil?“ —

„He, wills Gott der Her, und froget 's Müt-
terli selber!

„'s Chennt, ich wohl, i weiß es scho, und het
mer scho viel g'seit.

„Meldesti was besch g'seit? Bisch obbe 's Nied-
ligers Tochter?

„Wenn de mi Gotte bisch, se chum au zu-
mer in d'Etube!“

Hinter der Brumberi Dursch gohts uf ver-
schwiegene Pfade

rief dur d'Felsen t. Hätt 's Frauweli nit e
Laternli

In der Linke treit, und 's Eveli sorglich am
Arm g'führt,

's hätt der Weg nit gfunde. Des goht e
silberni Thür uf.

„O Herr Jeshu, wo bini? Frau Gotte binni
im Himmel? —

„Nei doch du närrisch Chind. In m'm ver-
borgene Stübli

„bisch by diner Gotte. Sit nieder und bis
mer Gottwilche!

„Sel das sin chosperi Etei an mine glitzrige
Wände?

„Sel i ba glatti Tisch? Sie sin vom suferste
Marfel.

„Und do die silberne Blatten uni do die
goldene Teller!

„Chumm is Huntg-Schnitten und schoni
grundeni Strübl!

„Magsch us dem Ebächeli Milch? Magsch Wi
im chrystallene Becher?“ —

„Nei Frau Gotte, lieber Milch im Ebächeli
möchti.“

Wones gesse het und trunke, seit em si
Gotte:

„Chind, wenn d'isig lehrsch, und solasch was
's Mütterli ha will,

„und chumsch us der Schul und gosch zum
heilige Nachtmohl,

„Willider ndamis schicke. Seig wie, was, wär
der am liebste?

„Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs de das
Mädli zum Spinne?“ —

„Wald isch's Plunder vertise. Frau Gotte,
schenket mer's Mädli!“ —

„'s Mädli will gspunne ha. Nimm lieber 's
Trögli voll Plunder?

„Stiesch die siden Chayve mit goldene Düpf-
lene gsprenget?

„Stiesch das Halstuch nit mit siebefarbige
Streife,

„und e neue Rock, und de die gewärferti
Doorschnur?“ —

„Jo 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte
schenket mer's Mädli!“ —

„Wilsch's, se sollschs au ha, und chunts, se
halt mers in Ehre!

„Wenn de 's in Ehre besch, solls au an Plun-
der nit fehle,

„und an Segen und Glück. I weiß em ver-
borgent Ehräste

„Sieder, nim das Nösli und trag mers sorg-
lich im Buse,

„aß den au syys hesh von diner heimliche
Gorte!

„Los und verliche mers nit! Es bringt der
Freuden und Gfundheit.

„Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der is
Silber und Gold ge.“

Und iez het sie's gchüft, und wieder usen in
Wald gführt:

„Whät di Gott, und halti wohl, und gräß
mer di Mutter!“ —

So viel isch an der Sach, und deßhalb het me
ne no gseit,

d'Mutter seig e Heg, und nit viel besser ihr
Meidli.

Au das Meiddeli isch mit sim verborgene
Blümli

häßscher vo Tag zu Tag und allweil lieblicher
 worde,
 und wo's us der Schul mit andere Chindere
 cho isch,
 und am Oßertag zum Nachtmahl gangen und
 heim chunt,
 mei se hätts Gott, was stobt im heitere
 Strübli?
 's Radli vo Birbaume Holz und an der Chunkle
 ne Risse
 mitteme glatte Band us roßiger Siden um-
 wunde
 unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zum
 Rehe vo Silber,
 und im Chrebs e Spähli, und scho ne wengeli
 g'spunne.
 D'Gotte het der Afang gmacht mit eigene
 Hände.
 Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli
 g'sprunge!

Esangbuch weg und Meie weg und 's Mädli
 in d'Arm gno,
 und het's gchüft und druckt. „O liebi Frau
 Gotte, vergelts Gott!“
 's het nit ; Mittag gesse. Sie hen doch e Ham-
 men im Thöl gha.
 's isch nit usen ins Grün mit andere Ebindere
 gwandelt,
 Wrunne hätte mit Händ und Füße, het em
 nit d'Mutter
 's Mädli in Chasse gheft, und gseit: Gedenke
 des Sabbaths!
 „Isch nit Christus der Her hüt vo de Todte
 erstande?“
 Au di Mädli he:). Doch Eveli, Eveli
 weisch au,
 wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte
 wird gmeint ha?
 Aili weist's, worum denn nit, und het sie
 'm verheisse:

„Wenn des in Ehre besch solls au an Plun-
 der nit fehle
 „und andere Sege,“ se het sie 's ghalte wie
 's recht isch.
 Het nit in churzer Bit der Weber e Tragete
 Garn gholt?
 Hets nit alli Joهر vom finste glichlige
 Fade
 Tuch und Tuch uf d'Wetchi treit und Strängli
 zum Färber?
 He, wie het so gseit, und wenns au dussen im
 Feld seig,
 's Mädli spinn ekeinig furt, und wie sie der
 Fade
 unten in d'Spühle zieh', wach' unterm roßge
 Wendel
 d'Wisse wieder no — sel mueßt mer e chumma-
 lige Sach so —
 und wer het im ganze Dorf die suferste
 Ehleider

Eunatig und Werchtig treit, die reinlichste
 Ärmel am Hemd gha,
 und die süßeste Strümpf und alliwil freudig
 Sinne?

's Frauwel im Fesse-Obalt si lieblig
 Gotte.

Drum het's Sinne's Friß, wo 's achtzeh'
 Summer erlebt het,
 zu der Mutter gseit mit ernßliche Mine und
 Worte:

„Mumme 's Niedligers Tochter zu ihre Tugede
 gfallt mer.“

Mutterherz isch bald verschrest, zwor sott's
 nit sage.

Wo sie wieder e mol von 's Meyers Tochter
 und Motte

ernßlig mittem redet, und wills mit Draus
 probire:

„'s git e chraftig Mittel,“ seit sie, „wenn
 de verhezt bisch.“

„Hemmer für's Niedligers g'hauust? Di Vater
 setzt di ufs Pflichterheil,
 „und de besch mi Sege nit, und schuldig bisch
 du dra.“

„Mutter, erwidert der Simme, soll euer
 Sege verscherzt sy,
 „Jand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater
 le Pflichterheil.“

„S'Stette sijt e Werber, und wo me uffeme
 Berg stobt,

„läte d'Türke-Glocken an alle Ende und
 Orte.

„Blut um Blut, und Chopf um Chopf, und
 Leben um Lebe.

„Färbt mi Blut e Türke-Säbel, schuldig
 sin ihr dra!“

Wo das d'Mutter hört, se sijt sie nieder vor
 Schrecke:

„Du vermesse Ehnd, se nim si wenn de se
 da wilt;

„aber chumm mer nit go chlage, wenns der
nit gut goht.“

's isch nit nöthig gsy. Sie hen wie d'Engel
im Himmel

mitenander g'lebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte bets nit gfehl't im hüßliche Wese.
Se sie hen so g'legt vo's Meyers grasige
Matte

selber die schönste g'meibt, 's isch alles end' h
an Etab cho,

und hen Freud erlebt an fromme Chinden und
Entle.

Thant iz d'Mäder weg, und vergißt der Haspel
ufs Chäpli!

's isch afange dunkel und Sit an anderi
W'schäfte.

Und so hen sie 's gmacht, und wo sie d'Mäder
uf d'Site

stellen, und wenn go und schüttle d'Agle vom
Turtuch,

seit no's Breneli: „So ne Gotte möchti wohl
an ha,

„wo ein so ne Rad chönnt helfen und so ne
Rösli.“

Aber d'Mutter erwiedert: „'s chunnt uf sei
Gotten, o Breni,

„'s chunnt uf 's Rösli nit a. Der Flis bringt
heimlige Sege,

„wenn de schaffe magst. Und besch nit 's
Blümli im Buse,

„wenn de püchtig lebst und rein an Sinnen
und Werke?

„Gang se; und hol Wasser und glitsch mer
nit usen am Brunne!“

Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprüzt mer alli Früeb mi Nosmeri?“
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel si;
„Ni hätt der Mangeld au si Sach.
„er floht doch au nit unterm Dach.
„Wer sprüzt mer alli Früeb mi Nosmeri?“

„Und wenn i no so früeb ins Gärtli spring,
„und unterwegs mi Morgeliiedli sing,
„isch näumis g'schaft. Wie stöhn ize reihewis
„die Gröse wieder do am schlante Ris
„in ihrem Bluess! I chum nit us dem Ding.

„Was gilsts es sin die Jungfere usem See!
 „Me meint zwar, 's chöm, wie lang scho, keini meh,
 „Eust sin sie in der Mitternacht,
 „wenn nlemes meh als d'Sterne wacht,
 „in d'Felder use g'wandelt usem See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
 „de brave Rüte g'schaft im Gartenland,
 „und isch me Früeh im Morgeschimmer cho,
 „und het leg welle an si Arbet go,
 „isch alles ferig gsi — und wie scharmant.

„Du Schaff dört hinte, meinsch i ich di nit?
 „So duck' die numme nieder, wie de witt!
 „I ha mers vorgstellt, du wärsch's se.
 „Was falleder für Besen i? —
 „D lueg, vertrit mer mini Zezsig nit!“ —

„O Kätterli, de hest nit solle seh!
 „Do, dine Blume hani g'trinke ge,
 „und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Fäur
 „und um mi Lebe, wär mer di's nit g'thür
 „und 's isch mer, 'o gar sollt wohl und weh.“

So het zum Kätterli der Fridli g'seit,
 er het e schwere Lieb im Herze treit,
 und hets nit chönne sage iust,
 und es het au in siner Brust
 e schälüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lug Fridli mini schöne Blüemli a!
 „'s isch numme alli schöne Farbe dra.
 „lueg wie eis gegenem andere lacht,
 „in siner holden Frühlings-Tracht,
 „und do sith scho ne flüsig Inimli dra.

„Was helfe mer i le Blümli blau und wiß?
 „D Kätterli, was hilfe mer's Immlis Bliß?
 „Wärst du mer hold, i wär im tieffte Echachs
 „i wär mit dir, wo auch lei Blümli lacht
 „und wo lei Immlis summt, im Paradis.“

Und d'rüber hebt si d'Sune still in d'Höh,
 und luegt in d'Welt, und seit: „Was muß i seh
 in aller Früeh?“ — Der Fridi schlingt si Arm
 um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
 Druf het em 's Kätterli e Schmühli ge.

Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
 er weiß nit, woner ane will.
 Es chunt so schwarz, und chunt so schwer,
 und in de Lüfte hangt e Meer
 voll Dunst und Wetter. Los wie's schallt
 am Blauen, und wie's wiederhallt.

Du große Wirble fliegt der Staub
 zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
 und lueg mer hört sel Wüllli a!
 I ha le große G'falle dra,
 lueg wie mers usenander rupft,
 wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und bhüetis Gott!

Wie juckts dur's G'wulch so fürigroth
und 's chracht und stoßt, es isch e Gruus
aß d'Fenster zitteren und 's Pus,
Lueg 's Bübli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte s'Schlienge druf und druf,
je, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundere soll
und 's lüetet eim no d'Dhre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört sieh'sch im Baum am Gartebag?

Lueg 's Bübli schloft no allemil
und us dem Dundere machts nüt vil.
Es denkt: „Das sicht mi wenig a,
„er wird so d'Auge bynem ha.“
Es schnüfelet, es dreibt si hott
ufs ander Dehrli. Gunn ders Gott!

D, siebsch die helle Streife dört?
 D los! heisch nit das Nasle g'hört?
 Es chunt. Gott wellis gnädig sy!
 Böht weidli hänket d Läden i!
 's isch wieder akurat wie fern.
 Gut Nacht du schönt Weihen-Ern.

Es Schettert uffem Eihelche-Dach;
 und vorem Fus, wie gäutscht's im Bach
 und löst nit no — das Gott erbarm.
 Bez simmer wieder alli arm. —
 Swor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
 und doch isch 's wieder besser cho.

Zueg 's Bächli schloft no allervil
 und us dem Hagle machts nit viel!
 Es denkt: „Vom Briege löst's nit no,
 „er wird mi Theil scho übrig so.“
 He io, 's het au, so lang t's ha,
 zu rechter Zit s Eächli gha.

D gebis Gott e Ehindersinn!
 's große Troß und Seege drinn.
 Sie schloße wohl und traue Gott,
 wenne Spiess und Nägel regne wott,
 und er macht au si Sprächli woher
 mit sinen Englen in der G'sohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
 D'Sunn stobt am heitern Himmel do.
 's isch schier gar z'spot, doch grüß di Gott!
 He, seit sie, „nei“ 's isch no nit z'spot,
 „es stobt no menge Palm im Wad'
 „und menge Baum, und Deyfel dra.“ —

Poh taufig 's Ehind isch au verwacht.
 Zueg was es für e Schnüßeli macht!
 Es lächelt, es weis nit der vo.
 Siesch Friederli, wie's ussieht do? —
 Der Schelm het no si G'falle dra.
 Gang richt em eis si Pöpli a! —

M g a t h a

an der Bahre des Parthen.

Chumm Agetbli und förcht der nit
i merk scho, was de sage witt.
Chumm, b'schau di Götteri no ne mol,
und brieg nit so, es isch em wohl.

Er lit so still und fründli do,
me meint er los, und hör mi no,
er lächlet frei, o Jests Gott,
as wenn er näumis sage wott.

Er het e schwere Chrancket gha.
Er seht: „Es griffst mi nümme a,
„der Tod het teg mi Wunsch erfüllt
„und het mi biniig Fieder gillt.“

Er het au menge Chummer gha.

Er seit: „Es sicht mi nümme a,
„und wenes goht, und was es git,
„im Thilchhof niede höris nit.“

Er het e böse Noehber gha.

Er seit: „I denf em nümme dra,
„und was em fehlt, das tröst en Gott
„und gebem au e sanfte Tod.“

Er het au sint Fehler gha.

's macht nüt! Mer denke nümme dra.

Er seit: „I bi iez frey dervo,
„'s isch nie us bösem Herze cho.“

Er schloft, und luegt di nümme a,
und het so gern si Gotte gha.

Er seit: „Wills Gott, mer werde scho
„im Himmel wieder s'seme cho!“

Gang Agetbli, und dent mer dra!
De besch e brave Gotti g'ha.
Gang Agetbli, und halt di wohl!
Di Stündli schlacht der au ne mol.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi,
 mer seige verirret.
 's schlacht lei Uhr, me hört le Guhl, es lüet
 le Glocke,
 wo me lost, und wo me luegt, se find't me
 le Fußtritt.
 Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer
 seige
 nümme wit vom Häfnet-Bugg. Suf grufets
 mer - wenni
 drüber muß; lez wäri froh. Der Sunne no
 möcht es
 schier gar Zehni sy. Sel wär lei Fehler, mer
 häme.

allwil no zitzli gnug go Steine bis Mier-
tag. —

Geltet, was hani gseit! Gottlob, do simmer
am Häfnet,

und iez weißi Weg und Steg. Der hent doch
au betet

hätte früeh, wills Gott, und hentich gwäschen
und d'Poor gtrehlt

mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger
der Dienst thue,

und der sehnt mer schier so us. Je Better i
warnich!

Wemmer bym Brunne sin, me würdich wäschen
und strehle.

's floht im Wiesethal und in den einsame
Matte

no ne Huus, me seit em numme 's Steinemer
Schlöfli.

's thuet de Hamberchs-Litzen und 's thuet de
Bure wo gfrohnt hen,

bis es gstanden isch mit sine Stapflen am
 Giebel,
 au lei Bahn meh weh. Doch liege sie rüchig
 im Bode,
 d'Häfnet - Zumpfere nit, 100 vor undenkliche
 Site
 in dem Schloßli g'hufet het mit Vater und
 Mutter.
 's isch e Zwingherr gsi, und 's het des Frohnes
 lei End gha,
 bald ufs Tribe, bald zum Bauen oder an
 Acker,
 g'nacht zum Hüeten ins Feld, und het der
 Zwingherr und d'Zwingsfrau
 nüt me gwüßt, isch d'Tochter cho, ne zimperfertig
 Dingli,
 mitteme Zucker - Glicht und marzipanene
 Häßli.
 Bald het ein go Basel müessen oder no
 wilers,

Salbe hole, das und deis zum Wäschen und
Strehle,

Schub mit glückte Blumen und chosperi goldeni -
Chappe

mit Chramanzlete drum und fident Pentschen
und Weidel.

Meinet der denn sie wär emol go Steine in
d'Chilche

uffem Bode gange mit ihre papirene
Schuhne?

Derliger, bym Bluest, vom thürste wo me cha
finde,

den sie müesse spreite vom Schlössi bis füren
an Steine

und durs Dorf an d'Chilchhofstür und übere
Chilchhof,

vnd am Mentig wäschen. Am nöchste Samstag
het alles

müesse sufer se, wie neu vom Weber und
Waller.

's isch emol en alte Ma, 's heig niemes si
Heimeth

wüsse welle, neben an dem ertiger Fuß-
weg

gstanden an der Ehlchhofthüre. „Lofet i
warnich,

„Zumpferli,“ heig er gseit, 's isch mit dem
Plätzli nit z'spasse.

„Gohet me so in d'Ehlchen und über die
grasige Graber?

„Wie heißts in der Bibel? Der werbets
jemer nit wüsse,

„Erde sollst du werden, aus Erde bist du
genommen.

„Zumpferen i förch, i förch!“ — Druf seig
er verschwunde.

Eel mol uf Derliger-Tuch in d'Ehlche gangen
und nümme!

Mei 's muß Flanell her am nochle Sunntig
mit rothe

Wende rechts und links und unten und obo
verbeudlet.

O, wie mengmol hen doch d'Kint im Etills
der Wunsch gha:

„Nähm di numme ne Ma im Elßs oder im
Brissgau

oder wo der Pfeffer wächst! Es sott der so
gunnt sy.“

Aber 's het sie niemes möge. D Mutter isch
gstorben

der Vater au, sie liege nebenenna-
der,

und 's chunnt flets e Gang, wo 's Töchterli
füren in Thilchhof

au te Flanel brucht und eineweg d'Schühli
nit wüß macht.

Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins
Grab treit?

s seig nit briegget worde. Ne Vater unser
hen freilig

„Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige
Friede!“

Drum der Tod söhnt alles us, wenns numme
nit g'hot wär.

Aber der alt Ma seig eismols wieder am
Chilchhof

gstanden und heig gseit mit schwere bidütsame
Worte:

„Gesh nie das Plähli birübrt, se soll di das
Plähli nit tole.

„Wo du ane g'hörsch, weiß numme 's Geit-
ligers Laubi.“

's isch so cho. Der ander Morge, wömen ins
Feld goht,

stobt der Todtebaum vor usse nebe der Chilch-
murr.

Wer verbei isch, het en gseh, und 's heisst no
dernebe,

's seige Grappe gnueg druf gessen und heigen
am Tusch pilt,

wie meß macht. Wenn näumis isch, se lüegt
me no mehr dra.

De me hets wieder probirt, me het sie no
tiefer vergrabe,
an en andere Platz. 's het alles nit ghulffen
und dattet.

Endli seit der Vogt: „Me müen go 's Geist-
lichers Laubi
froge, wo sie ane ghört.“ Me rüflet e
Wage,
wettlet d'Etieren i, und leit der Todtebaum
use.

„Laufet wo der went!“ Sie hen si nit zwey-
mol so heiße.

Uf und furt zum Päfnet-Bugg. Dört blibe
sie b'hange,
j'allernöschl am Brunne (der wußeß) womer
vordey sin.

In dem Brunne sht sie. Doch sht sie an
sunnige Tage

mengmol usen aus Land, strehlt in de goldige

Poore

und wenn näumer chunnt, wo selle Morge nit

betet

oder d'Poore nit gstreht, und wo si nit gwa-

schen und putz het,

oder jungi Wäum verderbt und andere 's Holz

stiebt,

seit me sie nehmen in d'Arm, und ziehen

aben in Brunne.

Wetter, i glaub sell nit. Me seit so wege de

Chinde,

as sie süßerli werden und nieme näumis ver-

derbe.

Wetter, wär es so gförli, bym Wlueß, euch

hätt sie in d'Arm gno,

wo mer nebenabe sin, und gwäschen im

Brunne,

und au wieder gstreht e mol. — Mei Isset

was höriz

's lüet z'Steine Mittag. Dal simmer duffen
im Freye.

D'Bit wird etm doch churz im Laufe, wemen
au näumis

mitenander z'rede weiß und näumis z'erzähle.

Eeigs denn au nit wohe, es isch nit besser
wenns wohe isch.

Echnt der iez dort 's Schloßli mit sinen
eßige Wieble?

Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht s'
der Chilchweg.

Auf den Tod eines Zechers.

Do hen si mer e Ma vergrabe.
 's isch schad für sini bsundere Gabe.
 Gang, wo de witt, such no so ein!
 Sel isch verben de findsch mer kein.

Er isch e Himmelsg'lehrter gh.
 In allen Dörfere her und hi
 se het er gluegt vo Hus zu Hus,
 hangt nienen echt e Sternen us.

Er isch e freche Mitter gh.
 In alle Dörfere her und hi
 se heter fragt enanderno:
 „In Leuen oder Bäre do?“

E gute Christ sel isch er gß.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und ; nacht
zum Ehr üß n stille Buegang g'macht.

Ei Namen isch in Stadt und Land
der große Here wohl bekannt.
Ei allerliebste Company
sin allwöl d' drei König gß.
Hez schloft er und weis nüt dervo
es chunt e Zit ; gohts alle so.

Der Wegweiser.

Unter Rath im Mischied.

Weisch, wo der Weg zum Mehlsack isch,
zum volle Fass? Im Morgeroth
mit Flug und Charr dur's Weizfeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoh.

Ne haßt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stob;
druf geht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchst zu, do hemmers is!

Weisch wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Ehrühere no,
und wer nit uff Ehrüher luegt,
der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig Freud?
 Gang ohni Gföhr im Werchtig no
 dur d'Wertstatt und dur 's Ackerfeld!
 der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstag isch er numme mit.
 Was deckt er echt im Eörbli zu?
 Dentwol e Pfündli Fleisch ins Smues,
 's cha so, ne Schopli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
 Lueg numme, wo Taffere sin?
 Gang nit verber, 's isch gute Wi,
 's sin nagelneui Charte d'inn!

Im letzte Wirthshaus hangt e Sack,
 und wenn de furt gohsch, hent en a!
 „Du alte Lump, wie kloht der nit
 „der Bettelsack so hertlig a!“

Es isch e hölze Eschirli drinn,
 gib achtig druf, verliehr mer's nit,
 und wenn de zu me Wasser chunnst
 und trinke magisch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
 der Weg zum guten Alter ehr?
 Grad fürü gohts in Mäßigkeit
 mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Ehrhweg stohsch,
 und nümme weisch, wo 's ane goht,
 halt still, und frog di Gwisze z erü,
 's cha dütch, Gottlob, und folg si'm Noth.

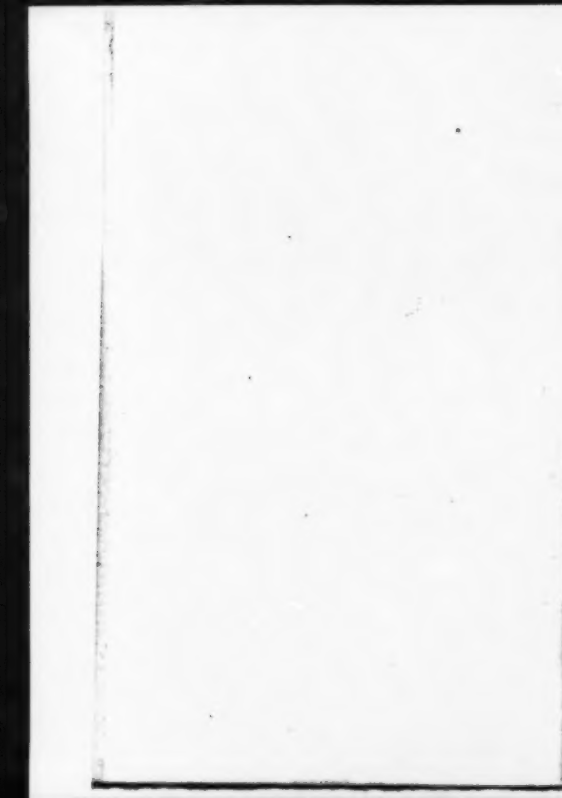
Wo mag der Weg zum Ehilchhof sy?
 Was frogst no lang? Gang, wo de witt!
 Zum stille Grab im hüele Grund
 fuhr jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Eel Pläbli het e gheimi Thür,
und 's sin no Sachen ehne dra.

Wörterklärungen

zu

vorstehendem Texte.



H.

Hecke, der Haufen.

Hessel, Baser. Niederdeutsch: Hessa.

Hefange, verb. hinfangen. Aber **Hefange**, adverb.
Endlich, doch und nach.

Hegle, subst. plur. Steife stehende Epiphyen, z. B.
an den Hehren. Aculei.

Hilder, Ober (auf dem Wald.) Sch. Alt, Alder,
Alt.

Hlmia, Ehemalß.

Hne, Hin Woane? Wohin?

Hnte, Frische Butter. Niederdeutsch: Hnta.

Hysel, subst. Ein Arm voll Hirsfeld, deminut.
Nö, Nid. Hh, Dag.

B.

Bah, 1) Bahn, 2) Mann, Gemerkung.

Balge, Bornworte machen. Niederdeutsch: jünnen,
von Balg, Born.

Baschae, verb. neut. Im Ringen die Kräfte
gegen einander messen, act. bezwingen.

Basseltang, Kurzweil. Passe le temps.

Batte, nugen, fruchten. Verwandt mit Baf,
Beffer.

Baum, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, bei einem gewissen Kartenspiel der Valet in Treffe, Kreuz dem Baum, Herausforderung dieser Karte durch ein aufgestelltes Treffe-Blatt.

Bederthalbe, adv. Auf beiden Seiten. Dah. **Bederthalbe**, subst. Ein Zwerchsch. Vom Beide-und Halb. Allddeutsch: die Seite.

Belche, subst. propr. Hoher Berg des Schwarzwaldgebirges im Breisgau. Sch. Belch, Boelchen, *cacumina montium*.

Bis Imperatis in Eren. Sey!

Bizelt, Wenig.

Bluest, Blüthe. Vom Bluest: Eine mittelste Vertheilungsformel, dann ein Ausdruck der Verwunderung, besonders bei unangenehmen Ueberredungen.

Boble, Werfen. *Sallaz.*

Bosse, Eine Bosheit verurtheilen.

Bosset, Bosheit, auch im unschuldigen Sinn, Nachwille.

Brens, subst. masc. Branntwein. Gebranntes.

Briegge, Reimen. *Βρυγαν. Βρυγος?*

Briegem, Bedächtigam. (Bärl.)

Bringe, 1) Brennen 2) Zutrinken.

Brutrie, verb. 1) mit dem Hülfswort Haben: Halblaut reden, besonders im Unzuthen. 2) mit Sein: Halblaut redend fortgehen.

W'scheid, Weisheit. W'scheid thue, Einen zugesetzten Trunk annehmen.

W'schieße, Zureichen, Sättigen, geistlichen Fortgang haben.

Wueßli, Zahnkreuzerhaud. Pieco.

Wuag, Hugel.

Wuoni, 1) Obere Decke des Zimmers. 2) Der oberste Boden des Hauses. 3) Raum zwischen demselben und dem Dache.

Wunte, Pfropfer, Eynste.

Wußer, Mutter, besonders von Thieren. Etwa so viel als buischbar, wenn die Hecken buischig werden, und die Vögel nisten?

Wuttene, Großes hölzernes Gefäß zum Einsalzen des Fleisches u. s. w. Von Wute.

E.

Earsunkel, 1) Jeder rothe Stein von Glanz. 2) Rother Ausichlaß im Wendel.

Eheri, Reihe, Ordnung dessen, was regelmäßig wieder kommt. Daher: Die Eheri, diesmal, ein anderi Eheri, Ein andermal. Von Nehren.

Ehetrenchume. Leontodon taraxacum Lin.

Ehib, Reid, Verdruß, auch Feindschaft. Daher Ehibe, verb., verwandt mit Reisen, Ehibig, adject.

Ehiche, Ehille, Kirche. Nid.: Ehilcha.

Ehlschelueger, Kirchenaufsicher. Von Lueger,
Schauen.

Ehlsvel, Kirchspiel.

Ehlmsse, Ewalte. Verwandt mit Klemm,
Klemmen.

Ehlösse, Knallen, Krachen. 3b. Klapp.

Eholl, Schwarzes Pferd.

Ehölisch, Feinwandzeug von blau gefärbtem Garn.
Eölnisch? daher ehölischblau.

Ehresme, Klettern.

Ehrehe. 1) Gedochtener Hänakorb. Von Ehratte,
Handkorb. Crates. 2) Ueber die Achseln gehendes
Trogband für die Beinleider.

Ehrtesi, kleine Waldfirschen. Ehirsi, Große,
Berdelte.

Echrome, 1) Einkausen. 2) Zum Geschenk vom Markte
u. s. w. bringen.

Ehruse, Krug mit Bauch und weiter Oefnung.

Ehrüll, Jeminutiv.

Ehrlibi, Kirchweihe.

Ehumli, Ehumlig, Bequem. Von Kommen,
Kommig.

Ehündig, Nermlich.

Ehüngi, Aunigunda.

Ehungs, Handen.

D.

Dell, Jeneb.

Dengle, Dengeln, Sengen und Sichern durch das Hämmern schärfen. Schwedisch: Danga.

Dinge (zu jemand) Dienste nehmen.

Distelzwigli, Distelfint. Sch. „Alle Geschöpfe und alles, das da lebet, begehrt Freyheit, ein Foegelein, ein Distelzwiglin. Geil. v. Keyserab.

Dolder, Gipfel eines Baums, Strauchs. Hochkirg l. Dolder.

Dofch, Kröte.

Dofe, verb. Schlummern.

Dotsch, ein Ungeheuer.

Dunderk — verstärkt in der Zusammensetzung mit einigen Adverbien. Dunderknett, Ueberaus nett.
Dunte, unten mit Beziehung auf einen gewissen Ort.

Durane, Ueberall. Aus Dur, Durch, und Rue, hin.

Dure, adv. Hindurch, Hinüber, Herüber. Verschieden von Dur'e, Dur'en, durch ihn, den, einen —

Dufete, Schlummern, Halbschlafend gehen, Dornau. von Dofen.

Duffte, Draußen.

Düffele, 1) act. Peise reden. 2) neutr. Peise gehen.
Von Dussen, verwandt mit **Tosen**.
Dunre, verb. impers. Bedauern. Er dunrt mit
 Ich bedaure es.

E.

Echt, **Echter**, **Echterst**, **Etwa**, **Doch**, **Wohl**?
Eaerte, ungebauter Feldplatz.
Ehne, Jenseits, drüben.
Eiere-Kuße, subst. Eier in Butter gebacken.
Eineweg, Gleichwohl, dessen ungeachtet.
Eis Gangs, Eines Ganges, Unmittelbar.
Eitbue, Einerley, Gleichviel. Ein Thun.
Enanderno, Unmittelbar, Gleichwinde. Einan-
 der nach.
Engelsfuß, die Wurzel von *Polypodium vulg.*
Lin.
Entune, Schwahr. Entinnen.
Erlustere, Erlauschen.
Ermei, subst. plur. Weibliches Kleidungsstück zur
 Bedeckung der Arme.

F.

Fagenetti, Sacktuch. Aus dem Italienschen
Fazzoletto.
Fegge, Flügel.
Fern, Vor einem Jahr.

Giebt, Das Oberste. Daher 1) Rücken des Dachs, besonders an Strohdächern. 2) Fortlaufender Bergrücken.

Islsch, Schwammicht von Leibessituation. *Flaccus*.

Trauemänteli. *Alchemilla vulgaris* Lin.

Traufaste, Ein verächtliches Weibchen in Basel und der umliegenden Gegend. Aus Frohnstaden.

Traufastechind, so viel als sonst Sonntagkind, das die Gesenker sieht.

Trech, 1) Treen, wahrscheinlich das Intenstium zu diesem. 2) Gesund von Ansehen. Fest, Muthig.

Treen, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, adv. So gar.

Türcho, Schinen, Erscheinen im Traum u. s. w. Vorkommen.

Türe, Hervor. Verschieden von Türe, Türen. Für ihn, den, einen —

Türtuch, Schurze.

Tüß, Glinte, Fusil.

Tuttergang, Seitengang neben den Stallungen zur Bereitung und Aufsteckung des Futters.

G.

Gahre, Quarren.

Gattia, Wohlgebildet, Gefällig. Von der Stamm-
 selbe Gatt in Gattung, wie Artia von Art.

Gäutsche, Schwanken, von flüssigen Dingen. **Der Bergäutsche**. 1) act. Durch Schwanken ausgießen. 2) neutr. Durch Schwanken ausfließen.

Geb. Abgeführt, statt: **Gebe Gott, Geb**, wo du bist, Du magst sein, wo du willst.

Gell, Gellader, verb. imperat. Nicht wahr? plur. **Gellet**.

Gehee, Begehren. Das Stammwort zu diesem, und zu **Gierde, Gierig, Gerne**.

Ghalt, Gehalt, Zimmer.

Gheie, verb. impers. Verdrücken, anfechten.

Ghürst, Gehüsch. Gehrste von Hurst.

Gigse, Knarren.

Gizi, Junge Ziege. Gihell, Jemin.

Glast, Glanz, besonders **Schein von Blig und Teuer**.

Glichlig, Durchgehends gleich.

Gligere, Schimmern. Von **Gliggen, Glänzen**, verwandt mit **Gleissen u. s. w.** Davon:

Gligertig, Schimmernd.

Glumse, heimlich (in der Nische) brennen. Daher: **Abglumse, Nach und nach erlöschen**.

Go, praep. Gen, Nach. Verschieden von **Goh, Geben**.

Götti, Lauspathe. Gotte, sem.

Gottwille, Begrüßungsformel. Von **Gott oder Gottes Willkommen!**

- Grübe**, Ueberreste von ausgefotternem Schweinfett.
- Grumbire**, Kartoffeln (Grundbirnen) Demia-Grundkress.
- Grumse**, Durch unverständliche Töne und abgebrochene Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken. Von Gram.
- Gsegott**, Segne Gott!
- Gwete**, Schlägen, Etsifwerden, besonders von Kälte. Stabiliri.
- Guge**, Sich hin und her bewegen. Primitiv zu Guckeln u. s. w.
- Gügäete**, Durch eine kleine Oeffnung schauen. Dem. von Gucken.
- Guhl**, Hahn. Gallus.
- Gülle**, Flüge. Par. „und daß die Predikanten sich befeihien zu prediaen, nit aus menschlichen Güllen, sondern aus dem lautern Vinnuen evangelischer Leer.“
- Gumpe**, Hüpfen. Ueber etwas hinweg oder hinaufspringen.
- Gumpstöpfel**, Eingemachte Keffel. Von Compositum Compot.
- Günne**, Plücken, Gewinnen.
- Gvakterle**, verb. Das Erzielen der Kinder, wenn sie Verrichtungen der Erwachsenen nachahmen.

H.

Habermark, *Tragopogon partense* Lin.

Haide, Auf oder absteigende Bergseite. Von *Heiden*, Neigen; (ein Gefäß an der untern Seite aufrichten, um der Mündung eine Neigung zu geben.) Daher auch *Abheideig*, schief liegend.

Hält, Schaf in der Kindersprache und beim Toden.

Hamberq, Handwerk.

Hamme, Schinken. Sch. Pessuis.

Hampfle, subst. 1) Eine Handvoll. 2) Der Raum zwischen beiden hohlen Händen. Daher *Hampfl* voll, beide Hände voll. *Hampfell*. Demin.

Handumher, So geschwind als man eine Hand umkehrt.

Hasebrödt, *Juncus pilosus* Lin.

Haseliere, Toben. Aus d. Franz.

Hätzeli, Biege in der Kindersprache und beim Toden.

Haupthöchste, adv. Mit aufgerichtetem Haupte. Dah. laut, munter.

Hebe, Halten.

Heimle, Der Heimath ähnlich sein. Daher *Ahemle*. An die Heimath erinnern.

Heise, Heigeli, Heiseli, 1) ein auf Papier gemahlter Heiliger. Daher 2) Jedes kleine Papiergemahlte.

Helfe, Glückwünschen, Dab. Etwas zum Gruß,
Neujahr u. s. w. schenken. Von Heil. Ahdentich:
Heiligen, Groufen, Helligunga, Gruß. Dän.
Hjelpe, Schwed. Hjelpa.

Hensche, Handschuh.

Her, Herr. Der Her, der Pfarrer. Hergel,
Herr Gott.

Hinecht, ad. In dieser Nacht. Mechte, die ganze
Nacht hindurch.

Hira, Hirsch. Hircus, Hirci, die Hirzen.

Hofertig sech, Zu Gevatter sehn.

Hold, Geneigt, Ausschließlich von der gegenseitigen
Liebe zwischen Jüngling und Mädchen gebräuchlich.
Von Helden, s. Halde. Daher

Holderstock, der oder die Geliebte.

Hühle, 1) An den Haaren schütteln. Daher
2) Büchtigen.

Hurlibaus, Kanone.

Hurnigel, kleiner Winter-Hagel. Daher 's hurn-
niglet, verb. es rieslet. Vielleicht verwandt
mit Hornung, Hornig. 's horniggelet.
Es frieret empfindlich an die Finger.

Hurst, Strauch. d'Hurst, pl. Das Gebüsch,
Dickicht. Angels. Hurst und Hyrst.

Hurt, Lager zur Aufbewahrung des Winterobst's.

Hüst und Hott, Links und Rechts! Hurst an
Zugpferde. (Daher Hotten, von Statten gehn.)

Hütle, adv. Heute den ganzen Tag. *Hütle und so, heute so und so.*

Huure, Niederhuure, Dem Körper Schutz gegen die Erde niederlassen. *Hauren.*

B.

Bemerst, Ausrufwort der Klage und Echnsucht.

Beste, subst. plur. Muncen, Muthwille. Von

Besen, Wahren. Daber

Beste, Hipe, Haunen.

Bilge, Pille.

Imme, 1) fem. Die Biene. 2) masc. collect.

Der Bienenstock. *Id.* Verschieden von *imme*,

Einem, In einem *Immi*, Deminut.

Immi, auch *Jimmi*, Das Mittagessen. (Basel).

Jobbi, Jakob.

Joch, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, ein Brückenpfeiler.

Junte, Weiberröck.

Juppe, Kinderrock. Aus dem Italienischen *Giubba*.

Just, Eben, gerade recht. *Dab.* Wohl in Rulhe.

In der ersten Bedeutung auch *Iustement*. Aus dem Franz. oder Ital.

K.

Kete, 1) neutr. Tallen. 2) act. Werfen, *кидать*.

L.

Lademli, kleiner Fensterladen.

Landsam, langsam.

Paubi, Einer von den Namen, die der Landmann den Zugochsen gibt. Horni, Merz, Paubi, Lusti, von den vier zum Theil nicht mehr gebräuchlichen Namen der Frühjahrsmonate: Hornung, Merz, Paubmonat, (April) Lustmonat, (May).

Peerlauf, Kanal zu Ableitung des Wassers neben den Muhlsträtzen.

Pest, Damm durch das Beet eines Flusses zur Ableitung des Wassers. Auch Wehr, Wühr.

Peure, beides Peuren und Fernen.

Penge, 1) Bis wohin reichen. Daher 2) Nach etwas greifen, Holen. 3) Zurückerufen, Venuasfein. Von Pange und noch übrig in Be-Verlangen u. s. w.

Persch, Schlinge, Schlaufe aus dem Ueberschuß von Band an Klettern u. s. w. Ital. Laccio.

Perschelt, Deminut.

Pewat, Brassica Napus. L.

Picht, Z'Picht. Auf Nachbesuch.

Poart, Fäßchen. Lagenula.

Poppverig, adj. Was nicht mehr fest ist, hin und her wankt.

Pose, Herden. Stammwort zu Posung, Pauschen u. s. w. Sch. 3d.

Puege, Schauen. Verluége, recipr. Sich über dem Zusehauen vergessen.

Pust, masc. Eufster Wind, sem. Lust.

Hüpfen, In die Höhe heben.

Kupfer, Großer Klumpen glühenden Eisens, das aus dem Hirschfeuer zum erstenmal unter den Hammer kommt.

Lustere, Lachen. Von Losen.

M.

Manne, verh. Einen Mann nehmen.

Marcker, Der die Felder ausmisst und Grenzheute setzt. Von March, Grenze.

Martische, Eine Art Kartenspiel.

Maße, Maße Roheisen in langer prismatischer Form *Massa*, *Massula*. Sonst *Sand*, Eisen sand.

Matte, Wiese. Von Mähen.

Weidell, Mädchen. Von Weid. Par. Marc. 5.

„Weidle, ich sag dir stand auf! Und alsbald stand das Weidlin auf.“

Weidbell, Ein kleines Mädchen.

Weir, Blumenstrauch.

Weister, Außer den gewöhnlichen Bedeutungen euphemisch, der Echarfrichter, Der Weister vo Hage.

Weng, Manch. Noch übrig in Mannigfaltig.

Wohant, Inse. Manfroschen von Wöhen. Sch.

Woen, Majus.

Worn, adv. Morgen.

Worndrigt, am folgenden Tag.

Mose, Fleck. Verwandt mit Mafer. Mbiella,
Deminot.

Mummell, Name des Kindes in der Kindersprache
und beim Lachen.

Mumpsel, subst. Stück Schwanz. Ein Mundvoll.

N.

Näumer, Jemand; Naumis, Etwas; Näume,
Jegendwo. Aus einer unbekannten. Vorsilbe und
den Wörtern Wer, Was, Wo. Sch. Niesswar,
was, wo.

Necht, adv. In der ersten Hälfte der vorigen Nacht.

Nemtig, subst. Die Nemtig; Vor einigen
Tagen.

Nidst, Unter sich, Abwärts. Von Nid, Stamm-
silbe in Nieder, und dem abgefügten Sich.

Niede, Unten.

Niemes, Niemand.

Niene, Nirrends.

Noetno, Nach und Nach.

Numme, Nur.

Nümme, Nicht mehr.

Nüt, Nichts.

O.

O, zusammengezogen aus Ou, Ouch. Nur in einigen
Oegenden.

Obst, Ueber sich. Aufwärts.

Debbor, Jemand; Debbis, Etwas; Debbe, Etwas.
In alten Schriften Etwer, Eber, Ebber,
Ebes. Sch.

Debsch, Debsche, Ewa.

Ded, Schwach von Nüchternheit.

Debli, Dohlyreffe.

Derliger, grobes weißes Wollenzug.

Dier, Buchersack.

P.

Pappe, Bry.

Psnusel, Schnuppen. Nwevig.

Phateit, Laune, Muthwillie. Phantast.

Plunder, Kleidungsstücke. Alles was zum Anzuge
schonit. Daher Plündern, spoliare.

Plunni, Appollonia.

Popperment, Oerment, Arsenik.

Poppere, Schnell und schwach klopfen. Pdy.
perle, Demin.

Preste, subst. Gebrechen. Dem verb. Presten.
Tehien. Par. Uns preßt nie an Geschicklichkeit.

R.

Räf, Feltenwerk, hinter welchem dem Vieh das Futter
aufgehört wird. Das Viehe im Räf
haben. Erwidwort: Dem Tode nahe sein.

Rauit, Rand, Rinde; Ränstli, Demin.

Rause, kleine Gräben zur Wasserleitung machen.

Kebte, Sich kräftig hin und her bewegen. Daher
Mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen.

Dah. Verkeble, Langsam zu Grunde gehn.

Kechholder, Wachholder.

Kibi, Reismühle.

Richter, 1) Gemeinderath. 2) Weiter Haarkamm.

Rikli, Angesehte Schnur, durch welche ein Band
geht, um Kleidungsstücke fest anzusetzen.

Ring, adv. Leicht; **Ringer**, mit weniger Mühe,
Vieher. Dah. **Geringe**.

Rinke, Schnalle. **Rinkli**, Dorn.

Rucharas, Anthoxantum odoratum. L.

Ruse, Ausschlag, Kruste auf heilenden Wunden
u. s. w.

Rübeli, eine Art Baumwollen-Zug, Halbsammet.

Ruuck, Gieren.

Rummehrütliger, Eine Art Winteräpfel.

Rung, subst. 1) Unbestimmt kurze Zeit. 2) mal
Ei. **Rung**, Einmal. **Rungli**, Dem. von 1.

E.

Eägefe, Eisen. Nld.: **Eagyd**, **Eagissen**. Aus
einer alten Stammesbezeichnung, die noch in **Ech**,
Eäge, **Eichel**, **Seca** übrig ist, und aus Eisen
zusammengesetzt.

Ehäftig, Arbeitsam.

Echete, Pflanzzeit um die Gärten.

- Echellewerde**, Derselbe Arbeit strackweise verrichten.
- Echicht**, Arbeitszeit der Schmelzer u. s. w. am Hochofen Sch. Series, Ordo, Partitio.
- Echhut**, Strohhut. Von Echient, oder Scheln.
- Echlefe**, Echliessen. Das veraltete Stammwort zu diesem und zu Echelfen, Echleppen u. s. w.
- Echmähe**, verb. Verwirre machen. Das Demin. von Echmähen, und verw. mit Echmollen.
- Echmecke**, Beides Schmecken und Riechen. Daber Röhnen, Werken.
- Echmehle**, subst. Grathalm.
- Echmurtz**, eine Wehlweise mit Etern.
- Echnatte**, Wunde. Von Echneiden.
- Echnane**, Im Unwillen sprechen. Achnane, Hart-anreden. Das Stammwort zu dem Atnenf.
- Echnauchen**, und zu Echnauben, und ohne Zweifel auch zu dem noch nicht heimgewiesenen hochd. Echnöde. Sch. Schnöwen, Aufchnauen, a Schnau pro. Schnauze.
- Echnore**, Kugel.
- Echsch**, Echscheli, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Echauern. Sch. Schoch Interjecto ex frigore.
- Echschli**, kleine Heuhaufen auf den Wiesen. Dem. von Echsch, Haufe. Daber Echschle, verb. das Heu in solche zusammenbringen.

Schrunde, Aufsehrungene und aufgerigte Haut.
Seyer, der auf dem Hohofen das Erz u. s. w.
 einlegt.

Sieder, praep. Seit. adv. Unterdessen. **Siederis,**
 Seit her.

Seinver, der nicht alle Speisen mag.

Simse, Vorhang unter den Fenstern. Dav. **Ge-**
simse.

Sinne, verb. Weinfässer aufmessen und bezeichnen.
Schermesse von Menschen. **Signare** Sch. Sinnen,
 signare in dolis quantitate mensurae. **Hine**
Sinner, Homo qui id facit.

Sölli, Ehr.

Spöchte, Epöken. Das Intens in diesem. **Spectare.**

Spöchlig, Epötlig, Epötlig. Das Gegenwort
 zu Frühling.

Stadthalter, der zweite Vorgesetzte in Land-
 gemeinden. Verschieden von Statthalter.

Stapfle, Stufe. **Stäpfel.** Damm.

Stoße, Starke Beine und Schenkel. Sch. **Stolzen,**
 refecire.

Strehle, Kämme. Von **Strehl.** Kamm, verwandt
 mit **Strigol,** **Strigilis.** Id. von **Strähl.**

Strolch, Bagabund.

Strüßli, Gewundenes Bachwerk. Von **Strube,**
Strube, Schraube.

Etud, Pfoffen. Gerv. mit Stüße, Etone. Statua.
 Sonnenblume, Cheysanthemum Leucanth. Lin.
 Etubete, Stubete. Auf Besuch.

T.

Tafere, Wirthshausricht. Taberna Sch. Tafern.
 Tage, verb. Tag werden. Sch.

Tawe, Feldmaß bei Wiesen. Ein Moroen.

Tensch, Schiene bei der Wasserleitung. Sch.

Tensch, Landveste a Latino Tenere.

Togae, Strohsackel.

Tole, Vertragen, Dulden. Das Stammwort zu
 diesem, Vertolltenis, Wir dulden uns. Goth.

Thulam, Ang. Tholian, Dän. Taale, Isl.

Dot. Schwed. Tota, Gr. Talla. Lat. tolero-
 tuli.

Toll. 1) Ueberhaupt Schon. 2) Toller. Was mit
 großem Aufwand verdonert ist. Könnte wohl das
 Wort von dieser Bedeutung zur Bezeichnung
 des thörichten Aufwandes, und zuletzt des
 Thörichten, Uebertriebenen, überhaupt
 übergegangen seyn? Vergl. Nd. unter diesem Art.

3d. Toll, Groß, Hübsch. Engl. tall.

Todtbaum, Zerg.

Tragete, Paß, so viel man auf einmal tragen
 kann.

Treber, Treßern.

Tremel, Waise. Von Tram, Sch.

Trinke, Truchel trinke, Taback rauchen. Noch aus einer alten Bedeutung des Wortes Trinken, Sichen, Trahere Par. „Die den freien und reichlichen Geist (der Lehre) in sich getrunken haben.

Trog, Hölzerne Kiste. Sch. Truhe, receptaculum clausum, Trog.

Trostle, Drossel.

Truiche, (Truben) Ursprünglich: Sammeln, Zuliegen. Von Truhe. Daher: Fett, stark werden. Sch. Truchen. in arculam conicere. „Unrecht Gut truhet nicht.“

Trumme, 1) Sich auf einem Punkt herum drehen. 2) Unsicher gehen. Tremulare. Davon

Trummlig, Schwindisch.

Tschäubli, Tschäubeli, Kleiner Strohbüschel, Warnungszeichen an verbotenen Wegen. Deminut. von Schaub, Strohbund.

Tschove, Kamisol mit Ermceln, Tschöpli. Dem. Aus dem Ital. Giubba.

Tunkte, Tauchen. Tingere.

II.

Uding, Uding, adv. Sehr, Ueber das Gewöhnliche.

Umme, Hin, Herum, Vertrieben von Umme, Ummen, Um ihn, den, einen.

Unghet, Unangefochten von Geheten.

Unruhe, Pergendel an der Uhr. Unruhe.

Ueßte, 1) Wirthrechnung. 2) Uerechnung Abw.
hauet. Sch. Urt, Uirthe, Symbola, col-
lecta etc.

Urt, 1) Laute Dinge einer Art beisammen. 2) So
viel Dinge einer Art, daß man die andern nicht be-
merkt. Wahrscheinlich von der noch in Zusammen-
setzungen übrigen Stammsylbe Ur.

V.

Ver, in der Zusammensetzung mit dem Verbunt,
oft statt Er: — Vert: statt Ent.

Vergeltete, Erschrecken. Sch. Galstern,
ascinare. Vergallen, facere ut sonet.

Veralichet, adv. Vergleichungsweise.

Verstunt, Irr werden.

Visperle, v. act. Kleines Geräusch machen. neutr.
Mit solchem sich fortbewegen.

Vogt, Schutze.

Wolchspiel, Menge Volks in Verwung.

W.

Wäges, Wägschar. Nrb. Wagisen, Wäge,
wese, Waant, Wen Wägen, Aufwinden, In
die Höhe heben, und Eisen. Sch.

Waale, Wiege.

Wahle, verb. Wogen. Verm. mit Wassen, Sie-
den, und Welle.

Warbe, Das gemähte Gras zum Trocknen aufeinander schütteln. Eigentlich Umwenden. Verarbeiten. Verwandt mit Werben, Erwerben, Werbe, Wirbel u. s. w.

Wassersteilzli, Bachstele.

Weger, **Wegerli**, **Wahrlich**. Eigentlich Comparativ von **Wage**, **Schön**, **Gut**. Par. „Hätten sie gesprochen, es wäre **wäger**, man ließe einen Menschen Schaden leiden mit Haltung des Sabbathtags.“ Sch. **Id.** **Wäger**, **Wahrlich**, **Weger**.

Weidli, **hurtig**. Sch. **Id.**

Weibe, **Speckfuchen**.

Welle, **subst.** Bündel von Reis, Stroh u. s. w. Sch.

Werkli, **Werktag**.

Weserei, 1) Verrechnungsstelle bei den Eisenhütten.

2) Dabei errichtete Weinchenke.

Werte, **verb.** Binden, Zusammenfügen. **Dah.** **den** das Joch spannen.

Wetterleich, **Wetterleuchten**. Im **Wetterleich**, **Witzschuell**.

Wibe, **verb.** Ein Weib nehmen.

Wied, gedrehte Weide zum Binden. **Nied.** **Bei der Wibe**, **Beim Strang**.

Windweh, **Wind** und **Weh**. Ausdruck für das Gefühl der Unruhe bei lauem Warten. **Wunden weh?** **Wunder weh?** Sch. „**Wer kann all-**

wegen gedultig seyn, wann ein so wunn und wec ist.“

Wintergrist, Gristig, Frostbeuten.

Woffel, Wohlfel.

Wuhr. Damme durch einen Fluß zur Ableitung des Wassers.

Wuli, Namen der Gänse bei Vöcken und in der Kinderprache.

Wundervig, 1) Neugierde. 2) Ein Mensch, der alles zu wissen verlangt.

Wutsche, Sich schnell bewegen. Intens. von Wischen in Entweichen, u. s. w.

B.

Beiche. Alle Zeichen suchen, Alle Verwünschungsformeln aussprechen.

Beine, Kundford. Von Bein. Sch. Zeia, virga, et Zain.

Beiner, Schmid, der das Stadteisen in Stangen streckt.

Biberkli, (Betrockete), weiße Pfannen. Id. Zibarten, Pruncien.

Bimfer, Jungfräulich, Fein im Betragen, auch agestirt. Sch.

Binkli, Hyacinthen.

Bistia, Diensta. Sch.

Bit, 1) soem. Zeit, 2) neut. Uhr. Dab. **Bitti**,

Dem. Die Taschenuhr. Altd. **Bit**. Stunde.

Bseudane. Ueberall. Zur Hand hin.

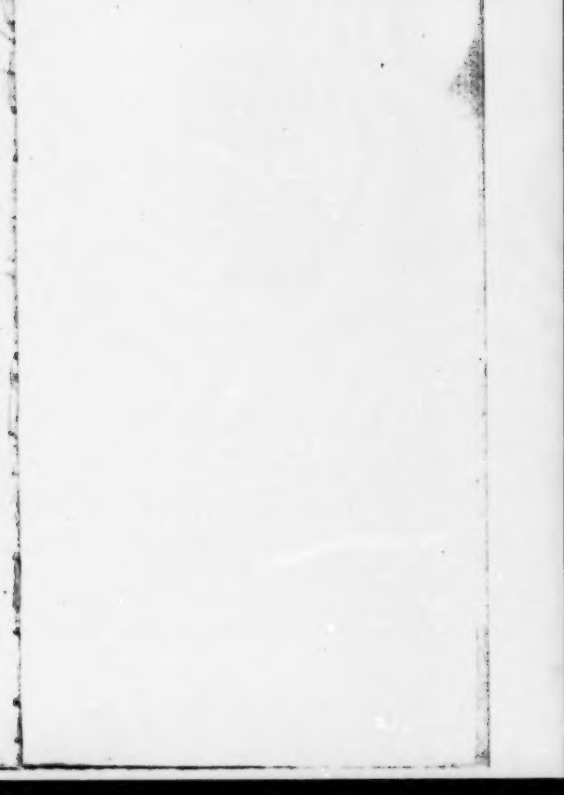
Buber, hölzernes Wassergefäß.

Inhalt.

	Seite
Die Wiese	11
Freude im Ehren	39
Die Zerstücker	42
Der Schmelzofen	47
Der Morgenstern	56
Der Einsamkeit	61
Das Herzein	83
Der Mann im Mond	86
Die Marktwörter in der Stadt	90
Der Sommerabend	96
Die Mutter am Christabend	101
Eine Frage	105
Noch eine Frage	110
Geheimst an der Randerer Straße	113
Der Kaiser	116

Der Erntebatter von Schopfheim	119
Der Schreinergefell	147
Hans und Beiene	148
Der Winter	152
Das Hadermuck	155
Wächterin	165
Der Bettler	168
Der Storch	172
Sonntagsruhe	177
Auf einem Grabe	181
Der Wächter in der Mitternacht	185
Der zufriedene Landmann	193
Die Vergänglichkeit	197
Der Jenner	206
Der Knabe im Erbverächlag	211
Das Spinnlein	214
Dem aufrichtigen und wehlerfahrenen Schweizer- boten an seinem Hochzeitstage	218
Die Feldbütter	222
Des neuen Jahres Morgenruth	232
Geisterbesuch auf dem Feldberg	238
Der Abendstern	256

Der Schwarzwälder im Breisgau	261
Niedlachs Tochter	264
Die Ueberraschung im Garten	280
Tob Gewitter	284
Agatha	288
Die Häfnet-Jungfrau	291
Auf den Tod eines Bechers	301
Der Wegwäizer	303
Wörterklärungen	309 — 333





Peter Hebel.

Zwölf

Allemannische Gedichte

von

Johann Peter Hebel,

vollständig vertheidigt und vollständig erläutert,

mit

neun Federzeichnungen,

temperirt und auf Stein gezeichnet

von

Hans Wendel,

nebst

fünf ausgewählten Melodien mit Klavierbegleitung

und

dem Bildniß und Gipsabguss des Dichters.

Winterthur,

Verlagsbuchhandlung.

28

Vorwort.

Allemanniens unverblühter Sänger hätte es schon längst verdient, daß seine Vorkämpfer, welche zur Stunde noch unübertroffen dastehen, in einer ihrer würdigen Ausgabe vor die Welt getreten wären. Die Karauer Originalausgaben weichen von Druckfehlern, erzwangeln aller Korrekturen in der Schreibart, und sind nicht weniger als glänzend ausgestattet; aber auch die Karlsruher Sammlung, welche mit besserem Papier und Druck eine genauere Revision des Textes verbindet, bleibt noch weit hinter billigen Wünschen zurück. In musikalischer Beziehung sind die Ausgaben alle sehr dürftig, obwohl sich unter einem Hundert Melodien, die zu Hebel'schen Liedern gesungt werden sind, eine 3.^{te} schöner und sehr passender Weisen findet. Im Gebiete der Illustration hat Nöcker trotz seiner unvermeidlichen Abweichungen vom allemannischen Wesen, aber freilich mit Benützung der viel zu wenig bekannten Radirungen von Sophie Reinhard, die Bahn gebrochen und zur Nachahmung gelehrt.

Meine seit Jahren verfolgte Lieblingsidee war, eine vollständige Ausgabe der Allemannischen Gedichte zu veranstalten, worin der Text emendirt und mit allen Varianten versehen, eine konsequente Schreibart im Gegensatze theils zum Hochdeutschen, theils zu den verwandten schweizerischen Mundarten, hergestellt, die Worterklärung vervollständigt und erweitert, und ein Kommentar mit Hebel's Leben und einem grammatischen Versuche beigelegt würde. Dazu sollte eine umfassende Illustration kommen, welche mit künstlerischem Verstand den ebenso hohen Werth lokaler und volkstümlicher Wahrheit verbande; und endlich aus dem reichen Vorrathe von Gemälden, welche mir zur Verfügung standen, für jedes singbare Lied wenigstens eine ausgewählt und beigelegt werden. Von den ehrenwerthen Seiten ermuntert, traf ich Vorbereitungen für dieses Ehrenkmal des größten Geistes meiner Heimat: ich erneuerte meine Jugend im wiederholten Besuche jener Gegenden, welchen ich seit einigen Jahren entrückt war, und hatte nach vielen vergeblichen Bemühungen die Genußnahme zweier treffliche Probeblätter von Hans Vondel einem schweizerischen Künstler in München, vorlegen zu können, welche sich großer Anerkennung erfreuten, und selber für sich in den Kunsthandel gekommen sind.

Alein die Verlagshandlung der Originalausgabe konnte sich zu keinem Orte für das Werk entschließen, welches auch ihren Namen weit in die Welt gebracht hat, und wollte ebensowenig das Verlagsrecht für eine illustrierte Ausgabe an Andere abtreten. In dem Letztern mochte der Umstand mitwirken, daß eine Serie von Probeblättern sehr wohl aufgefallen war, welche der treffliche Kunstkennner und aufopfernde Freund und Beschützer der Kunst, Herr J. M. Fiegler im Palmengarten zu Winterthur, auf seine Kosten hatte anfertigen lassen.

Es wäre ein Unrecht gegen den Künstler, und gegen die Freunde Hebel's und seiner Heimat gewesen, wenn man jene Blätter zur Vergeltung vernachlässigt hätte. Sie erscheinen nun, als Ergänzung eines in Hebel's Geiste sich erhellenden Gemüthes, als Spiegelbilder allemannischer Natur und Sitten, und als ein Versuch, den herrlichen Dichter dem Auge und dem Herzen wo möglich noch unverfälscht

zu machen. Durch die Beigabe der Gedichte dürfte der Dank der Leser um so eher gewonnen werden, als sie sich bald davon überzeugen werden, daß man sich keines Nachsichtes schuldig gemacht, sondern daß mit Sorgfalt und lachsfälliger Uebersarbeitung theils der Aarauer Text berichtigt, theils die Aussprache der Mundart für Fernersiehende erleichtert worden ist. Lesern zu Liebe möge es Hebels Geiße verzeihen, daß auch von seiner Schreibart in Einigem abgewichen wurde. Abweichende Lesarten wurden diesmal nicht beigelegt, weil der Raum zu beschränkt war; dagegen ist die volle Freigebigkeit in der Weiterklärung eingetreten, und diese nach Umfang und Inhalt sehr erweitert worden. Auf alphabetische Anordnung mußte natürlich verzichtet werden; Wiederholungen wurden aber möglichst vermieden, und darauf geachtet, daß die Leser vorn anfangen und dem Gelesenen Rechnung tragen.

Mit den Melodien, welche in weiten Kreisen bekannt zu werden verdienen, wird man sich besond'entlich wenigstens eben so gut befreunden, als mit denjenigen in den Gesammtdrucken.

Ueber die hier befolgte Orthographie und die Aussprache sind einige Andeutungen nöthig, die nicht übersehen werden sollten. Der leitende Grundsatz war, von Hebels ursprünglicher Schreibung, welche übrigens nicht konsequent ist, im Allgemeinen nur da abzuweichen, wo das Verständniß oder die Aussprache es notwendig machte. Es ist daher das *e* durchgängig auch da beibehalten worden, wo es der Alemannische wie *ä* ausdrückt (z. B. Leben, endlich, Wetter), und das *ä*, wo er es wie *e* ausdrückt (z. B. hätte, nächste); dagegen ist *e* mit *ä* vertauscht worden, wo die hochdeutsche Schreibung keinen Grund bot, den eigentlichen Laut zu verlassen (dängele, mäggeme). Darum wird das *e* in allen Fällen, wo es im Hochdeutschen besser klingt (z. B. Leben, Wetter, Denken u. s. w.), wie *ä* zu lesen sein, in allen andern bedeuten Selben aber rein (wie z. B. in Seele und Ketter). In teufelichen Stellen wird *e* ähnlich dem französischen *e muet* dumpf, und fast durch die Nase gelesen; insbesondere auch in den eigenthümlich alemannisch-schweizerischen Doppellauten *ie*, *ur*, *üe*, welche an *ia*, *uo*, *üa* streifen (Patach furtivum). Wo in unserer Ausgabe solche Zusammensetzungen vorkommen, sind sie auch ohne Ausnahme diphthongisch auszusprechen; indem zur Vermeidung von Verwechslungen das *e*, wo es als Dehnungszeichen nach *i* sonst vorkommen pflegt, durchweg gestrichen und lieber, wenn es nöthig schien, *h* als Dehnungszeichen eingeschaltet worden ist. *ei* wird wie *ai* gelesen; mit Ausnahme von *verbei*, *frei*, *Marei* und *Scheie* (auch *sevg*), in welchen Wörtern der reine *e*-Laut bleibt.

au, wird mit hellem *a*, wie im Hochdeutschen gesprochen; die wenigen Fälle dunkler Aussprache sind mit *ou* bezeichnet.

eu lautet vorherrschend wie *äu*; nur in *neu* und *ench* wie *eu*.

b und *p*, *d* und *t*, *g* und *k*, nähern sich gegenseitig in der Aussprache an. Das *p* hat seine volle Schärfe nur in *pop*; *g* neigt sich durchaus nicht dem *ch* oder *j* zu; *k* ist nur im Anfange der Silben härter; jedoch noch immer weicher als der schweizerische Kehllaut; am Ende der Wörter und Silben wird es so weich, daß namentlich auch zur Unterscheidung von den Schweizer Mundarten immer *gg* dafür gesetzt ist.

f und *pf* werden regelmäßig wie *sch* und *sph* ausgesprochen; daher in den wenigen Fällen, wo der reine *s*-Laut bleiben soll, *st* und *sp* steht.

ch, schnarrt rauh durch die Kehle, fast wie in den Schweizermundarten

Die Umlautungen aus dem Hochdeutschen ins Allemannische, wornach *i*. *U*. sehr oft *ei* in *i*, *au* in *u*, *eu* und *äu* in *ä*, *ü* und *üh* in *äe*, *u* und *uh* in *ue*, *i* in *ie*, *a* in *o*, *ä* in *ö* u. s. w. übergeht, werden sich ebenso von selbst bemerklieh machen, wie die öftern Dehnungen vor *r*, die regelmäßigen, dem süddeutschen Idiole eigenen, Ausstufungen des *e* in Vorfällen, wie *gischlage*, *s bliebt*, *quo*, und die häufige Verschmelzung des persönlichen Fürwortes mit dem Zeitworte, z. B. *Hummit hummisch*.

Unser Zweck erlaubt nicht, tiefer in dieses reiche Kapitel einzugehen. Ich hoffe aber, wenn auch mein oben angedeuteter Lieblingswunsch zunächst nicht in Erfüllung gehen sollte, doch später einmal diesem Bedürfnisse der Freunde Hebels entgegenkommen, und mit einem vollständigen Wörterbuche auch einige grammatische Bemerkungen verbinden zu können.

Ich kann nicht schließen, ohne dankbar der Gefälligkeit zu gedenken, womit Herr Kirchenrath Hitzig in Lörrach und Herr Pfarrer Röhler in Schwegenen mir an die Hand gegangen sind, und die uneigennütige Aufopferung hervorzuheben, mit welcher Herr M. Ziegler in Winterthur die Illustrationen ermöglicht hat.

Und so übergebe ich, kurze Zeit, nachdem Hebels kaislicher Boden mit dem Blut seiner Söhne getränkt worden, in einem Augenblicke, wo die Fluren um Hebels Grabeshütte unter den Schreden des Bürgerkrieges erzittern und verheert werden, diese Blätter der Oeffentlichkeit. Könnte ich sie als einen Zweig in meine erste Heimat hinüberreichen, und damit den Geist dessen hervorrufen, der ein Apostel des Friedens, edler Freude, hochherziger Freiheit war, daß er noch einmal über seine Bezirke und Thäler wandelte und sie die Stunden wiedersehen, die ihnen unvergeßlich sind aus seiner Zeit?

Gott erhalte un'etseque die Heimat Johann Peter Hebels!

Geschrieben zu Combrechillon am Züricher See
zu den Tagen St. Johannes und Peters 1819.

Karl Ludwig Schuster.

Inhalt.

Vorwort	Seite
1. An einen Freund zu Hansen. Dazu das Bildnis.	1
2. Die Wiese. Mit zwei Bildern.	2
3. Der Schmiedhofen. Mit Bild.	10
4. Der Wächter in der Mitternacht. Mit Bild.	13
5. Niedliger's Tochter. Mit Bild.	16
6. Die glückliche Frau. Mit Bild.	20
7. Die Häfnet-Jungfrau. Mit Bild.	21
8. Der Schreinergefell. Mit Meletie und Bild.	24
9. Wächterruf. Mit Meletie.	24
10. Der zufriedene Landmann. Mit Meletie.	25
11. Der Schwarzwälder im Breidgän. Mit Meletie.	26
12. Hand und Beere. Meletie und Kabinette.	26

An einen Freund zu Hausen

bei

Uebersendung der allemannischen Gedichte.

Noch von der langen schwarzen Wehr berab,
vom Blagberg her, auf wehlbekanntem Pfad
erscheint ich dir, o Freund, den Blumenkranz
dir bringend, den ich jüngst in Wald und
Flur

5. und von der Wiese duftigem Gehad
und um die stillen Dörfer her geplüht.
Zwar nur Gamändrlein und Ehrenpreis,
nur Erdbbeerblätthen, Dolken, Wohlgemuth,
und zwischendurch ein dunkles Rosmarin,
10. geringe Glabe. Doch so gut sie kann,
hat lächelnd und mit ungewinniger Hand
des Heides Nuzze sie in diesen Kranz
gewunden, und der reine Freundesinn,
der dir ihn bietet, sei allein sein Werth.
15. Und bliesz er nur hier unterm Spiegel schön,
so schwankt er schöner doch am Lindenast,
in freier Stellung, leichter Weiße Spiel.
Dort schwanzt er denn! Und sammelt um
sich her
die Linde unterm Sonntagshimmel blau
20. das freche Vöflein aus dem nahen Dorf,
das gute Vöflein, das dich liebt und ehrt,
und unter ihnen Mancher mit von Blut

verwandt, und Mancher aus der goldenen Zeit
der frohen Kindheit mit so werth und lieb,
so theilst du gern des kleinen Straußes
Reuten
mit ihnen. „Seht, zudeich machien Strauße,“
so sagst du, „sind die kleinen Blümlein doch
von unsrer Flur, und unser Eigenthum
mit Recht.“ —

25. So wäget unser Alchbuel,
so wäget unser Walderg du si blüet;
und dini nit im frische Wägethan
dur d'Watt: gütreich und über d'Gräbe gumpst?
und hant nit ad mängegem hohe Berg
mit nasen Augen abeguckt ins Dorf —
35. und hantich Frid und guet munde grünscht?
Sich wäget wode, und glaudich merz nit,
so frez
der Bammert; mängegem heit er mit verischent
im Habermarch und im schangte Wald.
Ze bschauet denn mi Blumehrangli an
am Lindenast, und 's freut mi, wenns ich
grallt;
40. und nümme so verlick; es sich mit vöf.

Wörterklärung. Hausen, Hebel's Heimath, ein Dorf im bairischen Isartal, 3 Stunden von Basel. Freund, der Pfarrer. 1. Wehr und Blagberg, Berge bei Hausen. 2. Wiese, der Aue. 19. Linde, zwischen Kirche und Schulhaus. 28. Von unsrer Flur; die meisten Dichtungen entstanden in der Wanderung aus Heimath nach dem „Oberrhein“. 29. Wäget, wahllos. Alchbuel und Walderg, Berge bei Hausen. 30. hant, haben. blüet (einblüht), geblüht. 32. dur, durch. Matte, Wiesen. gumpst, gehüpft. 33. hant, habe ich. mängegem, manchem. 35. hantich, habe auch. 37. Der Bammert, der Bammert, Heilbrater. mängegem, manchmal. 38. Habermarch, eine von Kindern viel gezeigte Pflanze. Tranzopozon pratense, Gaudichaud. 41. nümme, nehmet.

Zum Titelbilde. Das Bild ist nach dem besten Portrait gezeichnet; die ländliche Umgebung stimmt an die leider bald wieder verwichene Hebel'sche Idylle an. Die Randbilder führen in Hebel's Jugend zurück; das eine die muthwillige Seite des jungen Dichters darstellend, wie er den alten Schulmeister an die Thüre klopft (eine abgelaufene, nicht mehr gültige Ansicht); das andere die gewöhnliche und lebendige, wie er aus seinen Bergen heimgekehrt vom „Kühnlein“ des väterlichen Hauses kommt den jugendgenossen vorliegt.

Die Wiese.

- Wo der Däglegeiß in mitternächtigen Stunde
 unsere silberne Wälder si goldeni Sägele dänglet
 (Tornau's Schnabe wüsse's wohl), am waltigen Feldberg,
 wo mit lieblichem Wäldt us tieferverbergene Gänge
 5. d' Wie luegt uns d'ezig go Tornau aben ins Thal springt,
 schwebt mit muntere Blatz und schwebt mit Wäldge.
- Feldberg's lieblich Tochter, o Wäse, biß mer getrußle!
 les, i will di jeh mit mine Liederen ehre,
 und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!
10. Im verschwigene Schoos der Heile heimli gibere,
 an de Wäldge gänge mit Duft und himmlischem Rege,
 schloßsch, e Buschelschind, in dim verbergene Stübl
 heimli, wehlerwahrt. No nie hän m nischligi Auge
 güggle dörre und seh, wie schön mit Metzeli do lut
 15. im Christalene Ghalt und in der süßerne Wäse,
 und 's het no sei menschligh Ohr si Dörren erluekt,
 oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Brägle.
 Numme stilli Gheiser, si göhn uf verbergene Pfate
 us und i, si ziehn di us und lehre di Lufe,
 20. gen der e freudige Sinn und zeige der nützlich Sache,
 und 's isch au sei Wert verlore, was si der sage.
 Denn sobald de Gschick uf eigene Füßlene stürche,
 schließsch mit stillem Tritt us dim Christalene Stübl
 darfs usen und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
 25. O wie bißch so nett, wie heisch so keileri Neugt!
 Gell do usen isch's hübsch, und gell, so heisch der's nit vergüßelt?
 Hörsch, wie's Ländli ruhst, und hör'sch, wie d'Wäseli pfise?
 Do, de seisch: „I hör's, doch gangi wäters und blib nit.
 „Freudig isch mi Weg, und allwil schöner, wie wäters!“
30. Nei, so lueg me doch, wie cha mi Metzeli springe!
 „Chunn'sch mi über?“ seit's und lacht, „und wäts mi, so hei mi!“
 All'wil en andere Weg und all'wil anderi Sprängli!
 Zall mer nit felt Natürl ab! — Do hämmer's, i sag's je, —
 häm's denn nit gheist? Doch gängelet's wäters und wäters,
 35. groblet uf alle Bieren und stelle si wider uf d'Beinli,
 schließ in d' Hüft, — jeh fuch mer's Eis! — dort gügglets me!
 Wart, i chumm! Druf rüest mer's wider hinter de Bäume:
 „Neth, wo bin i jeh!“ — und het si urige Wätsch.
 Aber wie de gehsch, wärsch nischli größer und schöner.
 40. Wo di lieblichen Othem weilt, se färbt si der Nase
 grüener rechts und lings, es stöhn in fastige Triebe
 Gras und Gräser uf, es stöhn in frischer Ghalte





farbige Blüemli do, un d' Zimml chömmen und sage.
 's Wasserleiti chunnt, und lueg doch, 's Bull vo Lettau!
 Alles will di bishauen und Alles will di bigrüesse,
 und di fründlig Herz git Alle fründligi Rede:
 „Chömmet, ihr erdliche Thierli, do händ, esset und lueget!
 „Witers gehet mi Weg; glogget, ihr erdliche Thierli!“

45.

Nochet jeh, ihr Lüt, wo üser Töchterli biaget!
 Händel gmeint an Tanz und zue de lustige Buebe?
 's Ufselel verbei gehet mit bivegliche Schritte
 zue de schöne Buechen, und hört e heilige Mäx a.
 Guet erzogen ischs, und anderst da me nit sage.
 Noch der heilige Mäx se seits: „Jeh will mi schätze,
 ass wieters chunnt.“ — Jeh sinnet vornen an Schönau,
 jeh am Chästel verbei, und allinwil wüters und wüters
 zwische Bergen und Bergen im hüele dufstige Schatte,
 und an mänggem Chrug verbei, an mängger Kapelle.

50.

55.

Aber wie de gehsch, wüsch allinwil größer und schöner.
 Wo di lieblichen Döhem weilt, wie färbt si der Rase
 grüener rechts und lings, wie siähn in chraftige Triebe
 neu! Chrüter do, wie schiessen in prächtige Chäste:
 Blüemen an Blüemen uf, und gält, saftig! Wüde!
 Wo dim Döhem gwürzt siähn rothi Erdberrichöpfli
 Millione do, und worten am schattige Thalweg.
 Wo dim Döhem gnähret sißt rechts an sinuige Halte
 goldene Leraut uf in Feldere, Rienen an Rienen.
 Wo dim Döhem schüelt sißt, hinter de Hüerte verberge,
 freudig der Hirtebue, und d' Holz, Ar tönet im Buchwald.
 's Mambecher Häuteli chunnt, und wülligi Häli vo Zell her.
 Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiße;
 Alles grüent und blüet in wüßigfältige Harbe;
 Alles isch im Staat, und will mi Weideli grüesse.
 Doch de bish se Weideli meh; jeh sagi der Weidli.

60.

65.

70.

Aber an der Bruggwoz, nit wit vom siene Chrugli,
 Chräme d' Büebli vo Zell hoch an de selbige Halte,
 suechen Engeli, und luegen aben und sunne.
 „Toneli, seit der Sepli, was het ächt d' Wissen im Chöpfli?
 „Lueg doch, wie si stohet, und wie si nider an d' Stroß sißt
 „mit vertieftem Bliß, und wie si wider in d' Hüchi
 „schießt und in d' Matte lauft, und mit ere selber im Champf isch!“

75.

80.

Feldbergs Tochter, loe, de ghalich mer numme no halber;
 's goht mer, wie dem Sepli. Was heisch für Jäden im Chöpfli?
 Hecht der näumid, so schwäg, und heisch gern näumid, so sag mer's;
 Aber wer nit seit, bish du! Mit schwangzige Schritte
 Laussch mer d' Matten ab in dine tiefe Gidangge

85.

- furt in's Bichelthal, furt gegenem Hufemer Bergwerch,
 und schangischierisch der Glauben und wirsch e lutherische Ehäger!
 Hani's denn mit geist, und hani mer's achter nit vorzstellt?
 97. Aber jeh isch's so, was hilst jeh balgen und schmähle?
 Aendere hani's nit, se willt der lieber gar helfe;
 ebbe bringisch mer doch no Freud und beiteri Stunde!
 Halt mer e wenig still, i will ti jeh lutherisch cleide.
 Do sin wißi Bauclestrümpf mit hünnitige Zortgale
 98. (Leg si a, wenn d'hasch), und Schue und süßerni Ringgzi:
 do ne grüne Regg! vom brautverbändlete Hiesli
 fällt bis zue de Chnödelenen abe fällt an fällt.
 Zigt er recht? Ihue d'Häntli! und nimm do das Brusttuch,
 sammel und reseroth. Jeh süchi der hünnitige Zupfe
 100. us de schöne, fuser gtrechle, flechene Heere.
 Obv vom wiesen Reggen und biegsen in d'Zupfe verschlungt,
 fällt mit beiden Ende ne schwarze süene Bündel
 bis zum tiefe Regg-Saum abe. — Gfält der die Chappe,
 wasserblaue Damast und glügg mit goldene Blueme?
 102. Zieh der Bündel a, wo in de Klagene durgeht,
 unter de Zupfe durt, zu Deisch und über den Dhre
 fürst mit em Käsch, und abe gegenem Gicht zue!
 Jeh e siert Hürtuch her, und entit der Hauptstaat,
 zwanzig Elle lang und breit e Mailänder Halsstuch!
 110. Wie ne lusig Obwölch am Morgehimmel im Früelig
 schwebet der uf der Brust, sügt mit em Dhem und fenggt si,
 wablet der über d'Achseln, und fällt in prächtige Zipfle
 über e Ruggen abe, si ruhset, wenn den im Wind gehsch!
 Het mes lang, so leßt mes hängge, hört mi lebzig.
 112. D'Ermel, dengg wol, hänggisch an Arm, wüs Wetter so schön isch,
 as mes Hemd au süht, und dini gartigen Aermli,
 und der Schi-Guet nimisch in d'Hand am süene Bündel.
 D'Sunne git eim wärmer und schurt eim besser in d'Augen,
 wer en in de Hände treit, und 's siebt der au hübscher!
 120. Jeh wärsch nöstastert, as wenn de hofertig sich weusch,
 und de gfallisch mer selber wider, hani der sage.
 Wieses si jeh freut, und wies in zimfere Schritte
 tänzelt, und meint, es sei d'Hrau Begiene selber,
 wies si Chöpsli hebt, und jeden Augeblick zuggschiblt,
 122. eb mes ächt au bishaut, und eb men em erteli nehluegt!
 So, de bist so hübsch, und so du Närtli, mer luege,
 du Wagggröwer-Meidli, mit einer goldige Chappe,
 mit de lange Zupfen nnd mit der längere Hofschnuer
 mit em vierfach stämmeglepte flattrige Halsstuch!
 130. Aber reitst jeh, wo's hofertig Jampferli bi geht!
 Dengg wol usse Plap, dengg wol zner schattige Linde,
 oder in d'Weserei, und zue de Hufemer Chnabe?
 Gänder gemeint? so wol! Am Bergwerch visperlet abe,



Die Wiese.



längt e wenig duren, und trüßlt e wenggeli d'Räder,
was der Bloßbals schnuse mag, aß d'Züßrer nit usgöhn. 135.
Aber 's isch si Bib's nit. In d'Husemer Matte
schießt's, und über d'Legi mit große Schritte go Jarnau,
laufsich mer nit, so gütts mer nit, dur's Schopfermer Gillspel.

Aber i'Gündehuse, wer stoht ächt an der Stroße,
wartet, bis de chunnisch, und goht mit freudige Schritte 140.
uf di dar, und git der d'Hand, und fallt der an Wueße?
Chennisch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nider heits di Gang und dini Gidebrede.

Jo de Jennischs! Worum denn nit? Mit freudigem Bruchse
nimmschs in d'Arm, und loich's nit geh, gib achng, verdruggs nit! 145.
Jez gohts wider witerd, und allwil aben und abe!
Eichsch dört vorne 's Rötler Schloß — verfalleni Mure?

In verästete Stube, mit goldene Lichte verändlet,
hän suß Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gfide, und d'Freud isch i'Rötle deheim gfi. 150.
Aber jeh isch Alles still. Undenggligi Zie

brenne leini Riechter in sine verrissene Stube,
saggeret sei Züht uf siner verzunggene Zühtstet;
goht sei Ehrueg in Gheller, se Züder aben an Brunne.
Wildi Tute niste dört uf moosige Bäume. 155.

Zueg dört ähnen isch Mulberg, und vo im Schatte verberge
's Höhris Hüßli, und am Berg dört d'Höllfemer Gilsche.
Stemme lömmer ligen, und fahre duren in d'Matte,
guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn's nit nitzi gieng, i weiß nit, öbdi der nechäm. 160.

Unter Steine chunnisch mit dine biwegliche Schritte
witer über d'Stroß. Jez wandte mer füre ins Nebland
Nebe Haungen aben und neben an Hagen und Rötle.
Zueg mer e wenig use, wer stoht dört oben am Fenster
in i'm neue Ghäppli, mit sine fründligen Auge? 165.

Neiz di sin, zeig wie, und sag: „Gott grüßlich Her Pfarrer!“
Jez gohts Thuenrige zue, jeh witer in d'Vorecher Matte.
Eichsch das ordelig Städtli mit sine Fenster und Giele,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie si riten und fahren? Und sichsch dört 's Siettenner Wirtshus? 170.

Worum wirsch so still und magich nit dure go luege?
Gelt, de sichsch sell heilig Ehrüg vo witem und trausch nit,
möchtisch lieber zrug, aß fürst! Loß der nit grue!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzlichem Vode.
Aber wie de gehsch vom Bergwerch abe go Schopfe. 175.

bis an Stetten aben uf diner heimliche Landstroß,
bald am lingeß Berg, bald wider ähnen am rechte
zwischenem Jachinat, wirsch allwil größer und ichöner,
freudiger allwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di lieblichen Dithem weith, wie färrt si der Rase 180.

- grüener rechts und linggs, wie schön mit kräftige Tribe
 nem Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
 Blumen ohne Zahl! De Summer-Vögle thuet d'Mahl web.
 Bechelet nit der Glöze mit goldene Chetteneblume,
 185. Kranemäntel, Gasebrödi, würzige Chummi,
 Sonnenblume, Habermarch und Dolben und Ruchgras?
 Gligeret nit der Than uf alle Erigen und Halme?
 Watter nit der Storch uf hohe Stelze verzweiche?
 Jechu si nit vo Berg zue Berg in lange Rieviere
 191. teilet Matte Stunde wit und Tauen an Tawe?
 Und verzweiche schön scharmant Dörfer und Chlöschturn.
 'o Brembecher Mummeli kummt, es chömme Röchler Keiti,
 freße der us der Hand, und hringe und tanze vor Freude,
 und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Riede
 195. halte d'Vögeli Jude-Zhuel, und erglen und rñie.
 D'Brembecher Linde lit, der Sturmwind het si ins Grab glett.
 Aber rechts und linggs, wie schwanggen an flächere Raine
 Neggen und Weizebalm! Wie siehn an sunnige Halde
 Neben an Neben uf! Wie weget uf höhere Berge
 201. rechts und linggs der Buchwald und dunnigleri Giehe!
 O 's isch alles so schön, und überall anterli und schöner!
 Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

- Neben an der ufen und neben an der abe
 glist der Wage, d'Geistle chläpft, und d'Sägele rubschet.
 205. Und de grüenisch alli Lüt, und schwägisch mit alle.
 Steht e Mühlü näumen, en Chli oder e Ribi,
 Trobtzug oder Werstestampfi, Sägen und Schmiede,
 längsch mit biegemen Arme, mit glenggfeme Fingere dure,
 hüßsch de Möllere mahlen und hüßsch de Weidene ribe,
 210. spinnsch mer's Hufemer Me, wie Hans in gschmeidigi Bäte,
 eichent Blütschi verfähsch, und wantlet 's Sie vom Führbeere
 ussen Ambes, lüpfisch de Schmiede freudig der Hammer,
 singisch derzue, und gebrisch se Dank, „Wett grüenisch, Wett chüenisch.“
 Und isch näume ne Bleich, se leich di das au nit vertriele,
 215. chuchschisch e bizzell duren, und hüßsch der Sunne ne bleiche,
 as si fertig wird, si isch gar grüenig lantsem!

- Aber selli Cis, o Wile, sage, wie's Ander,
 nu se fengs bikannt! De heßch au blünder Jäte,
 's chlage's alli Lüt, und sagen, es feng der nit Fraue,
 220. und wie schön de fengsch, wie lieblich dini Giechide,
 stand der d'Vogel in den Augen, sage si All.
 Et men umluet, chrädmisch näumen über d'Näschne,
 oder rupfisch si us, und bahnsch der blünderi Buchwieg,
 behlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Zeltstein.
 225. Hän si näume gneicht, und hän si gwarbet und g'chöchlet,
 heßsch's und treisch's de Rechbere duren Arfel um Arfel.

's sagen au e Theil, de seuzgisch glätzlich im Hinde
uf de Bängge, wo nit g'wücht sin, aber i glaubs nit.
Mänggmol kafeletsch, und e'mueß der Alles us Weg geh!
ebbe rennisch e Hüeli nider, wenns der im Weg steht.
Wo de gehsch, und wo de stehsch, isch Balgen und Balge. 230.

Heilbergs Tochter, les, de bish an Tugend und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zuem Manne: wie wär's ächt?
Zeitig, was machsch für Aenali? Was zupfisch am stene Bündel?
Stell di nit so nährsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es versprechen isch, und aß si enander scho buecht hän?
Weinsch, i chenn di Holderstogg, di chräftige Bursch nit? 235.

Ueber hedti Jelsen, und über Stube und Hegge
eis Gangs us de Schwizerberge gumpot er z'Rhinegg
aben in Bodensee, und schwimmt bis füre go Gesehang, 240.
seit: „I mueß mi Reitli ha, do hilst nit und hatt nit!“
Aber oben an Stei, se sitzt er in landfeme Schritte
wider us em See mit sufer gräßene Hürpe:
Dießschosse gfallt em nit und's Glesler dernebe;
furt Schaffhuse zue, furt an die zaggige Helse. 245.
An de Helse seit er: „Und's Reitli mueß mer werde!“
„Eb und Ede wogi dra und Ghrehzen und Brustuech.“
Stills, und nimmt e Sprung. Zeh brutlet er abe go Rhinaw;
träumlig isch em worde, doch chunnt er wider und wüters.
Gyltsau und Chapsersuel und Jurzi und Waldshuet 250.
bet er scho im Negge, vo Walestadt lauft er zue Walestadt,
sey an Ghrenzech aben in schöne breite Reviere,
Basel zue. Dört wird der Hochzit-Jedel gschribe.
Oell, i weiß es! Bifsch im Stand und laugnisch, was weht isch?

Gätti z'rethe gha, 's wär z'Wil e schiggliche Plaz gfi;
's het scho mänge Briggem si gattig Brüttli go Wil gfüert,
us em Juri-Vier, vo Lijuel aben und Basel,
und isch sey si Na, und 's hocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here. 255.
Aber di Vertraue steht zuem Oblei-Hüniger Pfater.
Wie de meinsch; se göhn mer denn dur d'Rechewer Matte?
Lueg, isch sell nit d'Stübli, und chunnt er nit ebe dört abe!
Do er ischs, er ischs, i hörs am freudige Bruchsche!
Do er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwizerhofen und mit der sammete Ghrehze. 260.
mit de chriftaleue Ghnepfen am perlesfarbige Brustuech,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stege,
's Gouthards große Buch, doch wie ne Rothsbir vo Basel,
sielz in sine Schritten und schen in sine Wüchere. 265.

D wie chloyst der di Herz, wie lüpfst si di flatterig Halenuech,
und wie sißt der d'Röbi sey in die liebliche Wogge,
wie am Himmel 's Mergeroth am duftige Mattag! 270.

gelegt. 201. glatt, flach, flüßig, flüßig. 203. schwäpisch, schwach, gewöhnlich für reden. 206. münne, irgendwo. Obli und Nibi. Del- und Hant- reibmühle. 208. gienngiam, gienksam. 211. Blat- schel. Wiese. 212. lüpfisch, bedd du. 213. gedrich, gedrich. 215. huchschisch, handich; e Wizzel, ein Wiesen. 217. fertig, fertig, grüßlich, grawsam, sehr. landiem, langsam. 218. ferdig, ist es. 219. olaget, flagen es. 221. Besaget, Besheit. 222. Gd, ebe. 223. ruzisch us, ruzisch aus. 224. bekisch, wirt (Wirt). 225. gmeist, gemist, von mehr. gwardet und gischet, verzeihen und wieder zu kleinen Char- ten gemacht. 226. teischich, teich zu es. Reicheit, Raddern. Arfel, Armoil. 227. e Theil, Ranche, ferdigisch, ferdig. 228. gwischt, gewischt, gelegt. 229. mungamel, manchmal. hofeltete, toben. gsch, gehn. 230. kbe, hümelen. 231. jilig, jelig, reit. Mune, wie werdt, hütchen. 234. gwischt, gleich zu fiegend. 236. helleit, zum Runder-vorn. 237. Gelderschag, von heil, Gellichte, Durr, Dusch. 239. eis Gaus, eines Ganges, gerabevagt. 241. hatte, anshlagen, nügen. 242. Etel, Stein, schauhauflicher Ort. 247. wegl dra, wage ich daran. Ghechigen und Bruch- tuch, Hofenträger und Weite. 248. heutle, murren.

mannein. 249. trümmlich, schwachlich. 250. Jargl. Jargab. 252. Ghezench, Ghezench. Ort wo das Aufgähliche u. Mittheilungliche sich scheiden. 253. Gsch; gelligerel, Gheverfichen vor den Schoren, als Ein- leitung zur Schorn. 255. gHil, in Hül, wo Hebeln und Ganten. Färrer hat. 256. Belaggen, hantisch, hantisch, Brack, hantisch. 257. Jargel, Jargel. 258. R, Rann. 259. mint gndliche Gere, gewöhnliche Titalatze (schweizerische Reitermänner von 1800. 260. 1800), ein Schlosschen. 267. Teyne, Zehnel. 268. Rothcher, Ritzlich des Kleinen Na- mens, der Ritzung. 271. Gage, Wangen. 274. bischen hals, die ihn tragen. 277. Winderweh, wennig und weh? 278. ferdich, ferdich.

In den Bildern. Handbuchlich gehen ich im ersten Bilde die Türe des Berges, der Adler, die Kavelle zu Schenken, die Wagen beim Kreuz und der Hauptliche nach der Hauptliche, auf dem zweiten Bilde die Wagen zu Kullitzung hinter Ganten, der Jammekad der Gantenhäuser, Ketteln und die dem fult- werten Boden und der Reizelnden entsprechende Hand- verierung. Die Tracht im Hauptbilde ist, besonders auch im Kopftrage, gelingen.

Der Schmelzofen.

- Jez brennt er in der schönsten Art,
 und 's Wasser rubschet, der Bloebalg gahrt,
 und bis as d'Nacht vom Himmel fällt,
 se wird die ersti Napfe halt.
5. Und 's Wasser rubschet, der Bloebalg gahrt,
 i ha druf hi ne Gulde g'part.
 Gang Chünggi, längs alie Wi,
 mer wann e wenigli lüüg so!
9. Ne Freudestund isch nit verwehrt:
 me g'neigt mit Danga, was Gott bisichert,
 me tringgt e frische frohe Mueth,
 und druf schmegett wider 's Schaffe guet.
13. E Freudestund, e gueti Stund!
 's erhalte Lid und Chräfte gund,
 doch muos es in der Ordniß geh,
 suht het me Schand und Leid dervo.
17. E frohe Ma, ne brave Ma!
 Jez schenget i, und stoßet a:
 „Es leb der Marggraf und si Gus!“
 Richtet d'Chappen ab, und tringget us!
21. Ne bestre Her treit d'Erde nit,
 's isch Sege, was er thuet und git;
 i cha's nit sage, wieni sett:
 Vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!
25. Und 's Bergwerch sell im Erge steh!
 's het mänge Burger 's Bret dervo.
 Der Her Intreagter längt in Trog,
 und zahlt si Freud, es isch lei Trog.
29. Drum schenget i, und stoßet a!
 Der Her Inspegger isch e Ma,
 mit users Gattigs Lütz gmet,
 und fründli gege Gress und Ehlei.
- Er schafft e guete Wi uss Bergg,
 er holt en über Thal und Berg,
 er stellt en luter usse Tisch,
 und mißt, wie's recht und billig isch.
- Sell isch verbi, der Ma am Fuhr
 muos s'tringge ha, wärs no so thür.
 Es ridlet mänge Tropfe Schweiß,
 und wilss nit geh, mer ächzt eis.
- Ne streift der Schweiß am Crmel ab,
 me schnuhfet, d'Bälz versume drab,
 und mänge liebi Winternacht
 wird so am heiße Herd verwascht.
- Der Schmelzer isch e plogte Ma,
 drum bringem's ein, und stoßet a:
 Gieggott! Vergiß di Schweiß und Ach!
 's het jeden Andren au si Zach.
- Am Zahltag theilisch doch mit lei'm,
 und bringst der Lehn im Rastruch heim,
 so luegt di d'Marei fründli a,
 und seit: „I ha ne brave Ma!“
- Druf schlächt sie Giern-Anggen i,
 und streut e wenig Imber dri;
 si bringt Salat und Grüebe dra,
 und seit: „Jez is, du liebe Ma!“
- Und wenn e Ma si Arbet thuet,
 so schmegett em au si Esse guet.
 Er rubschet nit in Leib und Lieb
 mit mängegem richen Galdelieb.
- Mer siße do, und 's schmegett is wohl
 Gang, Chünggeli, längs ne nemel
 wil doch der Lfe wider geh,
 und 's Erz im volle Ghübel steh!



Der Schmelzofen.





65. So brennt er denn zue gueter Stund,
und Weir erhalt ich alli gund,
und Weir bewahrt ich uf der Schicht,
as niemes Leid und Unglück gschicht!
69. Und chunnt in strenger Winterszit,
wenn Schnee uf Berg und Hüfte lit,
en arme Buch, en arme Ma,
und steht ans Führe, und wärmt si dra,
73. Er bringt e paar Grumbireli,
und leits an Führe, und brotet si
und schloft bim Zepf uffem Erz —
schloft wohl, und tröst der Gott di Herz!
77. Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma,
und thuenis Vscheid, mer stoßen a!
Oseggott, und tröst der Gott di Herz!
me schloft nit lieblich uffem Erz.
81. Und chunnt zue Zit e Biderma
ans Führe, und zündet 's Pfist a,
und setzt si numen ane mit,
so schmezzt em wohl, und — brenn di nit!
85. Doch fangt e Büchli s'rauchen a,
und meint es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer kurze Bricht,
und zueht em 's Pfist uffem Gschicht.
89. Er gheits ins Führe, und balzt derzue:
„Heisch au scho gheht, du Lappi du!“
„Sag amme Sidryli Hadermargg:
„Weisch? Hadermargg macht d'Vuebe stargg!“
93. S isch wohl, 's git mänge Gburzwil mehr
am Suntig noch der Ghinderlehr,
und streut der fähig Fiebach
im Sand, es isch e schöni Sach.
97. Hreg mänge Ma: „Sag, Nothber, he,
„heisch au scho He werde sch
„im füberge Strom de Herne noh?“
Was gills, er cha nit sage: Jo!
101. Mir wüsse, wie me 's He macht
und wie's im Sand zue Masse dacht,
- und wie me 's druf in d'Schmitte bringt,
und d'Puppen unterm Hammer zwingt.
105. Zeg schenget i, und stoßet a:
Der Hammermeister isch e Ma!
Wär Hammerichmid und Zeiner nit,
do lög e Sach, was thät me nit?
- Wie giengs unshrave Hamberchma?
s mues jede Stahl und He ha;
und mues der Schneider d'Koele geh,
sen ischs au um si Radrig gseh.
109. Und wenn im früeie Morzeroth
der Bur in Feld und Führe stoht,
se mues er Charst und Haue ha,
soht isch er e verlorne Ma.
113. Zuem Brotsche brucht er d'Wäge,
zuem Reiche brucht er d'Säge,
und d'Sichle, wenn der Reiche bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.
117. So schmelzet denn, und schmidet ihr,
und danckli Gott der Her derschür!
Und mach en Andre Sichle drus,
und was me brucht in Feld und Hus!
121. Und numme keini Säbel meh!
's het Wunde zuueg und Schmerze geh,
's hünggt Mägggen ohni Zueß und Hand,
und Mäggge schloft im tiefe Sand.
125. Rei Hurliband, le Fust meh!
Mer hän 's Lamento öbbe gsch,
und ghört, wie's in de Berge chraecht,
und Kengste gha die ganzi Nacht.
129. Und glitte Hammer, was me cha:
erum schenget i und stoßet a:
Nj Völterleid und Gnißteu
von nun a bis in Gwigkeit!
133. Zeg zahlener! Zeg gschmür het,
und schaffe hüt no allerlei,
und dängle no bis tief in d'Nacht,
und melche, wenn der Tag verwaecht.
137. 140.

Worterklärung. Schmelzen. Schmelze. Schmelze in der ganzen Umgehung des Meisenbales, in Frauen namentlich eine herrliche Kaseri mit Schmelze hätte und Hammerwerk. (Vergleiche „Die Weile“). 2. gabst, laust. 3. Mäße, Mäße aus die großen geschlossenen Hühneren. 7. Hänggi, Hänggeli, Hänggeli (Nagina, Nagata?). 11. längst, lange (bale) aus. 8. mer wänt, wir wollen. 9. wenig, ein wenig. 10. 16. derre, davon. 11. Du Warggret, der weilt, elendliche Karl Hühner. 12. Ziehet, zieht. 13. Schuppen, die Hühner. 14. du's kann, wie ich seht, wie ich seht. 15. em, ihm. 16. längt, gut. 17. Zug, Zug, Zug, verweist das jüdische Ende. 18. stier Hartig, wider Umzug, zwei, gemein, hühnerisch. 19. Wegg, Wegg. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

gel (Vergleiche). 91. Zug, fange, am me, an einem. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Indem Hilde. Der Künstler verlegt die was den Schmelzer unter die Hinde der der Weisel, und stellt ihnen den Wein in der lieblich ablichen Ghrufe auf. Mit dem Zusammenrücken des Schmelzofens und des Hammer und den Hildern am Rabe hat er sich einige Kräfte erhalten, indem jene in der Wirklichkeit weiter aus einander liegen, die letzten aber das Gerichte stehen. Das Hänggeli „längt“ gerade „ne nomet.“





Der Wächter in der Mitternacht.

„Lofet, was i euch will sage!

„D'Glocke het Zwölfi gschlage.“

- Wie still isch Alles! Wie verbergen isch,
was Lebe heist, im Schoos der Mitternacht
5. uf Stroß und Feld! Es tönt kei Wendischtritt,
es fahet kei Wage us der Herti her;
sei Hustbüt gahret, und sei Othem schnuht,
und nit emel e Wühli rüest im Bach.
's sit Alles hintern Umbang zeg und schloft;
10. und es mit lüchtem Fües und stilleim Tritt
e Geis verüber wandlet, weis nit.

Doch was i sag, ruhst nit der Tich?
er schließt

- im Leerlauf ab am müde Mühlrad,
und näume schlücht der Zins unterm Dach
15. de Trehule neh, und laez, do ebe zieht
vom Büchsburn her en Uhl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im
Gewölch

- die groß Nachtlairne dert, der Mond?
Still hangt si dert, und d'Sterne summere,
20. wie wennen in der dunngle Regenacht,
rem wite Gang ermauet, uf der Stroß
an d'Heimet chunnt, no keini Dächer sith
und numme de und dert e frünzli Riech.
Wie wüerd mer doch uf emel so furios?
wie wüerd mer doch so weich um Bruut
25. und Herz?

As wenni briezze möcht, weiß nit wernu;
as wenn i 's Heimweh bett, weiß nit noh
was.

„Lofet, was i euch will sage!

„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und isch so ich warz und fin“

30. her de,

„se schine d' Sterni no so froh,

„und us der Heimet chunnt der

Zhi,

„'s müed lieblich in der Heimet

fu.“

Was willt? Willt dure Gildhof geh
ins Unterdorf? Es isch mer, d'Zür feng off, 35.
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, es no Alles isch
wie almiq. 's isch mer doch bis dato fen
bigeznet, as i weiß. Dengg wol i thue's, 40.
und rüef de Tode — nei, fell thueni nit!
Still willt uf de stille Gräbere geh!
Si hän jo d'Uhr im Thurn, und weiß i
denn,

isch an scho ihre Mitternacht verbei?
's cha so, es salt no dunzler allinil 45.
und schwärzer uf si abe — d'Nacht isch lang.
's cha so, es zuzt e Streich Morgerech
scho an de Berge uf — i weiß es nit.

Wie isch so heimli do! Sie schlofe wohl,
Gelt ginnene's — e bigli schuerig, 50.
sich lüenzi nit; doch isch nit Alles tot,
i her so's Unrueth in der Gildhof; 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuht vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Warte, spüht 55.
dert mittem Tichbündel am grüne Rast,
und püht dur d'Scheit her am Garrebag.
Si chubhet fuchit an d'Gildemur und halt;
die lange Fenster schnatter dervo
und 's leppertig Ghrüß. Und lueg, do luf, 60.
ter si

en offe Grab! Du gueten alte Franz,
se hän si an di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deggert wartet uf di nebe dra,
und d'Recht us der Heimet schine dri!

He nu, es geht's alle so. Der Schlof 65.
zengt jeren uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimet dure chunnt. Doch wer emel
in Bett im Gildhof het, Gottlob, er isch
zum leicheml do nitden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf 70.

und kommen wie, hämmer nümme wi,
e Stünnli edlen, eter nit emel. —
So stehet denn an no d'Stäppli ab,
und bi so nuchter blide hincdne.

75. „Lofet, was i euch will sage!
„D'Glogge het Zwölfi gschlage.
„Und d'Sternli schine no so
froh,
„und us der Heimet schimmeret
so,
„und 'ich no umme chleini Zit.
80. „Vom Schildhof het me nümme
wit.“

Wo bini gfi? Wo bini ächteri jey?
G Stäppli uf, e Stäppli wider ab,
und witeri nit? Rei wäget, witeri nit!
Zich nit 's gang Dörst in der Mitternacht
85. e hülle Schuldheß? Schiest nit Alles do,
wie dert, vem lange müde Wachen us,
vo Freud und Leid, und ich in Gnetes Hand,
do unterm Straudach, dert im huelle Grund,
und warte, bis es taget um si her?

90. He, 's wird so ebbe! Und wie lang
und schwarz
an d'Nacht vom hohe Himmel abe hangt,
verchlofen sich ter Tag diewegen nie;
und bis i wider chumm und no ne mel,
se gen mer d'Übbl sche Antwort, wenni rüet,
95. se weicht mer scho der Mergelust in's Gicht.
Der Tag verweht im Tannenwald, er lüpf
alsgmach der Umbang ebü; 's Mergellicht,

es riolet still in d'Nacht, und endl walt's
in gelene Strömen über Berg und Thal.
Es jaggt und wacht an allen Dert; 's geht 100.
e Kade do, und dert e Hundstür uf,
und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirts e Fortig se,
wenn mit der Zit die letzte Nacht verlungt,
und alti gelene Sterne groß und chlet, 105
und wenn der Mond und 's Mergelroth und
d'Sunn
in Himmellicht verrinnen, und der Glau
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
und d'Natter rüet de Chindene: „S ich
Tag!“

und Alles usen Schlef verweht, und do 110
ne Laden ufgeht, dert e schweni Dür!
Die Terte luegen use jung und schön.
's het mänge Schade guet ibernacht,
und mänge tief Schname bis ins Herz
115. sich heil. Sie luegen use gesund und schön
und lungge 's Gicht in Himmelstust. Si
hänggt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald se
chäm!

„Lofet, was i euch will sage!
„D'Glogge het Zwölfi gschlage.
„Und d'Liechtli brennen alle no; 120
„der Tag will jemerst no nit chö.
„Doch Gott im Himmel lebt und
wacht,
„er hört wohl, wenn es Bieri
ischlacht!“,

Wörterklärung. 8. Röhni, Rale, Rai, schicklich, vom alten rone. Rai, räst, wst. 9. Umbang, Werbung. 10. lüpfet, leicht. 12. Lich, Leich. 13. Kerkel, Kerkel, Kerkel zur Abweisung des Wassers neben den Kerkelern. 15. Tichmel, Tellen. 16. Gildscharen, i. jenseit Tille (arg), Kerkelarm. 18. Gile, Gile, Gile. 19. wemmen, wenn man. 23. Liecht, Licht. 24. elmet, elmet. 32. Schib, Schwin. 34. dert, rade den. 35. rang oft, sei enen. 39. alimig, ebemale. dert, legt. 40. feiner, 41. thueni, thue ich. 49. heimli, (schweigend; heimlich), heimlich, wehlig. 50. gannened, gonne es them. schwenig.

schwenig. 51. Unnerech (weinstig), Unnere, Verweht. 56. Tschändeli, Tschändeli als Warnung, zeichen an verbotenen Wegen, von Tschand, Tschandung. 58. 57. Schete, Jannide um die Gloten. 58. dachse, dachse, facht, facht, Schilchen, Schilchen. 59. lervetig, lervetig, nicht mehr sel. 63. He nu, ad weh, gehtis, geht uns. 69. niten, niten. 71. nümme, nicht mehr (nimm, nimm). 73. Stäppli, Stäppli, Tannenwald. 74. nuchter, nuchter, blinde, heute die ganze Nacht hindurch. 75. gelene, 79. nümme, bin. 88. Straudach, Straudach. 89. dert, 90. He, 's wird so ebbe.

nen, es wird ja eini noch so. 129. 94. Gäh! von
Wahl, Gahn, zahn, jähren: Gähel. 95. Der
Luft, der Wind. 96. läßt von läpte, in die Höhe
heben (läßen?). 97. allgemach, allgemach, allmählig.
ebfl, eb fl, aufwärts. 103. Heilig, Heiligt. 106.
Sonne, Scene. 107. Glaz, Glanz, Heiligt. 109.
Schein von Blig und Reue. 109. Glühene, Rine-
derchen. 113. guetet, gegutet, gebessert. 114. Schmatte,
Schmatte. 116. tanzge, tanzten. 121. jemerü.

Küstenort der Klage und Schmach, wahrscheinlich von
o jemer, o Jemer.

In dem Bilde. Das Landschaftliche ist aus
einem Nebenthälchen der Wiese genommen. Die vielen
Besetzungen auf Einzelheiten der Dichtung vom Jüdis-
chem Tische bis zum Tische des Kuchens werden wir
nicht alle nachweisen, auch die Weihen in der Hand-
verlegung nicht zu denen brauchen.

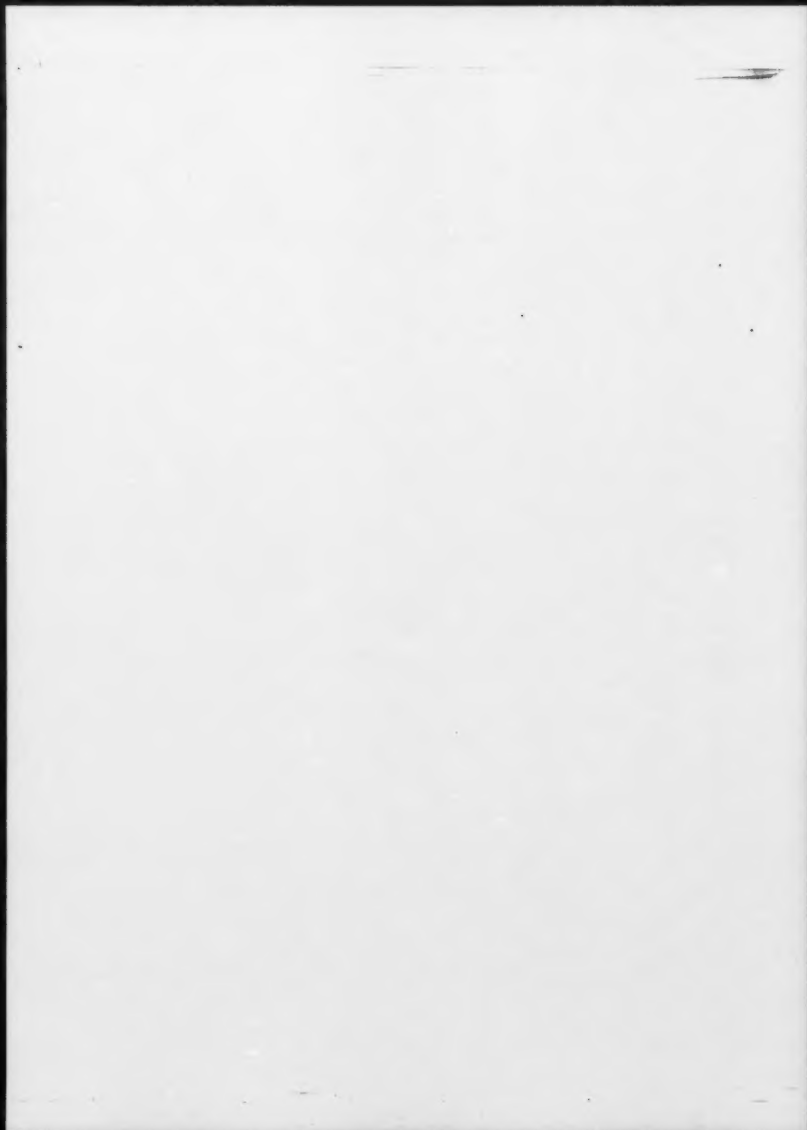
Niedliger's Tochter.

Spinnet, Lächterli, spinnet, und Zergli läng mer der Hapsel!
 T'Zit vergeht, der Ober chunnt und 's strengt si ins Fräsehr.
 Wale geh's wider use mit Hauen und Rechen in Garie.
 Werdet nur flüssig und brav und hübsch, wie 's Niedliger's Tochter!

9. In de Berge steht e Hus, es wachse jey Wäsemen
 uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
 Ärli 's isch sche alt, und sin jey anderi Zue,
 weder wo der Stimme-Fris und 's Gvelli ghust hän.
 Si hän's Hus erbaut, die schönstü unter de Hirsie,
 und ihr Name steht no näumen am ruestige Trechmel.
 10. Het me gfrogt, wer sin im Wald die glügglischen Ghüst,
 het me gseit: „der Stimme-Fris und 's Niedliger's Tochter“:
 und 's isch dem Gvelli grethe mit gar verbergene Dinge.
- Spinnet, Ghinder, spinnet, und Zergli het mer au Trieme!
 15. Wänggmel, wo der Fris no bi den Chiene glect het,
 het en d'Muetter guo, und gfrogt mit dizeglische Worte:
 „Gschä di no nit anderst b'anne? Gfalle der 's Meiers
 „Matte no nit besser zue finer einzige Tochter?“
 Und der Fris het druf mit ernstliche Worten erwidert:
 20. „Rei si gfallt mer nit, und anderst b'sinn i mi nümme.
 „'s Niedliger's suferi Tochter zue ihre Tugere gfallt mer.“
 „D Tugere loß den Engle! Mer sin jey no nit im Himmel.“ —
 „Lönt de Ghüce 's Heu ab 's Meiers graisse Matte!“ —
 „D Muetter isch e Her!“ — „Und soll au d'Muetter e Her se,
 25. „Muetter bi und Muetter het, und 's Lächterli will!“ —
 „'s Weirli soll's gwis au scho weise, d'Nochtere sage's“ —
 „Zell isch en alte Bruch, und derum chani 's nit wende.
 „Winggis mer, so muos i che, und heisst es mi nümme, se thuenis
 „Wegts mer gar in d'Augen, und chunni em nödher an Baele,
 30. „wirds mer, i weis nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
 „'s isch se liebiger Ghöpf, ad so ne Herli, wo jung isch.“ —

Nümme het d'Muetter gewüßt. Ne seit, das Matdeli sey gwis
 in sin zwölfte Jahr emel eileing im Wald gü,
 und heb Erbeert gnuet. Ni emel hört es e Ruffsche,
 35. und wo's um si luegt, so steht in goldige Hoete,
 mumen en Ghe lang, e pterlig Brauweli vorer,
 innere schwarze Gwand und glüggt mit goldene Blume
 und mit Edelstei. „Gott grüß di, Matdeli!“ seit's em:





- „Spring nit fort, und förch mi nit! I thue der sei Leidli.“
 „Gvelli fei: „Gott danga der, und wenn du 's Erdmännli's Frau bisch, 40.
 „willi di nit förche!“ — „Jo frilli“, seit es, „das bini.“
 „Reiddeli, los, und sag: chunnich alli Sprüchli im Spruchbuech?“
 „Jo, i cha si alli, und schöni Gibeitli und Psalme.“ —
 „Reiddeli, los und sag: gohisch denn au flüsig in d'Chilche?“
 „Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüeli.“ 45
 „Reiddeli, los und sag: folgisch au, was 's Mütterli ha will?“ —
 „He, wills Gott der Her, und froget 's Mütterli selber!
 „'s chennt ich wohl, i weis es scho, und het mer scho vohl g'seit“ —
 „Reiddeli, was heisch g'seit? Bisch öbbe 's Niedliger's Tochter?
 „Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zue mer in d'Stube!“ — 50
 „Hinter der Brembeerthurst gohts uf verschwigene Pfade
 tief dur d'Helsen i. Hätt 's Brauweli nit e Laternli
 in der Klinge treit, und 's Gvelli sorgli am Arm g'füert,
 's hätt der Weg nit g'sunde. Jey geht e silberni Thür uf.
 „O Her Zeis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?“ — 55
 „Kei doch, du nürsch Ghind! In m'm verborgene Stübli
 bisch bi diner Gotte. Siß nider und bls mer Gottwiltche!
 „Woll, das sin choperi Stei an mine glütrige Wände?
 „Woll, i ha glatti Tisch? Si sin vom fuserste Marfel.
 „Und do die silberne Platten, und do die goldene Teller!“ 60
 „Chumm, is Hunigschnitten und schöni gwundeni Strübli!
 „Nagisch us dem Ghäckeli Wiltch? Nagisch Wi im Christalene Becher?“ —
 „Kei, Frau Gotte, lieber Wiltch im Ghäckeli möchti.“ —
 „Woned gesse het und trungge, seit em si Gotte:
 „Ghind, wenn d'flüsig lebrsch, und folgisch, was 's Mütterli ha will, 65
 „und chunnich us der Schuel und gohisch zuem heilige Nachtmohl,
 „willi der näumis schigge. Zeig wie, was wär der am liebste?
 „Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zuem Spinne?“ —
 „Bald isch 's Plunder verrisse. Frau Gotte, schengget mer 's Rädli!“ —
 „'s Rädli will g'spinne ha. Nimm lieber 's Trögli voll Plunder! 70
 „Sibich die siteni Chaype mit goldene Dürflene g'sprenglet?
 „Sibich das Halstuch nit mit sibefarbige Streife,
 „und e neue Regg, und do die gwäßreti Hoorschnuer?“
 „Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte, schengget mer 's Rädli!“ —
 „Wiltlich's, se sollsch's au ha, und chunnst, se halt mer's in Chre!“ 75
 „Wenn de's in Chre hest, solls au an Plunder nit fehle,
 „und an Sege und Glüg. I weis em verborgeni Chräfte.
 „Sider nimm das Rädli und trag mer's sorglich im Buefe,
 „aß den au öbbis heisch vo diner heimliche Gotte!
 „Leß und verlier mer's nit! Es bringt der Freuden und Gmündheit. 80
 „Wärsch mer nit so lieb, i chönnst der so Silber und Gold geh.“ —
 „Und jey het si's ghüßt und wider usen in Wald g'füert:
 „Phüet di Gott und halt di wohl, und grües mer di Muetter!“ —
 „So vohl isch an der Sach, und deshalb het me ne nohgeit,
 „d'Muetter sezz e Her, und nit vohl besser ihr Reiddeli. 85

- Nu, das Weideli isch mit si'm verborgene Blüemli
 hübscher vo Tag zue Tag und alliwil lieblicher werden;
 und wo's us der Schuel mit andere Hindere cho isch,
 und am Thiertag zue Nachtmoßi gangen und heim chunnt,
 90. nei, se chüenig's Gott, was steht im heitere Stübli?
 's Nädeli vo Birbaumholz, und an der Chinggle ne Nihste,
 mittene jierlige Band us rothger Siden umwunde,
 unte ne Kätschli dra, und 's Gschirtli zue'm Nege vo Silber,
 und im Chrebs e Spüeli, und scho ne wenzgeli g'spunne.
 95. D'Gottet het der Pfang gmacht mit eigene Hände.
 Wie het mi Gvelli gluzt! Was isch das Gvelli g'sprunge!
 Pfangbuch weg und Meie weg und 's Nädeli in Arm gno,
 und het's g'chüet und drügg. „D'libi Frau Gottet, vergelt's Gott!“
 's het nit 's Mittag gesse. Sie hän doch e Hammen im Chöl gha.
 100. 's isch nit usen ins Grüen mit andere Hindere gwandlet,
 g'spunne heis mit Händ und Füesse; het em nit d'Nuetter
 's Nädeli in Chaste stellt und gseit: „Gedenke des Sabbath's!
 „Ich nit Christus, der Herr, hüt vo de Todten erstande?“ —
 Nu, di Nädeli heisch. Doch, Gvelli, Gvelli, weisch au,
 105. wie me's in Chre haltet, und was d'Frau Gottet wird gemeint ba?
 Trilli weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheisse:
 „Wenn de 's in Chre heisch, solls au an Blunder nit sehte
 „und am andere Sege“, se het si's ghalte, wie's recht isch.
 „Het nit in kurzer Zit der Weber e Tragete Garn gholt?
 110. Heis nit alli Jehr vom finste glückliche Fade
 Tued und Tued us d'Welsch treit und Strängli zue'm Färber?
 He, me het jo gseit, und wenn's au düssen im Feld seyg,
 's Nädeli spinn elkeinig furt, und wie si der Fade
 unten in d'Epuele zieh, wach's unterm roßige Bändel
 115. d'Rihste wider noh — sell müesst mer e chummtige Sach se —
 und wer het im ganze Dorf die fuserste Gkleider
 Sunntig und Wertsig treit, die reinkhischen Ermel am Hymd gha,
 und die fuserste Strümpf und alliwil freudig's Sinne?
 's Frauweil's im Jelfeghalt si lieblich's Gottet.
 120. Trum heis Simme's Tris, wo's achtich Summer erlebt het,
 zue der Nuetter gseit mit ernsthiche Minen und Werts:
 „Kumme 's Niedliger's Tochter zue ihre Tugede gfallt mer.“
 Nuetterberg isch bald verschreggt, pwer setti 's nit sage.
 Wo si wider emol vo's Meiers Tochter und Matte
 125. ernstlig mittem redet, und will's mit Träne probiere:
 „'s git e chäftig Mittel“, seht si, wenn de verbert bisch.
 „Hämmer für 's Niedliger's ghaut? Di Vater seht di uss Pflichtheit,
 „und de heisch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra. —
 „Nuetter“, erwidert der Stimme, „soll euer Sege versichert se,
 130. stand i vom Gvelli ab, und gehri vom Vater te Pflichtheit.
 „J'Zietet siht e Werber, und wo men uffeme Berg siobt,
 „lüt d'Bügggegloggen an allen Enden und Drie.

• Bluet um Bluet, und Choyf um Choyf, und Leben um Lebe.

• Färbt mi Bluet e Türggefäbel, schuldig sin ihr dra! —

Wo das d' Mutter hört, se sitzt si nider vor Schregge:

• Du vermesse Ehnd, se nimam si, wenn de si ba mitt:

• aber thum mer nit go dylage, wenns der nit quet goht. —

's isch nit nöthig gfi. Si hân wie d'Engel im Himmel

mit einander giebt, und am verborgene See

von der Gotte heiss nit gfehlt im hüßliche Weise.

He, ü hän jo gletst vo's Meiers graße Matte

selber die schönste g'meint, 's isch Alles endlich an Stab cho.

und hân Freud erlebt an frumme Ghinden und Engale.

Thüent jez d'Räder weg, und Zergli, der Haspel uss Ghäntli!

's isch afange dunggel und Zit an anderi G'schäfte

Und so hän si's gmacht, und wo si d'Räder uf d'Site

stellen, und wann go und schüttle d'Hale vom Rürtuch.

seit no 's Breneli: So ne Gotte möchri wohl au ha

• wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rössli.

Aber d'Quetter erwidert: „Es kommt uf sei Gotten - o Breni

’s Chunne uf ’s Rädli nit a. Der Alti bringet heimliche Fege

• wenn de schaffe magst, Und heisch nit 's Blüemli im Rusc

wenn du auch lieblich und rein an Sinnen und Betrage?

Gang jeß und hol Waßer und glitsch mer nit uff am Brunn!

Wortersleben. 1. Jergal, Dim. von Oetzel. 2. Dees, Altes. 3. und 4. hufisch, diese Uebersetzung findet sich erst in der neuesten Ausgabe von 1843. 5. Wälfene, wie Wäse, Wälen. 6. 7. 8. 9. als. 10. Simme, Elmen. 11. Ättr, das Grös, Dörthe (Jürg), daher der Rücken des Daches und der Berg. 12. Trebmel, Wälf, 14. Trieme, haben zum Unterbau des gebildeten Ganges. 16. eine, gemessen. 17. Juter, lauter, hufisch. 18. Lent, lauter, Choeber. 19. Jut, 20. Jut, 21. Jut, wie man sagt, Roader, 22. Jut, 23. Jut, 24. Jut, 25. Jut, 26. Jut, 27. Jut, 28. Jut, 29. Jut, 30. Jut, 31. Jut, 32. Jut, 33. Jut, 34. Jut, 35. Jut, 36. Jut, 37. Jut, 38. Jut, 39. Jut, 40. Jut, 41. Jut, 42. Jut, 43. Jut, 44. Jut, 45. Jut, 46. Jut, 47. Jut, 48. Jut, 49. Jut, 50. Jut, 51. Jut, 52. Jut, 53. Jut, 54. Jut, 55. Jut, 56. Jut, 57. Jut, 58. Jut, 59. Jut, 60. Jut, 61. Jut, 62. Jut, 63. Jut, 64. Jut, 65. Jut, 66. Jut, 67. Jut, 68. Jut, 69. Jut, 70. Jut, 71. Jut, 72. Jut, 73. Jut, 74. Jut, 75. Jut, 76. Jut, 77. Jut, 78. Jut, 79. Jut, 80. Jut, 81. Jut, 82. Jut, 83. Jut, 84. Jut, 85. Jut, 86. Jut, 87. Jut, 88. Jut, 89. Jut, 90. Jut, 91. Jut, 92. Jut, 93. Jut, 94. Jut, 95. Jut, 96. Jut, 97. Jut, 98. Jut, 99. Jut, 100. Jut, 101. Jut, 102. Jut, 103. Jut, 104. Jut, 105. Jut, 106. Jut, 107. Jut, 108. Jut, 109. Jut, 110. Jut, 111. Jut, 112. Jut, 113. Jut, 114. Jut, 115. Jut, 116. Jut, 117. Jut, 118. Jut, 119. Jut, 120. Jut, 121. Jut, 122. Jut, 123. Jut, 124. Jut, 125. Jut, 126. Jut, 127. Jut, 128. Jut, 129. Jut, 130. Jut, 131. Jut, 132. Jut, 133. Jut, 134. Jut, 135. Jut, 136. Jut, 137. Jut, 138. Jut, 139. Jut, 140. Jut, 141. Jut, 142. Jut, 143. Jut, 144. Jut, 145. Jut, 146. Jut, 147. Jut, 148. Jut, 149. Jut, 150. Jut, 151. Jut, 152. Jut, 153. Jut, 154. Jut, 155. Jut, 156. Jut, 157. Jut, 158. Jut, 159. Jut, 160. Jut, 161. Jut, 162. Jut, 163. Jut, 164. Jut, 165. Jut, 166. Jut, 167. Jut, 168. Jut, 169. Jut, 170. Jut, 171. Jut, 172. Jut, 173. Jut, 174. Jut, 175. Jut, 176. Jut, 177. Jut, 178. Jut, 179. Jut, 180. Jut, 181. Jut, 182. Jut, 183. Jut, 184. Jut, 185. Jut, 186. Jut, 187. Jut, 188. Jut, 189. Jut, 190. Jut, 191. Jut, 192. Jut, 193. Jut, 194. Jut, 195. Jut, 196. Jut, 197. Jut, 198. Jut, 199. Jut, 200. Jut, 201. Jut, 202. Jut, 203. Jut, 204. Jut, 205. Jut, 206. Jut, 207. Jut, 208. Jut, 209. Jut, 210. Jut, 211. Jut, 212. Jut, 213. Jut, 214. Jut, 215. Jut, 216. Jut, 217. Jut, 218. Jut, 219. Jut, 220. Jut, 221. Jut, 222. Jut, 223. Jut, 224. Jut, 225. Jut, 226. Jut, 227. Jut, 228. Jut, 229. Jut, 230. Jut, 231. Jut, 232. Jut, 233. Jut, 234. Jut, 235. Jut, 236. Jut, 237. Jut, 238. Jut, 239. Jut, 240. Jut, 241. Jut, 242. Jut, 243. Jut, 244. Jut, 245. Jut, 246. Jut, 247. Jut, 248. Jut, 249. Jut, 250. Jut, 251. Jut, 252. Jut, 253. Jut, 254. Jut, 255. Jut, 256. Jut, 257. Jut, 258. Jut, 259. Jut, 260. Jut, 261. Jut, 262. Jut, 263. Jut, 264. Jut, 265. Jut, 266. Jut, 267. Jut, 268. Jut, 269. Jut, 270. Jut, 271. Jut, 272. Jut, 273. Jut, 274. Jut, 275. Jut, 276. Jut, 277. Jut, 278. Jut, 279. Jut, 280. Jut, 281. Jut, 282. Jut, 283. Jut, 284. Jut, 285. Jut, 286. Jut, 287. Jut, 288. Jut, 289. Jut, 290. Jut, 291. Jut, 292. Jut, 293. Jut, 294. Jut, 295. Jut, 296. Jut, 297. Jut, 298. Jut, 299. Jut, 300. Jut, 301. Jut, 302. Jut, 303. Jut, 304. Jut, 305. Jut, 306. Jut, 307. Jut, 308. Jut, 309. Jut, 310. Jut, 311. Jut, 312. Jut, 313. Jut, 314. Jut, 315. Jut, 316. Jut, 317. Jut, 318. Jut, 319. Jut, 320. Jut, 321. Jut, 322. Jut, 323. Jut, 324. Jut, 325. Jut, 326. Jut, 327. Jut, 328. Jut, 329. Jut, 330. Jut, 331. Jut, 332. Jut, 333. Jut, 334. Jut, 335. Jut, 336. Jut, 337. Jut, 338. Jut, 339. Jut, 340. Jut, 341. Jut, 342. Jut, 343. Jut, 344. Jut, 345. Jut, 346. Jut, 347. Jut, 348. Jut, 349. Jut, 350. Jut, 351. Jut, 352. Jut, 353. Jut, 354. Jut, 355. Jut, 356. Jut, 357. Jut, 358. Jut, 359. Jut, 360. Jut, 361. Jut, 362. Jut, 363. Jut, 364. Jut, 365. Jut, 366. Jut, 367. Jut, 368. Jut, 369. Jut, 370. Jut, 371. Jut, 372. Jut, 373. Jut, 374. Jut, 375. Jut, 376. Jut, 377. Jut, 378. Jut, 379. Jut, 380. Jut, 381. Jut, 382. Jut, 383. Jut, 384. Jut, 385. Jut, 386. Jut, 387. Jut, 388. Jut, 389. Jut, 390. Jut, 391. Jut, 392. Jut, 393. Jut, 394. Jut, 395. Jut, 396. Jut, 397. Jut, 398. Jut, 399. Jut, 400. Jut, 401. Jut, 402. Jut, 403. Jut, 404. Jut, 405. Jut, 406. Jut, 407. Jut, 408. Jut, 409. Jut, 410. Jut, 411. Jut, 412. Jut, 413. Jut, 414. Jut, 415. Jut, 416. Jut, 417. Jut, 418. Jut, 419. Jut, 420. Jut, 421. Jut, 422. Jut, 423. Jut, 424. Jut, 425. Jut, 426. Jut, 427. Jut, 428. Jut, 429. Jut, 430. Jut, 431. Jut, 432. Jut, 433. Jut, 434. Jut, 435. Jut, 436. Jut, 437. Jut, 438. Jut, 439. Jut, 440. Jut, 441. Jut, 442. Jut, 443. Jut, 444. Jut, 445. Jut, 446. Jut, 447. Jut, 448. Jut, 449. Jut, 450. Jut, 451. Jut, 452. Jut, 453. Jut, 454. Jut, 455. Jut, 456. Jut, 457. Jut, 458. Jut, 459. Jut, 460. Jut, 461. Jut, 462. Jut, 463. Jut, 464. Jut, 465. Jut, 466. Jut, 467. Jut, 468. Jut, 469. Jut, 470. Jut, 471. Jut, 472. Jut, 473. Jut, 474. Jut, 475. Jut, 476. Jut, 477. Jut, 478. Jut, 479. Jut, 480. Jut, 481. Jut, 482. Jut, 483. Jut, 484. Jut, 485. Jut, 486. Jut, 487. Jut, 488. Jut, 489. Jut, 490. Jut, 491. Jut, 492. Jut, 493. Jut, 494. Jut, 495. Jut, 496. Jut, 497. Jut, 498. Jut, 499. Jut, 500. Jut, 501. Jut, 502. Jut, 503. Jut, 504. Jut, 505. Jut, 506. Jut, 507. Jut, 508. Jut, 509. Jut, 510. Jut, 511. Jut, 512. Jut, 513. Jut, 514. Jut, 5

[illegible]

In dem Wilde. Das Bild ist relay am letzten Eigenthumsklefften. Die Tracht ist sehr genau; die Wiedergabe ist durchaus ländlich; aber der Hirt hängt der übliche Zeitstund; von der letzten Seidchänge her, mit Mehl und Wänter geschmückt, und einen fremden Sreud empfand. Das Necken auf Grello Feud und die Einnbilder über dem Hauptbild werden je wenig der Deutung beugen, als die drei Bilder am Tage.

Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Fridli!

Wer het, wer het e brävere Ma?
und meli si Gini, wenn si cha!

Er sigt so gern bi seiner Frau,
und was mi freut, das freut en au:
5 und was er seit, und was er thuet,
es isch so lieblich und so guet.

Wie siht er nit so gattig us
in sine Logge schwarz und chrus,
10 gut sine Bagge roth und gfund,
und mit de Glidete starrg und rund!
Und wenn mi Mämis plogt und druggt,
und wenn e Weh im Herze zugt,
und dengt i wider an mi Ma,
15 wie lacht mi wider der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!

I ha ne Warte hintem Hus,
und was i bruch, das heli drus:

20 am Feld in feister Fuhre schwangt
der Halm, an warme Berge hangt
der Trübel, und im kleine Hof
regiere Hüener, Chind und Schoof.
Was bruch, und was hani nit?

25 Freg was de weisch, luez wo de wirt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
isch Gottes Erge vorem do!

und wenn der Fridli müd und still
vom Agger dunnt und 'Dede will,
30 se stoh mit Chüm-mich, rein und frisch,

e guete Ziger uffem Tisch

Im grüne Chrästli stoh der Wi,
i luez en a, und schengg em i;
druf tringgt er und es schmeckt em guet,
und füllt em's Herz mit Chrait und Ruet. 35
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!

Es isch so heiter und so nett,
ad wenn's en Engel zimmert hätt, 40
und ruht, ad wenn's e Chiltli wär,
und wo me luegt, isch's niene leer.
So wäget, und wenn's bligt und bracht,

und wie mit Chälten aber mach,
wenn us em Nebel fucht us halt
der Ritel an de Hensire procht, 45
und wenn noch Bienecht halt und roth

der Jenner uf de Berge stoh,
und duffig an de Bäume hängt,
und Druggen übers Wasser sprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt, 50

und 's Dolder ab den Gischen trüllt:
isch's Stübli kheb, und warm und still,
turnier' der Sturm, so lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

55 Doch will mer Gott mi Fridli neh,
und hani nit, und mues en geh,
sollich Chiltshof du mi Güetli fr,
und bauet mer e Stübli dri.

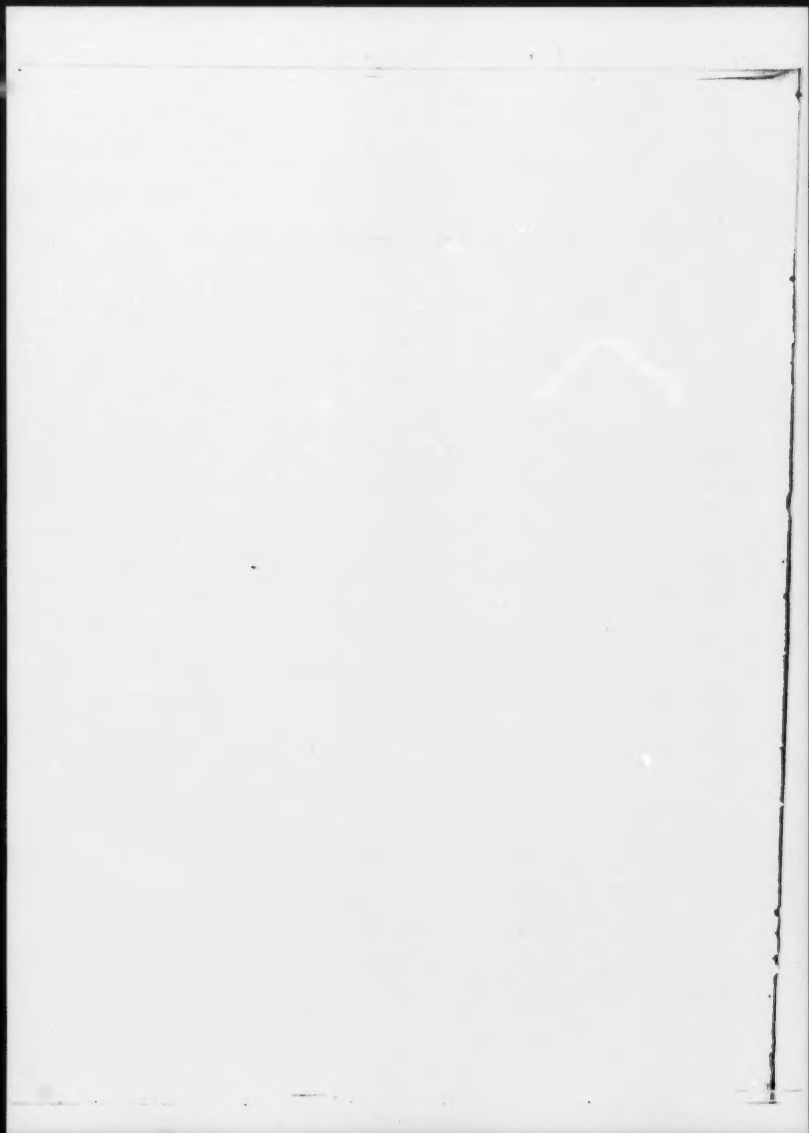
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Wörterklärung. 1. Fridli, Fridelin (oder Friederich?) 9. chrus, franz. 10. Bagge, Bagen. 11. Güetli, Gärten. 12. heli, bele ich 26. well, weile. 30. Chüm-mich, Rämmel. 31. Ziger, Melkenläse. 32. Chrästli, von Chrais, Krug. 40. Chiltshof, Kirchlein. 41. niene, nirgend. 44. fucht, sucht. 46. Bienecht, Weinacht. 51. Dolder, verwandt mit Dolder, Spitze eines Baumes oder Strauches. 52. kheb (so verhebt, sagt der Zürcher), gut verschlehen, lalt, oder wasserleht. 53. Chiltshof, Kirchhof.

Zum Bilde. In den Verzügen dieses Bildes geherb die Scene mit Hinsicht auf die ländliche Sitte und Einrichtung. Das Chrästli ist das landesübliche Weingeläch. Auf dem Geselle zwischen Tisch und Uhr ruht der „Lidsprahn“ (vergl. das Spielzeug), der die Stelle der Lampe vertritt. Fridli selbst steht auf dem Kunkel, im Begriffe, in die Stube zu treten.



Die glückliche Frau.







Die Häfnet-Jungfrau.

Beiter, wo summer doch ächtert? Bald glaubt, mer seuge verigt.

's schlacht sei Ubr, me hört sei Guhl, es lüet se Glogge;

wo me leet, und wo me luegt, so findt me se Zuegstritt.

Gdümmer do das Wegli ab! Es ick mer, mer seuge

nümme wit vom Häfnet-Bugg. Zuit grüet's mer, wenni

drüber mued! jez wäri froh. Der Sunne noch mächt es

schier gar Zebni se. Sell wär sei Fehler, mer häme

allweil no zilli gnuez go Steine bis Mittag. —

Geltet, was hani gseit! Gottlos do summer am Häfnet,

und jez weigli Beg und Steg. Der händ doch au bettet

hätte fräei, wüß Gott, und händ ich gwäßen und d'Hoor gtrecht

alttem Richter? Mängymol müen au d'Finger der Dienst thue,

und der schut mer schier so ud. Je, Beiter, i warnich!

Wemmer bim Brunne sin, me wüßich wäßen und strehle.

'S stocht im Wüetthal und in den einsame Matte

no ne Hus, me seit en nümme 's Steinemer Schlößli.

's thuet de Hamberchsütten und 's thuet de Bure, wo gfreht hän,

bis es gstanden ick mit sine Staylen am Oibel,

an sei Zahn meh weh; doch lige si rüejig im Bode.

d'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undengaliie Zite

in dem Schlößli ghueet het mit Batter und Muetter.

's ick e Zwingher gä, und 's het des Frohnes sei End gha,

bald uf's Friebe, bald zuem Dauen oder am Agger.

's Nacht zuem Hüeten ins Feld; und het der Zwingher und d'Zwingfrau

nüt meh gewüßt, ick d'Tochter cho, ne zimferig Dingli,

mittene Zuggergücht und marzipanene Hälbli.

Bald het Gin go Basel müesen oder no weiters,

Salbe hele, und das und deiz zuem Wäßen und Strehle,

Schne mit gilligete Blüemen und chosfert goldent Chayve

mit Chramanzlete drum und üdeni Händchen und Bündel.

Meinet der denn, si wär e mel go Steine in d'Gülche

uffem Bede ganze mit ihre papirene Schuene?

Derliger, bi'm Bluet, vom thürste wo me cha finde,

hän si müese ferite vom Schlößli bis füren an Steine

und dur's Dorf an d'Gülchhofstür und übere Gülchhof,

und am Röntig wäße. Am nöchste Sonntag het Alles

müese furer so, wie neu vom Weber und Walzer.

's ick emel en alte Ma. 's beiz niemes si Heinet

wüße welle, neben an dem Derliger-Juegweg

gstanden an der Gülchhofstüre. „Lefet, i warnich,

5.

10.

15.

20.

25.

30.

35.

40.

- „Jumpserti,“ heig er gseit, „’s isch mit dem Blägli nit z’passe.
 „Geht me so in d’Chilchen und über die grafsge Gräber?
 „Wie heisst in der Bibel? Der werdet sower nit wüsse:
 „Erde sellst du werden, aus Erde bist du genommen.
45. „Jumpserten, i fersch, i fersch!“ — Truf seyg er verschwunde.
 Sell mel uf Verligertuch in d’Chilche gangen und numme!
 Nei, ’s mues Bianell her am nächste Sunntig mit reuche
 Wändle rechts und linggs und unten und obe verbandlet.
 O, wie mänggmel hän doch d’Kär im Stille der Wunsch gha:
50. „Nähm di numme ne Na im Chis edert im Bieggau,
 „eder wo der Pfeffer wachet! Es seitt der so gunnt se.“
 Aber ’s het si niemeds möge. D’Muetter isch gherbe,
 und der Vatter au, si lige nebeneinander,
 und ’s chunnt gleit e Gang, wo ’s Töchterli füren in Chilchhof
55. au se Bianell brucht und eineweg d’Schüeli nit wies macht.
 Hän si nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
 ’s seyg nit briggel worde. Ne „Vatter unser“ hän stillig
 Alli bettet, und gseit: „Gott geb der ewige Fride!“
 Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z’spet war.
60. „Aber der alt Na seyg eismols wider am Chilchhof
 ghanden und heig gseit mit schwere büäfsene Worte:
 „Gsch nit das Blägli birüert, se soll di das Blägli nit tole.
 „Wo du ane ghörsch, weis numme ’s Geitligers Laubi.“
 ’s isch so che. Der ander Nerge, wemen ins Feld geht,
65. sioht der Todtebaum verusse nebe der Chilchmur.
 Wer verbei isch, het en gsch, und ’s heisst no dernoche,
 ’s seuge Grappe gnueg truf gessen und heigen am Tuch riggt;
 wie me’s macht: wenn näumis isch, so lüegt me no mech dra.
 Je, me heis wider prebiert, me het si no tiefer vergrabe
70. an en andere Plaz. ’s het Alles nit ghulsen und battet.
 Endli seitt der Wagt: „Wer müen go’s Geitligers Laubi
 „frege, wo si ane ghört.“ Ne rüstet e Wage,
 wetter d’Stieren i, und seitt der Todtebaum use.
 „Kaufet, wo der wohnt!“ Ei hän si nit zweimol so heisse.
75. Uf und surt zuem Häfnet-Bugg. Dört blide si dhange,
 z’allernächst am Brunne (der wüßet), wemer verbei sin.
 In dem Brunne ligt si. Doch sigt si an sunnige Tage
 mänggmel usen aus Land, strecht in de geldige Heere,
 und wenn näumer chunnt, wo selle Nerge nit bettet
80. oder d’Heer nit gtrecht, und wo si nit gwätschen und pugt het,
 oder jungi Bäum verderbt und Andere o’Holtz süht,
 seitt me, si nämm en in d’Arm und pichnen aben in Brunne.
 Better, i glaub sell nit. Ne seitt so wege de Chinde,
 as si süserli werden und niene näumis verderbe.
85. Better, war es so goförl, bi’m Bluck, euch hätt si in d’Arm gne,
 wo mer neben abe sin, und gwätschen im Brunne,
 und au wider gtrecht emel. — Nei, loset, was herti?

's lüet z'Steine Mittag. Dal simmer düssen im Freie.
 D'Zit werd eim doch churz im Laufe, wemmen au nümms
 mit enander z'rede weis und nümms z'erzähle.
 Vergs denn au nit wehre, es isch nit besser, wenns wehre isch
 Sehnt der ich dert 's Schloßli mit sinen eggige Gubie?
 Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Gildchweg.

90.

93.

Wörterklärung. Häfnet-Jungfrau.

In der Mitte zwischen Schopfheim und Verrach liegt das Dorf Steinen (vergl. Wiebe S. 158). Von hier führt ein Seitenbäldchen gegen den Schwarzwald hinein; in der Nähe des ehemaligen Klosters Weltenau theilt es sich, und der waldbewachsene Hügel, welchen die beiden Thalwege einschließen, ist der Häfnetbühl. Der schon zu Nebels Zeiten etwas unregelmäßig gewesen zu sein scheint, weshalb man sich nicht verwundern darf, daß auch wir an Ort und Stelle den geheimnißvollen Brannen nicht ausfindig machten. Die Sage beruht aber wirklich in der Gegend. 1. Wetter, allgemeine Verwandtschaftsbezeichnung, welche auch den D. beim einschließt. 2. Guchl, Hahn. 4. Chümmelet, komet. 5. grüset, graut. 8. klill, zellig, früh. 9. Weltet, oder geliet, gelt, als Plur., so auch gelte si, als Geschlechtsform. 10. der, ihr, hätte, heut. frül (einsilbig) früh, gürchli, gekümmet, von Streich, Kamm, verwandt mit Strich und Strahl. 12. Richter, grober Richtfamm. mäen, müssen. 13. der sehet, ihr sehet. Das Ihr ist im Alemannischen, wie in der Schweiz, ähnlich dem französischen vous, die Anrede an Alle, welche man nicht drit. Das „Zie“ findet sich erst in geklärten Kreisen oder in neuerer Zeit. 14. zweitelhates oder irennisch Ja, warnich, warneich. 14. wennmer, wenn wir, würdich, würdich, würde euch. 15. Zeinemer Schloßli, es sieht noch, nebe das Bild. 16. Hamberschläde (zweite Silbe teules), Handwerksleute. 17. geseht, Herrendienst thun, vom alten frön, Herr, wobei Zionsdienam. 18. Stapfle, Stafen. 19. rüezig, ruhig. 20. Zumpere, Jungfrau, doch mehr in vornehm oder irennischem Sinn; vollständige Zeichnung für Jungfrau ist Mettel. 23. Trilbe, Treibjagd. 24. häete, hüten. 25. jümperig, wie jümper (Wiebe v. 122), akkret. Dingli, Dim. von Ding, im spielenden oder wegwerfenden Sinne von Kindern oder Mädchen gebraucht. 27. wiltere, weiter. 28. Zeis, Jenes. 30. Chramanzlete, Schutzel, Bezeichnungen. Hänschen, Handhabe. 32. Schuene, Schuhen. 33. Elziger (Nerdlinger?), großes weißes Hellenzeug. Dim Duesch, ein Andrus

der Verwunderung oder Bekehrung, wahrscheinlich euphemistisch für Blut; sonst heißt Bluch: Blüthe, thübrüch, thenerü. 36. Rontig, Montag. 41. heig er, habe er. 43. jemer, letzter (vergl. jemerü). 50. Gliss, Gliaz, jenseits des Rheines. Briedgan, Briedgan, nordwestliche Gegend, wenn Freiburg der Hauptort ist. 51. gunnt, gegönt. 55. eineweg, dennoch. Schueli, Dim. von Schuß. 56. Todiebbaum, Sarg. Richter, Gemeinversteher. Plarrer, andere Beamt. und deren Angehörige wurden von Versteher zu Grabe getragen. 57. fellig, freilich. 59. j' spet, zu spät. 60. eisemold, plöglisch. 61. bidüffen, bedeutsam. 62. löse, vertragen, kaufen, verkaufen. 63. Gelltizer, noch legt ein Geschlecht in Steinen, und ein Name, welcher aber einer alten Stallbäre steht. Laubi, einer von den Namen, welche der Landmann den Zugochsen gibt. Horni, Merz, Laubi, Lubi, von den vier zum Theil veralteten Namen der Frühlingsmonate. Horning, März, Laubmonat (April). Lühmenat (Mai); so das schweizerische Kobeli. 64. wemen, wo man. 65. veruffen, draußen. 67. Graverre, Raben. heigen, haben, pliggt, gerächt. 70. ghulfe, geholfen. 73. wettet i, blinet oder prannt ein. 1e lt, legt. 74. wänd, wettet. 1e, lassen. 75. b'hange, behängen, heden, im Gebüsch. 82. nüm, nehme, ziehen, siehe ihn. 83. Ghinde, Kinder. 84. jäfetti, jäberlich. 85. gchrell, gefährlich. 88. bal, bald, euffen, draußen.

Zum Bilde. Diese höhe, an Korsett erinnernde Sage, hat der Künstler glücklich mit den Zeitlichkeiten, wo sie entworfen ist, in Verbindung gebracht. Das Hauptbild mit den drei Figuren darunter ist landschaftlich gotten. Daß das vornehme Fräulein den lässlichen Kopf der Markgräfinnen trägt, darf nicht befremden, da noch bis in die neuesten Zeiten die Reichsten in der Landbesorger gingen. Das Oter und Hieckermans in dem verwitternden Zimmer, was der unheimliche Glöcker aber dem Zarge, und was unter der Frage, die den Thron des Saturn einnimmt, Hien und Gule bei der Jungfrau bedeuten, ergibt sich von selbst.

Der Schreinergefell.

Zudem Bilde. Der Künstler hat mit der launigen Nase gewetteitert, und seinen mit Weinlaub umhängten Seiten in eine durchaus allemännliche Umgebung versetzt, deren heimelige Eingelassenheit, den verhängnisvollen Mäherwunden nicht aufzunehmen, den Feier gewiss entgegen werden.

Die Melodie ist von Hebel's Freunde, dem Pfarrer Kötter zu Schwegingen, auf dessen Kirchhofe der allemännische Sängler begraben liegt. Von denselben Gemeinthen sind noch einige sehr raueste Melodien vorhanden. Wir verdanken ihm auch mehrere schätzenswerthe Aufschlüsse für unsere Sammlung.

— 5550444 —

Wächterruf.

Wortklärung. Strophe 1. gähnt, gehet. Str. 2. elst, ell Uhr. biete, gebiete ich, von biete, anlagen. Str. 4. gang, gebe. Str. 6. err, erel Uhr.

Durch die fünfte Strophe soll Hebel ein in einer schlaflosen Nacht wunderbar bekümmert und berührt werden sein, als er auf einer Weile, in Gummendingen, dieselbe

aus dem Munde des Nachtwächters hörte, während er sich in Sorgen vergebens nach Ruhe suchte.

Die Melodie ist von J. von Salviati, welcher vier ganz vorzüglich gelungene Kompositionen zu Hebel herausgegeben hat (Vergleiche die folgende Melodie). Wir danken, nichts Näheres über ihn zu wissen.

— 5550444 —



Der Schreinergefell.

Allegretto. Gracioso. W. Röhler

Singstimme. *mf.*

1. Wi Hamberch het ti gleeht, so so, la la; doch stoh mer

2. Wuer ter määggmol pro - phe - zelt: „Du chunnich se

3. gang e? Kum - me z'guet! I ha in we - nig

f *mf.*

flautier.

„Zrin - se gar vil bes - ter a, op 's Schaf - se; sell bi - sen - ni frei und

Wei - ßer ü - ber wit und breit!“ Bleiß ba - nis sel - der glaubt und deukt: I chö

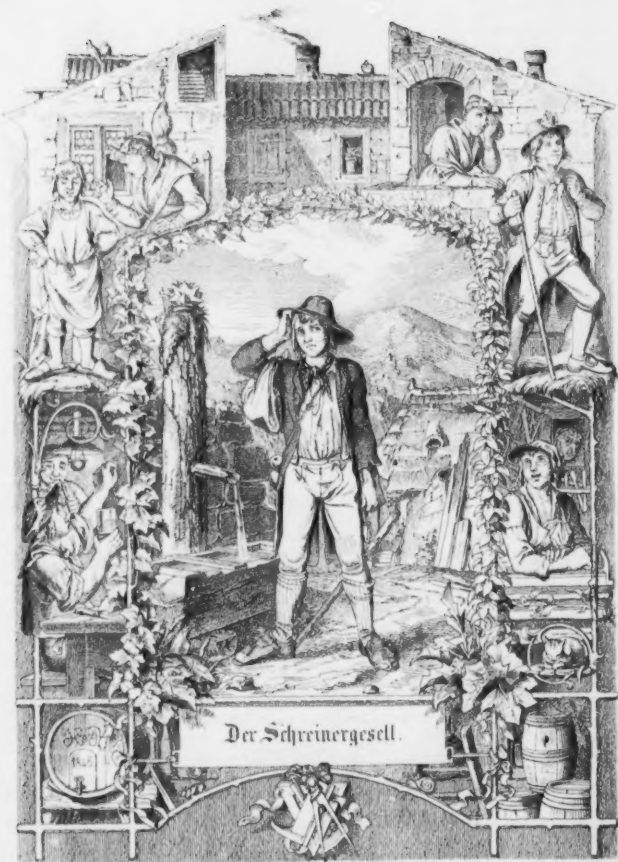
Wu - ße si - be Wei - ßer gha. D Wuer - ter li, wie falsch heisch pro - phe -

frank: der Rucke bricht mer ichter am Hebel - sank! 2. Drum het mer

so, wie wird mers ächterst in der Ärem - di go? 3. Wie isch mers

zeit! I chömm lei Meißter ü - ber, besch mer glett!

(Hebel, Mel. No 1.)



Der Schreiner-gesell.



Abstract.

J. v. Zalsburi

Atlantic moderate

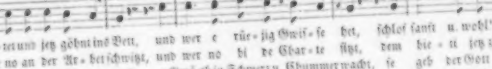
Andante moderato

1. Ge-ist, was i- ch dich mil- la- ge!
2. - - - - -
3. - - - - -
4. - - - - -
5. - - - - -
6. - - - - -

Der-ge-ist bei Je- su- g-eh-ge!
- - - - -
- - - - -
- - - - -
- - - - -
- - - - -

3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814

Andantino.



1. Mit-ter-und-ich gehn' ins Bett, und wer e-rü-e-jag' Gheis'-se bet, schlof' sanft u. wohl' im Him-mel
2. wer no an der Ir-ter-schwi-pf, und wer no bi-der Ghar-te s'p't, dem die-u-ich ziem' lei-de
3. wo no in der Ir-ter-nacht e-Gmü-th in Zä-mer-u. Gham-mer-wacht, se-geb' der Gheis'-se rü-e-gl
4. wo mit Zä-m's Ob'gei-u. No-eh e-Tief auf dunk'-le Wä-de goht - i-will's nit be-sen, a-ber
5. wenn ich ni-der, oh- no tagt, die schwe-i-z Berg am Her-ze naht, du arme Treu, di Zschlof'ich
6. Wer-geht am Him-mel schwebt, und wer im Ir-ter-der Tag er-lebt, dank' Gheis', und laß e-fro-be

1. mach' e bei - ter Aug die gan - ze Nacht, e bei - ter Aug die gan - ze Nacht!
2. mel: eich ho - chi Zu, und schle - se wehl! eich ho - chi Zu, und schle - se wehl!
3. Zehn, und mach di we - der frey und gesund, und mach di we - der frey und gesund!
4. gedenkt - gang heim, der himmlisch Richter sitzt! gang heim! der himmlisch Richter sitzt!
5. ta! Gott segt, es wer nit nö - thig gill, Gott segt, es wer nit nö - thig gill!
6. Knecht, und gang ans Gschäft u halt di guet! und gang ans Gschäft u halt di guet!





Der zufriedene Wandmann.

Allegretto

J. v. Schönt

1. Tent-wel ich län-gi au in Sad, und trink e Pöi-li Rauchtu-baf, und fahr ich heim zur

Egg und Pflur; der Pau-bi meint scho lang, 's feggnug. 2. Und wenn der Kai-fer us ein Noth in

2. Heil und Herß us Ja-go geht, se länzt er e-ken au in Sad, und trinkt e Pöi-li Rauchtu-

2. baf, und trinkt e Pöi-li Rauchtu-baf.

(Schl. Mel. Rec. 2.)

Der zufriedene Landmann.

- Denzgwo!, sey lügi au in Sagg,
und tringg e Pfüßi Rauchtubagg,
und fahr sey heim mit Egg und Pfüeg,
der Laubi meint scho lang, 's fery gnueg.
5. 2. Und wenn der Kaiser ufem Roth
in Feld und Herß ufß Jage goht,
se lügi er denzgwo! au in Sagg
und tringgt e Pfüßi Rauchtubagg.
3. Doch tringgt er wenig Freud und Lust,
10. es isch em nümme gar nit lust.
Die goldene Ehrene dringge schwer;
's isch nit, as wemms e Schthuet wär.
4. Wohl goht em mänge Pagen i,
doch will au mänge gnetret se;
15. und wener lott, isch Bitt und Bitt,
und Alli tröste hanner nit.
5. Und wenn er hüft, und sergt und wach
vom frühe Morge bis in d'Nacht,
und meint, sey heiz er Alles tho,
20. se het er erst se Dant derro.
6. Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
der Jemmeral im Lager sieht,
se lügi er entli au in Sagg
und tringgt e Pfüßi Rauchtubagg.
25. 7. Doch schmezzt em nit im wilde Gwöl,
b'm Ach und Weh und Saltzpfilt;
er het turniert um und um,
und niemess will en lobe drum.
8. Und Jürro und Mordio
und schwere Wetter ziehne noh;
30. do lit der Granadier im Bluet,
und döt e Dorf in Rauch und Bluet.
9. Und wenn in d'Neß mit Guet und Geld
der Ghaufher reist im weite Feld,
se lügi er eben au in Sagg
und holt si Pfüßi Rauchtubagg. 35.
10. Doch schmezzt der nit, du arme Ma!
Ne siht der dini Sorgen a,
und 's Gi mol Eis, es isch e Grus,
es luegt der zue den Augen us. 40.
11. De treisch so schwer, es thuet der weh;
doch heisch nit gnueg und möschich no meh,
und weisch so nit, wo ane mit;
drum schmezzt der au di Pfüßi nit.
12. Wir schmezzt, Gotted, und 's isch
mer gfiand. 45.
Der Weize lit im süchte Grund,
und mittem Thau im Mergerech
und mit sin Lthem segnets Gott.
13. Und 's Anne Weili, singg und froh,
es wartet mit der Suppe scho, 50.
und d'Ghinderli am kleine Tisch,
me weis nit, welles 's färechuet isch.
14. Trum schmezzt mer au mit Pfüßi weh;
denzgwo!, i siß merß no ne mol!
Juem frehe Sinn, juem freie Muetz, 55.
und hometue schmezzt Alles guet.

Wörterklärung. 1. Sagg, Laube. 2. tringg, gewöhnlicher Ausdruck für das Rauschen in der Wehlegegend. Tubagg, Tabak. 10. nümme, irgendwo, so eigentlich. 12. weh, wohl. 11. dringge, triden. 14. gnetret, gestirnt. 19. tho, gerhan. 25. Gwöl, Gwöl. 34. Ghaufher, Kaufmann. 39. Gi mol Eis, ihn mol Eis. Grus, Grauen. 40. Anne Weili, Anna Weiss, eine gewöhnliche Jätsamenziung. Weili, aus Wärlt. 52. färechuet, versehen, vorzüglich schon.

Die Melodie von Zählst. 14. für zwei Strophen berechnet; da jedoch die folgenden nicht immer genau zur Melodie passen, haben wir im Texte die Strophen eigens mit Zahlen versehen und lassen einen Vorschlag folgen, welcher Strophen zur ersten (A) und zur zweiten (B) Hälfte der Melodie gelangen werden mögen. (Strophe 1. A. 2 B. 3. A. 4. A. 5. B.) (6. A. 7 B. 8. B.) (9. A. 10. B. 11. B.) (12. A. 13. A. 14. B.)

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Worterklärung. Die Schwarzwälder, auch kurzweg Wälder genannt, ein feinsthafter Völkerslag, zeichnen sich durch ihre altertümliche schwarzweißene Tracht mit rother bis auf die Knie reichender Weide und schwarzem Zierhute, worunter die Haare kraus und gerade abgetrennt hervorstehen, aus. Das Breisgau liegt in der Ebene an, wo das Rastgäuler Land aufhört u. reicht vom Rheine bis zum Kaiserstuhl. Die Breisgauer Mundart streift an die benachbarte elsässische oder saargauische an. Strope 1. Mä l l e n, Mä l l e i n, freundliches Lächeln, unweit Badenweiler, mit trefflichem Weine. t e u n f i g, tauend. Str. 2. Wä r g l e, Wä r g e l n, eine ehemalige Pfründe des Stiftes von St. Blasien, frei und schön an dem waldigen Abhange eines der Matadoren des Schwarzwaldes, des sanftgewellten blauen Plateaus gelegen, mit

herrlicher Aussicht über den vielarmigen Rhein, ins feuchtbare Oberrhein, ins grobe reiche Basel und auf die feinen Berner Alpen. Str. 3. Stauffen, ein Städtchen an der Grenze des alemannischen Gebietes und die erste Stätte des edelsten Rastgäuler Weins; es ist von einer Schlossruine auf kegelförmigen Hügel beherbergt. W ä r t, Markt. Str. 4. F r i b e r g (zweite Ziehe tentes), Freiburg, die wohlbekannte Universitätsstadt mit ihrem herrlichen Münster. Str. 5. W e r d e, wäre es. Str. 6. G e r i c h t e r i e d, ein hoch und abgelegenes, in Wäldungen verborgenes Schwarzwälderort in der Gegend von Kaufenburg. G e g e n l i g (langes reines e), Gegend.

Die Melodie ist von Kether. Das gleiche Gedicht ist von Rüdiger sehr schön für vier Männerstimmen gesetzt.

Hans und Berene.

Worterklärung. Str. 1. L u n d e r k n e i t, lunderneit, eigentlich lunderneit. Str. 2. S n a p p, snapp, eng. Str. 4. F r i l i g, Dienstag, frei, von selbst. Str. 6. W ä h n t e, so heißen die gartenähnlichen Feldstücke zunächst um die Dörfer. Dort können sich der Aht, dort trinken sie der Rhein! Ausruf des Lebensüberdrusses. (Abweidend die gedachten Parteien: 's wärd jänzen im Salat — und — so binl mera Salzt!) Str. 9. Z p r i c h t i g, Z p r i c h t e, Str. 10. G ä l l e n, G ä l l e r i e, Str. 11. Abweichend in den gedruckten Ausgaben der Schluß: Du heidst mit nem Fegüß gheht, und lüaget Wäts nümme telt. Je, telt wüß, je!

Das Refrimele ist nach dem Originalmanuscripte Gebetsgefang, welches Herr Kirchenrat Gies-

sig in Verrath, der geistl. wohl einig überlebende Freund Gebets zu diesem Ende, nebst manchen trefflichen Reilen gütlich mitgetheilt hat. Dem aufmerksamen Leser werden außer den angeführten noch einige andere Varianten in der Fassung nicht entgehen. Auch dürfen wir nicht verhehlen, daß Gebets Handschrift etwas feiner ist, als unsere Nachbildung, über deren Beilichkeit wir uns übrigens freuen können.

Die Melodie, als Vollschrift auch mit andern Worten bekannt, haben wir beigelegt, um das Refrimele zu eben, welches seines Längers unabweisliches Lied in diesen Tönen von Mund zu Mund vererbt. Nur haben wir die Wiederholung der letzten Zeile unterlassen.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Allegro moderato.

W. Rütger.

Andre.

1. 3 Mül - len an der Fels,
2. 3 Bürg - fen uf der Höb,
3. 3 Stauf - fen uf em Wärt
4. 3 Tri - berg in der Stadt
5. Wo - ni gang und stand,
6. Wi - nen Au - ge gfallt
7. Im - me Chlei - ne Hus

Dolce.

ten - sig - say - ver - moht!
nei, was cha me seh!
hän si, was me gheht,
in - fer lisch und glant,
werd e lu - sig Land,
He - rich - tied im Wald.
wan - delst i und us,

mf.

1. Trunkt me nit e
2. D wie wech - le
3. Tanz und Wi und
4. ri - chi He - re,
5. a - ber zeig mer,
6. Wo - ni gang, se
7. gell, dem einisch, i

gue - te Wi?
Berg und Thal
Luft - her - freit,
Geld und Guet,
was de wilt,
den - si dra,
sag der wer?

geht er nit wie
Land und Was - ser
u - ber - al,
was eint num - me
Zun - pfe - re wie
num - me Häu - mid
's chunnt mer nit uf

Baum - öl i,
u - ber - al,
's Herz er - freut,
Milch und Blut,
an - di nit
d'Geg - niz a
isch ed Si, ed

isch lei Gr,
im - me

1. an der Fels!
2. uf der Höb!
3. uf em Wärt!
4. in der Stadt!
5. scho - ne Land.
6. ried im Wald!
7. Chlei - ne Hus!





Hans und Berene.

Allegretto.

So gefällt mir nunmehr Gi - ni, und Zel - li gefällt mir gleich! So gleich!

I. mo. II. do.

nen - ni doch das Weib - li hetz, es isch so flink und zun - derneit, so zunderneit, so zunderneit, i

mer im Pa - ra - die!

(Schl. Mel. No. 5)

Gedus 2. Venneli.

Es gfallt mir nimmer eini
und seli gfallt mir yonit.
und wani nimmer des Mirdli fitt
ab uff so fluch und vinderet wirt
i wani im Randeret.

Es uff waga, des Mirdli gfallt mir
und des Mirdli fitt i yonit
a Gfiedli fitt die Miltz a. Sitt
nir all biil a fass Mirdli
und Angli dinn Mann.

und wani es fitt so. vieren
sa fitt blumen des Blut und Gfied
ab wani mir nimmer fitt so fitt
und des Mirdli fitt mir a. Sitt
i wani mit wani so fitt.

Am Gfied fitt fitt mir nimmer
sa wani mir fitt so.

"Gfied fitt mir fitt, wani fitt so fitt
ab uff so fitt mir nimmer fitt."
I fitt mir fitt so.

Es fitt mir fitt fitt:
und fitt mir nimmer fitt.
und wani nimmer fitt fitt.
und wani mir nimmer fitt fitt
a fitt mir fitt fitt.

und fitt a. fitt, fitt fitt
a fitt fitt so fitt fitt.
und fitt mir nimmer fitt
und fitt mir nimmer fitt
fitt mir fitt so fitt.

an einem Buehli buei,
denn buei soll ich kase!
Jach sein no mit Lichte Hfe
und schreywarffe wuei so
an allem lasst es Gaa.

Werd mi/cht in de Gasse?
Wuei rufst si rufst? Wuei?
ob si kade, ob wuei in Luei
o kufst du Gold der Gaa in i gluei,
ob siig mi wuei in gluei.

Ja, buei is, du sag mi
und von du mi du wuei!
I Gie so kenne Kuei so gemaht,
denn Gie so sag mi wuei kuei,
und wuei so gemaht mit.

und bist mit wuei in Guei,
und bist mit wuei in Guei
an kufst du Guei ist wuei Guei
und kufst du Guei in Guei in. Luei
und luei in kufst Guei.

O Wuei kufst du kufst mi?
O Wuei kufst du kufst mi?
Ja will di kufst, kufst du!
i kufst mit kufst, wuei wuei,
I will di kufst, - is!